Lesebuch

für

Schule und Haus,

zunächst

für die katholische Jugend

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Ferdinand Herbst,
[illegible]

München.
Verlag der literarisch-artistischen Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Lesebuch

für

Schule und Haus.

Zunächst

für die katholische Jugend

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Ferdinand Herbst,
Pfarrer an der Mariahilfkirche in der Stadtgemeinde Au bei München.

München.
Verlag der literarisch-artistischen Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Vorwort.

Das Lesebuch, welches ich hiermit dem Publicum übergebe, ist für Schule und Haus zugleich bestimmt. Als Schulbuch mußte es eine den Lehrgegenständen angemessene Einrichtung erhalten, als Hausbuch hatte es mit dem Nützlichen zugleich dem Gemüthlichen Rechnung zu tragen. Es ist ferner zunächst für die reifere Jugend geschrieben, und darum so geordnet, daß es theils zur Wiederholung des Elementar-Unterrichts, theils zur Fortbildung auf den gewonnenen Grundlagen dienen kann. Ich habe dabei hauptsächlich jene Classen städtischer Feiertagsschulen, in welchen vorzugsweise gut Befähigte beisammen sind, und solche Institute, die nach beendigter Werktagsschule besucht werden, im Auge gehabt. Aber auch für den höhern Curs der Werktagsschule dürfte es sich eignen, zumal zur Vertheilung als Preisbuch; wenigstens ging meine Absicht auch dahin, die Zahl guter Preisbücher zu vermehren. Gemäß seiner Bestimmung für die schon mehr entwickelte, reifere Jugend enthält es kein buntes Allerlei von fragmentarischen Lesestücken, sondern planmäßig geordnete

und theilweise ziemlich ausführliche Darstellungen. Uebrigens konnte ich nicht alle für die Jugend nützlichen Lesestoffe in einem Buche vereinigen wollen, welches nicht über 20 Bogen stark werden sollte.

Bezüglich solcher Fremdwörter, die sich fast in allen Schriften finden, und deren Verständniß bei der gebildeten Lesewelt mit Recht vorausgesetzt wird, bin ich der Meinung, daß die Jugend wenigstens in Stadtschulen allmählich mit solchen bekannt zu machen sey. Ich habe sie daher nicht, gleich andern, ängstlich vermieden, glaubte aber doch deren Verständniß durch Anmerkungen erleichtern zu müssen.

Das heutige Lehrpersonal, zumal in Bayern, ist gewohnt den dritten Fall der Nennwörter, welche zur zweiten Beugungsart gehören, durchgängig mit **e** zu bilden. Ich habe ohne Zweifel unsere ersten Sprachkenner auf meiner Seite, wenn ich behaupte, daß die consequente Anwendung der dießbezüglichen Regel zur Verunstaltung unserer Sprache führt. Es ist nach der neuern Sprachlehre ganz regelrecht, zu sagen: beim Uebergange vom Heidenthume zum Christenthume gab es zum Beispiele viele, welche u. s. w.; aber welches gebildete Ohr wäre im Stande so etwas zu ertragen? Und mit welchem Recht besteht denn die Regel, daß auch die Nennwörter, welche im zweiten Falle bloß **s** — ohne **e** — annehmen, im dritten mit **e** zu beugen seyen? Auch der Wohlklang hat seine Rechte, hier um so mehr, als der ältere Sprachgebrauch und man kann sagen der Genius unserer Sprache dieser modernen Pedanterei entgegen ist.

Mein Lesebuch ist ferner für die katholische Jugend bestimmt. Für diese ist es jedenfalls ersprießlicher, Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte zu lesen, als von Griechen und Römern und aller Welt Dinge zu hören, die doch bald wieder vergessen sind, weil sie ihrer Natur nach bloß für die studirende Jugend Interesse haben. Nichts ist unfruchtbarer, als die dürren Abrisse von Weltgeschichte in Lesebüchern für die Jugend.

Eine meinem Lesebuche eigenthümliche Partie bildet die in Form von Lebensregeln vorgetragene christliche Sittenlehre. Den Stoff dazu habe ich aus Dr. Stadlbaur's, im Central-Schulbücherverlage mit oberhirtlicher Gutheißung erschienenem Lehrbuche der christlichen Religion entlehnt, diesen aber zum Theil frei bearbeitet, was schon darum nothwendig war, weil das fragliche Lehrbuch für Gymnasien geschrieben ist. Es kam mir darauf an, die Jugend in die christliche Lebenstiefe einzuführen und zu jenem sittlichen Ernst anzuregen, der entschieden die beste Mitgabe für das Leben ist. Wenn ich dieß erreicht habe, so ist es zunächst Stadlbaurs Verdienst, dessen Lehrbuch sich eben so durch sittliche Strenge wie durch logische Schärfe auszeichnet.

Von den bereits vorhandenen Lesebüchern habe ich hauptsächlich folgende zwei benutzt:

1. Rendschmidt's Lesebuch für die obere Classe der katholischen Stadt- und Landschulen. Achte unveränderte Auflage. Breslau 1849. Ein äußerst reichhaltiges, sehr empfehlenswerthes Buch.

2. Lesebuch für die obere Classe in katholischen Elementarschulen. Bearbeitet und herausgegeben von praktischen Schulmännern. Dritte, vielfach vermehrte Auflage. Köln 1840. Ob es seitdem neue Auflagen erlebt hat, ist mir unbekannt.

Vorstadt Au, den 29sten Septbr. 1850.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Fabeln — Märchen — Sagen — Legenden — Erzählungen.

Zweite Abtheilung.

Naturgeschichtliche und geographische Schilderungen.

Dritte Abtheilung.

Erfindungen und Gewerbe.

Seite

Gewinnung und Bearbeitung der Erzeugnisse aus dem Mineralreiche.

Kunsterzeugnisse aus dem Pflanzenreiche.

Kunsterzeugnisse aus dem Thierreiche.

Vierte Abtheilung.

Geschichtliches nebst christlichen Lebensregeln.

Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte.

Nach Stolberg und J. J. H. Schumacher.

1. Aus der Geschichte der Christenverfolgungen.

2. Denkwürdigkeiten aus dem gottseligen Leben der Christen.

3. Denkwürdigkeiten aus den gottesdienstlichen Handlungen der Christen.

Geschichtliche Personen aus verschiedenen Zeiten.

Erste Abtheilung.

Fabeln — Märchen — Sagen — Legenden — Erzählungen.

Erste Abtheilung.

Fabeln — Märchen — Sagen — Legenden — Erzählungen.

1. Fabeln.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
groß zu thun, und zu verhüllen
meiner Sprüche goldnen Schein,
die allein mit Trost erfüllen?"

„Auch aus Grüften," sagt die Blüthe,
„ruft mich Gottes Macht und Güte,
heller noch denn todte Schriften,
sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
ein lebendig Gotteswort."

Niederes Loos.

Zu der niedern Trauerweide,
grünend an dem klaren Bach,
sagt die Pappel: „Wachs mir nach
zu der Höhe stolzer Freude!"

Und die Weide sprach da wieder:
„Pappel, neige dich hernieder
zu des Baches frischen Wellen,
wo mir solche Freuden quellen,
die du droben nicht genossen:
schau, wie hier die Blumen sprossen,
und die Sterne sich erhellen!"

Zucht.

„Nicht laß ich mich zäumen,“
schäumt wüthend das Pferd,
„Ich werde mich bäumen,
mich wälzen zur Erd.
Und wenn sie mich schlagen,
zerreiß ich den Wagen,
und stürze feldein
durch Klüft' und Gestein;
denn besser zu sterben,
als knechtisch verderben.“

„Gern ließ ich mich zügeln,“
entgegnet der Springer,
„und Schläge und Stich
verschoneten mich.
So ward ich ein Ringer
und lernte beflügeln
mich selber zum Ziel.
Viel besser gefiel
mir, Zucht zu erwerben,
denn zuchtlos verderben.“

Eichhorn und der Wind.

E. Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
mein Thürchen stopf ich zu geschwind,
und thu' mir ein andres auf da drüben.
W. Ich blase auch dort ganz nach Belieben.
E. So mach' ich jenes wieder zu
und rufe vergnügt: Bleib draußen, du!

Der Wind, der machte ein bös Gesicht,
das Eichhorn sah es aber nicht.
Der Wind, der schüttelte an dem Baum,
das Eichhorn drinnen merkt es kaum;
es ließ ihm draußen seinen Lauf,
und knackte sich ein Nüßchen auf.

Vögel und Eule.

V. Frau Eule, sieh, kommst du auch an's Licht?
hab nur nicht ein so grämlich Gesicht;
du machst uns sonst wohl Sorgen und Schrecken;
heut laß dich einmal ein wenig necken.
E. O schiene der Tag nur nicht so helle,
ich fräß' euch alle gleich auf der Stelle.

Dann spielten die andern; sie saß allein;
da fragte sie eins: „Was hast du für Pein
und machst ein Gesicht wie die theure Zeit?"
Sie sprach: „Mich verdrießt eure Lustigkeit,
mich ärgert der helle Sonnenschein,
mich erbost dein Fragen da und Schrei'n."

Fuchs und Hahn.

F. Wer räth mir ein Räthsel? wer ist so klug?
H. Komm, sag' mir's, ich habe Verstand genug.
F. Einen Kopf hat er voll von Hinterlist,
eine Schnauze, die gern was Gutes frißt;
jetzt kommt er gesprungen und packet dich.
H. O weh mir Armen! jetzt frißt er mich.

Der arme Hahn! er sollte sich wahren;
das gar zu Gescheidtseyn bringt Gefahren.
Er kannte den Fuchs, er hätte nicht sollen
ihm seine Räthsel rathen wollen.
Nun hat's ihn gereut zu tausend Malen,
nun muß er's mit seiner Haut bezahlen.

Merk einmal, was ich vom Hahn alles dir erzählen kann.

Der Hahn in seiner Tennen
thut herzhaft einen Schrei,
da kommen alle Hennen
geschwind, geschwind herbei.

Da nennt er sie bei ihren
Zunamen allzumal,
und führet sie spazieren
hinunter in das Thal.

Führt sie zu einem frischen
  Labtrunk am Wiesenborn,
  gibt ihnen aufzutischen
  gar manches Gerstenkorn.

Und daß auch nicht der Braten
  abgehe bei dem Schmaus,
  so ist er gleich berathen
  und geht auf's Jagen aus.

Ein Käfer kommt gewackelt,
  schön dunkelgrün und roth
  da wird nicht lang gefackelt,
  Herr Hahn, der schießt ihn todt.

Und schlachtet mit dem Schnabel
  den Käfer, wie ein Kalb,
  und theilt ihn ohne Gabel
  in Stücke halb und halb.

Dann ruft er alle Hennen
  mit Gluck, gluck, gluck zu Hauf,
  die wackeln und die rennen
  daher im schnellsten Lauf.

Und nach dem Braten recken
  sie den gestreckten Hals
  und lecken ihn und schmecken
  ihn ohne Salz und Schmalz.

Und wenn das Schnabuliren
  hierauf ein Ende hat,
  dann führt er sie mit ihren
  Küchlein zur Ruhestatt.

Er aber vor dem Stalle
  singt noch ein Kikriki,
  und rastet nicht, bis alle
  auch eingeschlafen hie.

Dann legt er auf die Seiten
  den zunderrothen Kamm,
  daß morgen er bei Zeiten
  den Bauer wecken kann.

Vom listigen Grasmücklein ein lustiges Stücklein.

Klaus ist in den Wald gegangen,
  weil er will die Vöglein fangen,

Auf den Busch ist er gestiegen,
  weil er will die Vöglein kriegen.

Aber's Vögelein, das alte,
  schaut vom Nestlein durch die Spalte,

Schaut und zwitschert: Ei der Daus,
  Kinderlein, es kommt der Klaus!

Hu, mit einem großen Prügel,
  Kinderlein wohl auf die Flügel!"

Prr, da flattert's: husch, husch, husch!
  leer das Nest und leer der Busch.

Und die Vöglein lachen Klaus
  mit dem großen Prügel aus,

Daß er wieder heimgegangen,
  zornig, weil er nichts gefangen,

Daß er wieder heimgestiegen,
  weil er konnt' kein Vöglein kriegen.

Schlangenfreundlichkeit.

Ehr' und Freundschaft bei den Guten
war der Schlange längst genommen.
Aber sie möcht' wiederkommen
in den Umgang mit den Frommen.

Und sie putzt sich: Perlen schimmern,
Gold und Edelsteine flimmern,
und sie kommt mit leisem Tritte
in der Turteltauben Mitte.
„Bleibt!" ruft sie, „ich bring' euch Freude;
seht, ich bin im Sonntagskleide;
wer könnt' darin Böses wollen?"

„Mit des Worts, des Goldes Scheine
birgst du" sagt der Tauben eine,
„nicht der Augen furchtbar Rollen,
nicht die Lippen giftgeschwollen.
Doppelt kenntlich, doppelt feindlich
ist die Bosheit, thut sie freundlich."

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
als am Gestad' ein Heer von Kranichen
zusammenkam, um in ein wirthbar Land
jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
das wilde Lustgeschrei der schwärmenden,
und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
in sich gekehrt, „ich half so viel als ihr
zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar

beginnt geordnet itzt die Reis' und eilt
mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
auf Lotosblättern oft, womit die See
bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn sah er das beßre Land,
den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab!

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers gibt's ein besser Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch.

---

2. Märchen.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter;
das hat von unten bis oben halt
nur Nadeln gehabt statt Blätter;
die Nadeln, die haben gestochen
das Bäumlein, das hat gesprochen:

„Alle meine Cameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an;
dürft' ich wünschen wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht;
da hat es goldene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz,
goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

Aber wie es Abend ward,
ging der Jude durch den Wald
mit großem Sack, mit großem Bart,
der sieht die goldnen Blätter bald:
er steckt sie ein, geht eilends fort,
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„die goldnen Blättlein dauern mich;
ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich;
dürft' ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.“

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht;
da hatt' es glasene Blätter fein,
das war eine Pracht!
das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh,
kein Baum im Walde glitzert so.“

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geschwind,
und kommt an die glasenen Blätter:
da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.“

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ist's aufgewacht;
da hatt' es grüne Blätter fein;
das Bäumlein lacht
und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch'.“

Da kommt mit vollem Euter
die alte Geis gesprungen;
sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber;
hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln."

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht;
da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht, und lacht;
alle Bäume lachen's aus,
das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
und warum denn seine Cameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß Jedermann es sehen kann.
Geh naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's sticht. *)

Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr;

*) Der Sinn dieses Kindermärchens von Fr. Rückert ist: Sey zufrieden mit dem Loose, das dir Gott beschieden, der besser weiß was für dich taugt, als du. Eine Aenderung deiner Lage scheint dir wünschenswerth, aber wenn sie dir gewährt wird, wirst du bald auch in ihr dich unbehaglich, ja schlimmer befinden als in der ursprünglich dir zu Theil gewordenen, wirst dich in diese zurücksehnen und von Glück zu sagen haben, wenn du in sie zurückversetzt wirst.

die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brodkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser: dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen mit einander in die weite Welt gehen." Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen." Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging' und tränk' einmal; ich mein' ich hört' eins rauschen." Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger; wer aus mir trinkt, wird ein Tiger." Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Thier und zerreißest mich." Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle." Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf." Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich." Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß." Und als sie zum dritten Brünnlein kamen,

hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh; wer aus mir trinkt, wird ein Reh." Das Schwesterchen sprach: „Ach Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh, und läufst mir fort." Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da, als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sey still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen." Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und that es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Thierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: „Hier können wir bleiben und wohnen." Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte nun eine Zeit lang, daß sie so allein in der Wildniß waren; da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte darin das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach," sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten," und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber," sprach es zu ihm, „komm mir ja Abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, so klopf' und sprich:

„Mein Schwesterlein, laß mich herein; und wenn du nicht so sprichst, so schließ' ich mein Thürlein nicht auf." Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl, und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Thier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein." Da ward ihm die kleine Thür aufgethan, es sprang hinein und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das Ho, ho der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach' mir auf, ich muß hinaus." Das Schwesterchen öffnete ihm die Thüre und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da seyn und dein Sprüchlein sagen." Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldnen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger Abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein," und sah, daß die Thür ihm aufgethan und alsbald wieder zugeschlossen wurde. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden.

Das Schwesterchen aber war recht erschrocken, als das Rehkälbchen verwundet hereinkam; es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde war aber so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte; und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei seyn; sobald soll mich auch keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich tödten, ich lass' dich nicht hinaus." „So

sterb ich dir hier vor Betrübniß, wenn du mich abhälst," antwortete es; wenn ich das Hifthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen." Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Thür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zu Leide thut." Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein." Da ging die Thür auf und der König trat hinein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen aber war erschrocken, daß nicht sein Rehlein, sondern ein König mit goldener Krone hereingekommen war. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau werden?" „Ach ja", antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlass' ich nicht." Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, so lange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm zum Waldhäuschen hinaus.

Der König führte das schöne Mädchen in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten umher. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nichts anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Thieren im Walde zerrissen worden, und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern todt geschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren, und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege, und zwickten und nagten daran, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch in's Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein

Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.“ „Sey nur still,“ sagte die Alte, und sprach sie zufrieden: „wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand seyn.“ Als nun die Zeit herangerückt war, und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, da nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das soll euch wohlthun und stärken; geschwind, eh' es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, und sie trugen die schwache Königin in die Badstube, legten sie hinein, gingen schnell fort und schlossen die Thüre ab. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter und setzte ihr eine Haube auf und legte sie in's Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorne Auge konnte sie ihr nicht wieder geben. Damit aber der König es nicht merken sollte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als der König heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte an's Bett zu seiner lieben Frau gehen, und wollte sehen was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Bei Leibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht in's Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bett lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Thüre aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen und legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die

Wächter, ob jemand während der Nacht in's Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „nein, wir haben niemand gesehen." So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr."

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er auch in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr."

Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich that, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden; aber die folgende Nacht wachte er wieder, da sprach sie abermals:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch dießmal und dann nimmermehr."

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders seyn als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau," und hatte in dem Augenblicke durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, roth und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und sie wurden verurtheilt: die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Thiere zerrissen, wie sie sie erblickten; die Hexe aber ward in's Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie davon verzehrt war, verwandelte sich auch das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; und Schwesterchen und Brüderchen lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Die goldene Spindel.

In einer reizenden Gegend, am Fuße des hohen Riesengebirges, lag ein kleines Dorf. Dort wohnte in stiller Eingezogenheit eine arme Wittwe mit ihrem Töchterlein, Dorilla genannt. Es war aber diese ein gar gutes Kind und von allen Menschen geliebt wegen ihres sanften Gemüthes und frommen Fleißes. Ihre Mutter war sehr arm und krank, so daß sie sich nichts mehr verdienen konnte mit den schwachen Händen. Darum säumte Dorilla nicht, mit dem frühesten Morgen an ihr Tagewerk zu gehen, und arbeitete mit Lust und Freude, bis die Sonne sank. Aber wie emsig sie spann, wie fein sie auch das Fädchen drehte mit der unermüdeten Hand: so langte es doch kaum hin zu dem Allernothdürftigsten. Das ging der kleinen Dorilla sehr zu Herzen, und oft sann sie still und betrübt am schnurrenden Rädchen auf guten Rath; jedoch immer vergebens. Außer dem Hause hätte sie wohl mehr erwerben können; aber dann wäre ja die kranke Mutter ganz ohne Pflege gewesen, und daran mochte sie nicht einmal denken. Doch blieb sie dabei immer guten Muthes: denn sie fand Trost im Gebete und ließ nicht ab zu hoffen, der Himmel werde sie nicht ganz verlassen und sich ihr gewiß einst hülfreich offenbaren.

Es begab sich aber, daß Dorilla eines Tages zu Markt wollte, um ihr Garn zu verkaufen, welches dieses Mal überaus fein war und ihr einen hübschen Gewinn versprach. Es war im Frühjahre, wo die Bergströme höher anschwellen von dem geschmolzenen Schnee und weit übertreten über die engen Ufer, so daß die Straßen und Fußsteige oft unzugänglich und gefährlich werden. Als nun die kleine Dorilla durch das Dörfchen schritt, sprach wohl mancher Nachbar sie an, warnend vor dem reißenden Bergwasser, das über Ufer und Dämme vorgedrungen war und hinein in den Wald brausete. Aber das Mädchen sagte muthig: „Ich kenne ja den Weg ganz genau und auch die Brücke, zumal am hellen sonnigen Tage; macht Euch deßhalb keine Sorge um mich, lieber Nachbar! Ich komme wohl mit Gott glücklich an Ort und Stelle." So schritt sie frisch und fröh-

lich zum Dorfe hinaus und über die Wiesen dem nahen Walde zu.

Schon hörte sie das Rauschen des Wassers; der kleine Fluß war zum Strome gewachsen, und weithin über die Wiesen spielten die rieselnden Fluthen; aber noch ragte die Brücke über das Wasser empor, und sie eilte wohlgemuth darüber hin. Fast wollte es ihr vorkommen, als schwimme die Brücke mit ihr dahin; die Wellen netzten ihr oft die Sohlen und glänzten in so wunderbaren Farben, daß das Mädchen wie geblendet da stand und ihr fast schwindelte. Sie wandte ihre Blicke aber von den Fluthen ab und schritt beherzt vor sich hin, bis sie am Ufer war, wo das Städtchen hell im Sonnenglanze vor ihr lag.

Nun holte sie freien Athem und eilte zum Thore hinein, dem Markte zu. Als sie hier angekommen war und das Garn herausnehmen wollte aus dem reinlichen Körbchen, siehe, da war kein Faden darin! Sie mußte das Garn unterwegs verloren haben. Sprachlos starrte Dorilla vor sich hin; der Schrecken raubte ihr Worte und Gedanken; betäubt sank sie auf die Stufen eines hohen Gebäudes und weinte tief und schmerzlich. Die Vorübergehenden blieben vor ihr stehen und sahen, theils bedauernd, theils spöttelnd auf sie hin; keiner aber fragte nach der Ursache ihres Kummers. Dahin war mit dem Garne der Verdienst eines ganzen Monats, und sie sah keine Hülfe und keinen Rath. Zu betteln schämte sie sich; wenn sie auch einmal ihre blauen Augen bittend erhob, so nahmen ihr Scham und Thränen die Sprache, und so blieb sie immer unverstanden und unbeachtet.

Als sie so da saß in ihrem Jammer, schritt eine sonderbare Gestalt, einem Jägerburschen ähnlich, durch die Menge: sein Auge funkelte kühn unter den dunkeln Augenbraunen hervor; dabei pfiff er lustig vor sich hin, und lachte zuweilen, als mache er sich über die ganze Welt von Herzen lustig. Ein großer, hellgrüner Mantel hing ihm nachlässig über die Schultern, und die blanke Flinte glänzte im Sonnenschein. Er trat an eine der Säulen, wo Dorilla saß, und sah, die Arme über einander gekreuzt, dem bunten Treiben der Menge zu. — Eben kam ein wohlgekleideter Mann vorbei mit Stern und Ordenszeichen.

Schüchtern nahte sich Dorilla und hob die Hände bittend zu ihm empor; ihre feuchten Augen sprachen beredter als jedes Wort: „Erbarme dich der Armuth!" Aber der reiche Herr sah sie unwillig an und sagte: „Geh' und arbeite! Der müßigen Tagediebe gibt es ohnehin schon längst zu viele!" Und so schritt er vornehm vorüber. Hocherröthend schluchzte Dorilla: „Ach, es soll ja nur für meine arme, arme Mutter seyn!" und die Hände zum Himmel emporhebend, als wollte sie ihn zum Zeugen anrufen, daß sie das harte Wort nicht verdiene, stand sie eine lange Weile in tiefer Verwirrung. Da faßte sie eine Hand, und der Jägerbursche beugte sich zu ihr herab und sprach: „Du armes Kind! hier kannst du lange sitzen und bekommst doch am Ende nicht so viel, daß du deiner Mutter das Abendbrod dafür kaufen kannst." — Erstaunt sah ihn Dorilla an und fragte: „Kennt Ihr mich denn? Woher wißt Ihr von meiner kranken Mutter?" Der Fremde antwortete: „Du hast ja immer leise gebetet, und daher weiß ich alles. Ich möchte dir auch gar gern helfen. Harre meiner nur dort am Wasser; es wird bald dunkel und du bedarfst eines Führers. Auch bringe ich dir vielleicht anderes Garn; denn meine Schwestern spinnen auch feine Fäden, und die sollen dir den Verlust schon ersetzen." Darauf sah er sie recht freundlich an und begab sich unter die Vorübergehenden. Dorilla aber verfolgte ihn mit den Augen, und es war ihr, als sähe sie ihn immer höher und höher über die Menge hervorragen, bis er endlich in nebeliger Ferne verschwand. Dem erschrockenen Mädchen klopfte das Herz; sie konnte sich eines geheimen Grauens nicht erwehren, und doch mußte sie den Jäger lieb haben, der so freundlich versprochen hatte ihr zu helfen. Schon wurde es kühl und dunkel; da begab sich Dorilla auf den Heimweg, des Fremdlings Worte gedenkend.

Bald hatte sie die verdrießliche Stadt hinter sich, und eilte nun in banger Hoffnung dem Walde zu. Wie eine weite Silberfläche lagen die überschwemmten Felder an den dunklen Bergen, und das Gebrause des Stromes hallte, wie ein dumpfer Donner, durch die öde Gegend. Dorilla hatte vorsichtig jedes kleine Gewässer durchschritten, und war zu der Stelle gekommen wo sie über die Brücke gehen mußte. Aber diese suchte ihr Auge ver-

gebens; keine Spur war von ihr zu finden. Wahrscheinlich war der Strom noch gewachsen und hatte sie hinweggerissen. Kein Kahn rings umher. Da stand sie nun, allein und verlassen mitten zwischen tausend vorübereilenden Bächlein, die, muthwillig und neckend, sie in seltsamen Ringen umflossen, so daß ihr auch der Rückweg immer bedenklicher wurde, und sie wie in einem Zauberkreise stand, aus dem kein Weg hinausführte. Vergebens blickte ihr Auge in die Ferne: wohl sah sie das Dörflein; doch der Nebel schien es immer weiter zu entfernen und das Hinderniß immer unübersteiglicher zu werden, so daß sich vor Angst und Grauen unwillkürlich ihr Haar sträubte und ihr unsäglich beklommen ums Herz wurde. Da gedachte sie des Fremden und seines Versprechens, und sie sah sich rings um und rief laut durch die Dämmerung, daß ihre Stimme von den nahen Bergen zurückhallte. Auf einmal gewahrte sie bei dem Scheine des aufgehenden Mondes eine bewegliche Gestalt am Bergwege, die immer näher kam. Bald konnte sie den Jäger erkennen und den grünen Mantel, und unterschied ein weißes Gesicht. Nun trat er zu ihr und sprach mit freundlichen Worten: „Hier Mädchen ist Garn; auch schicken dir die Schwestern eine Spindel dazu; bewahre sie aber und lasse sie für keinen Preis; die Spindel bringt Segen und macht dich reich.“ Dankbar blickte Dorilla zu ihm empor, und versprach seiner Worte zu gedenken. „Nun aber“, bat sie, „bringe mich auch über den Strom, wie du es mir versprachst, damit die Mutter sich nicht länger daheim um mich ängstige.“ Aber der Jäger sprach: „Thörichte! was forderst du? Siehst du nicht, wie hoch die Fluth geht? Wo wäre denn ein Kahn oder Steg, der uns hinüberbrächte? Heute steh von deinem Vorhaben ab und komm mit mir ins Gebirge; dort steht mein Schloß, darin soll es dir an nichts fehlen, was das Herz erfreut: denn ich bin reich und verspreche dir gute Tage.“ Aber das Mädchen entgegnete: „Wie sollte ich herrlich und in Freuden leben, wenn meine arme Mutter daheim seufzt und sich im Herzen grämt? Ach, du hast keine Eltern, für welche du sorgen mußt, sonst würdest du mir mit solchen Worten nicht wehe thun. Lieber in die Fluthen will ich mich wagen, als dir folgen, du harter

Mann! Der Gott, zu dem ich flehe, wird mich behüten und mich nicht untersinken lassen." Da blitzten die Augen des Jägers wie Sterne durch die Nacht, und er sprach: „Deine Liebe und dein Vertrauen sind stark, aber stark ist auch mein Arm, und so will ichs denn getrost mit dir wagen." Und im Nu umhüllte sie der grüne Mantel, und ein starker Arm trug sie hoch über die brausende Fluth hin, daß sie hinab in das klare Wellenreich schaute, und am Ufer war, ehe sie es noch gedachte. Sanft fühlte sie sich auf dem Rasen niedergelassen. Ihre Blicke suchten den Führer — er war verschwunden. Hell lag die Gegend vor ihr da; alles war ihr nun deutlicher und bekannter, und mit Erstaunen sah sie jetzt auch die Brücke hinter sich, die sie vergebens gesucht hatte. Sie rieb sich verwundert die Augen, indem sie dachte: „Wache ich denn, oder habe ich geträumt?" Aber das schwere Körbchen erinnerte sie an die Wirklichkeit, und sie schob alles das Wunderbare auf ihre Angst und allzu große Verwirrung. Muntern Schrittes eilte sie dem Dörfchen zu. Da stand die Mutter schon besorgt an der Hinterthür, und sah ihr entgegen. Flüchtig erzählte ihr Dorilla, was ihr begegnet sey; aber ihre Worte liefen so wunderbar durch einander, daß die Mutter bedenklich den Kopf schüttelte. Als sie jedoch hörte, wie des Kindes Liebe und mächtiges Vertrauen den Jäger zu ihrer wunderbaren Rettung bewogen habe, da wurde sie zufrieden.

Am andern Morgen, als Dorilla das Garn betrachtete, siehe, da leuchtete es wie eitel Gold, und hing schwer in unzähligen glänzenden Fäden zur Erde. Die Spindel aber glänzte noch weit schöner; und als Dorilla den ersten Faden damit versuchte, da tanzte sie von selbst in ihrer Hand, und es war eine Lust, anzusehen wie der Faden so fein und überaus schnell sich um sie her schlang und die süße Arbeit gar kein Ende nehmen wollte. Da fielen die Glücklichen auf die Kniee in stillem Gebet: denn sie sahen hier deutlich eine höhere Hand, und lobten Gott und den guten Geist, der sie so bald aus aller Noth errettet hatte. Als sie nun das goldene Garn zum Verkauf trugen und die Geschichte lauter wurde, meinten die Leute alle, das wäre Rübezahl, der Berggeist, gewesen, kreuzten sich und mieden die Nähe der Glücklichen. Diese aber verließen das Häuschen

und begaben sich in ein stilles Thal, wo gute friedliche Menschen wohnten. Dort lebten sie ein frohes, sorgenfreies Leben, still und tadellos; denn so reich sie auch wurden, so vergaßen sie sich doch nie in stolzem Uebermuth; und der fromme Fleiß und die goldene Spindel erbten sich lange fort auf Kind und Kindeskind.

Der Faule und der Fleißige.

Zwei Leute, ein Fleißiger und ein Fauler, gingen eines Morgens mitsammen über Feld. Da sahen sie vor sich, weit ins Land hinein, ein glänzendes Schloß auf dem Berge liegen; es funkelte in der Sonne, daß es eine wahre Lust war da hinzuschauen. „Dort laßt uns hingehen!“ sagte der Fleißige. — „Ja wer nur erst da wäre! sagte der Faule. — „Das könnt ihr noch heute,“ — sprach eine helle Stimme hinter ihnen, ihr seyd ja ein paar junge rüstige Gesellen.“

Wie sie sich umsahen, woher diese Worte kämen, erblickten sie eine schöne Frau; sie stand auf einer Kugel, und diese rollte mit ihr rasch nach dem Schlosse zu, an ihnen vorbei. „Die hat's gut“ sprach der Faule, „die braucht kein Bein zu rühren und kommt doch vorwärts“, und damit setzte er sich ins Gras nieder. Der Fleißige aber bedachte sich nicht lang, lief ihr nach, ergriff sie an dem Zipfel ihres weiten Mantels und sprach: „Wer bist du?“ — „Das Glück,“ antwortete die Frau, „und jenes Schloß ist mein. Kommt mir nach! und seyd ihr vor Mitternacht da, so will ich euch freundlich aufnehmen. Kommt ihr aber nur eine Secunde nach Mitternacht, so ist für euch mein Haus verschlossen.“

Bei diesen Worten entzog sie ihren Mantel der Hand des Gesellen und rollte so rasch dahin, daß sie bald seinen Blicken entschwunden war.

Der Gesell kehrte zu seinem Cameraden zurück, erzählte ihm was ihm begegnet und sagte: „Ich geh' hin. Kommst du mit?“ — Der aber sprach: „Bist du toll? — Ja, wenn ein Pferd hier wäre und mich hin brächte!“ — „Ade!“ — rief der andere und trat seine Reise an.

Der Faule dachte: „Lauf du nur immer zu; der Zufall ist schon manchem im Schlafe günstig gewesen, vielleicht ist er's mir heute auch einmal.“ Damit legte er sich auf den Bauch und blinzelte behaglich, aber doch etwas sehnsüchtig nach dem flimmernden Schlosse hin.

Plötzlich fühlte er um seine Ohren etwas Warmes schnuppern, und als er sich langsam umwandte, siehe, da stand ein hübsches munteres Pferdchen da, das war glänzend weiß, schüttelte die Mähnen und wieherte lustig in die frische Morgenluft hinaus.

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ rief der Geselle, „wer nur dem Zufall vertraut! Komm her mein Thier, wir wollen gute Freunde seyn!“ — Mit diesen Worten hob er sich ruhig in den Sattel, und wie der Wind flog das Thier mit ihm auf und davon. Bald holte er seinen Cameraden ein. „Viel Grüße an Schusters Rappen von meinem Schimmel!“ rief er ihm im Vorbeijagen zu. Der aber ließ sich nicht stören, sondern schritt rüstig und sicher seine Straße vor sich hin.

Auf einer buschigen Anhöhe machte der Schimmel mit seinem Reiter um Mittag plötzlich Halt. „Recht so,“ sprach dieser „du bist ein ganz gescheidtes Thier. Eile mit Weile, das ist die wahre Weisheit. Das Schloß da läuft uns nicht fort, aber der Appetit, wenn man sich überhungert.“

Nun stieg er vom Pferde, suchte einen weichen, schattigen Abhang neben einem bequemen Stein, ließ sich in's Moos nieder, stemmte die Beine gegen einen Baumstamm und hielt sein Mittagbrod, denn glücklicher Weise befand sich Brod und Wurst in seinen Taschen und ein guter Schluck in seiner Korbflasche. Und als der Magen gefüllt war und ihn der Schlaf überkam, folgte er dieser süßen Lockung, streckte alle Viere von sich und schlief ruhig ein.

Das war ein Schlaf! So schöne Träume hatte er noch nie gehabt. Ihm träumte, er sey schon im Schlosse, läge auf seidenen Polstern, und was er nur wünsche, käme ihm von allen Seiten zugeflogen, ohne daß er auch nur den kleinsten Finger zu rühren brauche. Zuletzt war es ihm als würde ein großes Feuerwerk abgebrannt und die schönste Musik spielte dazu das Lied: „frischer Muth, leichtes Blut ist des rüst'gen Wandrers Gut.“ — Da wachte er auf.

Er rieb sich die Augen. Nun sah er, daß die Sonne hinter dem Schlosse soeben unterging und ihm noch den allerletzten Strahl in die Augen warf. Aus dem Thale vor ihm aber schallte die Stimme seines Cameraden herauf, der sang das Lied, das ihm so eben im Traum in die Ohren geklungen hatte und schritt ohne umzusehen vorwärts. — „Ei der Tausend," rief der Faule. „Nun ist's aber denn doch Zeit aufzubrechen. Schimmel! wo bist du?"

Ja da war kein Pferd in weiter Runde mehr zu sehen, wohl aber weidete oben auf der Anhöhe ein alter grauer Esel. Der Geselle rief, er lockte, er pfiff, — nichts da! — das Pferd blieb fort und der Esel kam nicht herbei. So mußte er sich denn schon entschließen, zum Grauen hinzugehen und ihn zu besteigen.

Der ließ sich's auch ruhig gefallen und trabte gemächlich mit ihm vorwärts, freilich sein Schimmel wars nicht, der ging rascher, und was das Schönste war, viel, viel bequemer.

Bald fing es an dunkel zu werden, und Wolken zogen herauf. Auch hatten sie in dem Schlosse, wie man deutlich sehen konnte, die Lichter schon angesteckt. — Da ging die Noth los. Der Esel schlich langsamer und immer langsamer, und als er mitten in einem rabenschwarzen Walde war, blieb er mit einem Mal ganz und gar stehen. Da half kein Bitten, kein Streicheln, kein Zügelreißen, und als sein Herr ihm zuletzt mit Hacken und Fäusten eine volle Stunde lang fortwährend zugesetzt, machte das Thier kurzen Proceß: Kopf zwischen die Beine, Hintertheil in die Höhe, und mit einem Ruck lag mein Reiter auf dem harten Boden.

Das war kein Polsterkissen, und nun gar für einen, dessen Arme und Beine von dem vielen Schlagen selbst ganz zerschlagen waren. Und vor ihm flimmerte das Schloß schon ganz nah durch die Bäume, als winkte es ihm so recht zu sich hin. Ach was für prächtige Betten mußten da drinnen seyn!

Dieser Gedanke einzig und allein gab dem Zerschlagenen die Kraft aufzustehen. Aber was nun machen? Gehen? — Das war unmöglich; er konnte ja kaum noch stehen, so schmerzten ihn alle Glieder. Vielleicht hatte sich ja auch sein Grauer

unterdeß eines Bessern besonnen. Er tappte also wohl eine Viertelstunde nach ihm umher, stieß hier den Kopf an einem Baum, riß da sein Gesicht an den Dornen entzwei, stolperte überall an Wurzeln und Steinen, aber, was nicht zu finden, das war der Esel. An Liegenbleiben war nun gar nicht zu denken, denn von Zeit zu Zeit ging ein Heulen durch den Wald wie von hungrigen Wölfen.

Plötzlich stieß er an etwas Weiches, es war nicht sein Esel, aber es war doch wie ein Sattel anzufühlen. Eben wollte er sich heraufschwingen, als er merkte, es sey ein kaltes nasses Thier, das er besteige. Ihn schauderte. Indem aber schlug eine Glocke in der Ferne. Er zählte; sie schlug elf Schläge. Es war die höchste Zeit, in einer Stunde konnte er das Schloß noch erreichen, — er hob sich in den Sattel.

Es saß sich auch gar nicht übel da oben, ungemein weich und im Rücken eine hohe Lehne, auch ging das neue Thier sehr sicher, nur noch viel langsamer als das frühere. Dennoch kam er dem Schlosse allmählich immer näher, und schon konnte er die erleuchteten Fenster darin zählen, als der Mond aus den Wolken trat und hell auf ihn herunterschien.

O Wunder! was erblickte er da! Das Thier, worauf er saß, war kein Pferd und kein Esel, sondern eine großmächtige Schnecke, so groß wie ein Kalb, und ihr Haus, das sie auf dem Rücken trug, hatte ihm zur Lehne gedient. Da war's nun wohl natürlich, daß er nicht schneller weiter kam. — Ihn überlief es eiskalt! Aber das half alles nichts, er mußte froh seyn, auf solche Weise seinem Ziele näher zu kommen. Und wirklich, schon schlug die Glocke aus der Ferne den ersten der zwölf Schläge, mit denen sie in langen Zwischenräumen die Mitternachtstunde verkünden sollte. In demselben Augenblicke schob sich sein neues Saumthier mit ihm aus dem Walde heraus, und das prächtige wunderbare Schloß des Glückes lag ganz dicht vor ihm da. Bisher hatte der Faule auf seinem Sitze kein Glied gerührt, jetzt drückte er dem Thiere beide Fersen in die weichen, schwammigen Seiten. Das aber war solche Behandlung nicht gewohnt, im Nu zog es sich mit Kopf und Krachen in sein Haus hinein und ließ den Reiter zu Boden gleiten.

Jetzt brummte die Thurmuhr den zweiten Schlag. Hätte der Faule sich zusammengenommen und seinen Füßen vertraut, noch immer hätte er sein Ziel erreichen können, ehe der letzte Schlag verhallt wäre. Aber nein! er stand da und rief jammernd: „Ein Thier! ein Thier! was es auch seyn mag, nur ein Thier, das mich zum Schlosse hinträgt!"

Unterdeß waren aber fast sämmtliche Lichter im Schlosse erloschen, der Mond trat wieder hinter dunkle Wolken und rings umher war es, wie früher, dunkle Nacht.

Die Thurmuhr schlug den dritten Schlag. — Da hörte er neben sich etwas rasseln, es kam durch die Dunkelheit daher wie ein gepanzert Roß und hielt neben ihm still. „Das wird mein Schimmel seyn," rief der Faule, „den hat mir der Himmel zur rechten Zeit geschickt!" So rasch es ihm möglich war, schwang er sich dem Thiere auf den Rücken; nur ein kleiner Hügel war noch zu erklimmen, noch sah er die Thorflügel des Schlosses offen und in der Thüre stand sein Camerad und winkte ihm jubelnd mit seiner Mütze zu.

Schon schlug die Thurmuhr den vierten Schlag, da fing das Thier, worauf er saß, an, sich zu bewegen; sie schlug den fünften Schlag, da ging es vorwärts; — sie schlug den sechsten Schlag, da stand es still; — sie schlug den siebenten Schlag, da erhob sich das Thier abermals, nahm einen Anlauf und — ging rückwärts! Vergebens versuchte er sich hinabzuwerfen. Bei einem flüchtigen Strahl des Mondes erschien ihm sein gepanzertes Roß als ein schauriges Ungeheuer mit zehn Beinen, von jeder Seite erhob sich eine riesige Scheere und kniff und hielt ihn fest an den Armen. Er schrie nach Hülfe. Umsonst! Immer weiter kam er von dem Schlosse zurück, immer näher rückte der entscheidende Augenblick. Die Thurmuhr brummte einen Schlag nach dem andern herunter und endlich den zwölften, — noch einmal sah er den Wunderbau vor seinen Blicken in hellem Lichtschimmer aufleuchten, aber in demselben Moment hörte er auch die Thorflügel mit gewaltigem Prasseln zusammenschlagen. — Der Eingang zum Schlosse des Glücks war ihm für immer verschlossen, und als er beim Scheine des flammenden Lichtes das Ungeheuer, das ihn immer wei-

ter und weiter rückwärts riß, näher betrachtete, siehe da war es ein ungeheurer Krebs!

Wo er auf diesem Rosse hingekommen, weiß ich nicht zu sagen. Kein Mensch hat sich weiter um ihn bekümmert.

Sein Camerad aber ward von der schönen Herrin des Schlosses auf's freundlichste empfangen und aufs köstlichste bewirthet; auch soll sie ihm Zeit seines Lebens behülflich gewesen seyn große Dinge zu vollbringen, seinen Mitmenschen Freude zu bereiten und Nothleidende zu unterstützen.

Don Gockelino's Ermordung.

Unweit der Stadt Koblenz, fast der Burg Stolzenfels gegenüber, da wo die Lahn in den Rhein fließt, steht eine uralte Kirche, die Johanniskirche. Mit ihren alten Thürmen aus einem reichen Baumgarten, im Angesichte hoher Burgen, grüner Rebgelände und lachender Dörfer emporblickend, ist sie eine Zierde der ganzen Gegend und zugleich ein ehrwürdiges Denkmal der rheinischen Geschichte; schon Barbarossa gedenkt ihrer urkundlich vor Mailand 1161. Allein sie fällt in Trümmer, ein Thurm ist schon eingestürzt, das Schiff auch, und der zweite bricht vielleicht über Nacht zusammen. Die Nassauer haben die geistlichen Güter und Zehnten zur Krone gezogen, aber von der Erhaltung eines so alten Heiligthums wollten sie nichts wissen; das alte Gotteshaus trägt nichts ein, und da läßt man eben fallen was fallen will. Doch nicht von dieser Kirche und ihrem Schicksale wollte ich eigentlich reden, sondern von einem Bauernhofe, der unweit derselben stand oder noch steht, wenn er nicht, wie die Kirche, eingefallen ist, und damit hatte es folgende Bewandtniß.

Es lebte auf diesem Hofe ein Bauer, der hieß Michel Bückdenrück, und er hatte einen Knecht Hans Machmirsrecht. Aber Hans machte es seinem Herrn nicht recht, denn er stammte von den Siebenschläfern und war faul und blieb gern lange im Bette liegen. Nun war auf dem Hofe, wo Hans diente, ein Hahn, genannt Don Gockelino, der krähte schon in der ersten Frühe mit heller Stimme den Tag an. Don Gockelino war ein Enkel

der gefürsteten Gräfin Gallina von Hennegau und des wohledeln gestrengen Ritters Gockel Hahn Hahn von Hanau und Henneberg, weiland obersten Wappenherolden ihrer allerchristlichsten Majestät, des Königs von Frankreich und Navarra. Umstände und Verhältnisse hatte den Junker Gockelino genöthigt das kleine Aemtchen auf dem Bauernhofe incognito zu versehen; die Weltverbesserer hatten nämlich auf der linken Rheinseite alle Wappen zerbrochen und die Wappenherolde aus dem Lande gejagt, und da hatte denn auch Don Gockelino den angestammten Erbsitz seiner Väter verlassen müssen. Er war aber ein munteres, ritterliches Blut von aufgewecktem Muthe, und darum krähte er vor Sonnenaufgang schon seinen Morgengruß allum in die Runde. Hörte der Bauer nun seine Stimme, dann rief er: „Hans! stehe auf, der Hahn hat gekräht.“ Der faule Hans faßte darum einen großen Zorn wider den wackern Jünker Don Gockelino, und mehr als einmal sprach er zu sich selber: wenn dem hergelaufenen Unruhstifter doch nur einmal ein Gerstenkorn im Halse stecken blieb, daß er daran erstickte. Allein sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Gockelino ließ sich das Futter des Bauern wohl schmecken und wurde immer stattlicher und munterer, und somit gewann auch seine Stimme täglich an hellem durchdringenden Klange, so daß der faule Hans alle Morgen früh bei der Arbeit seyn mußte. Seine Faulheit erholte sich nun bei der Bosheit Raths, und er schwur dem armen Hahn den Untergang.

Es war eine mondhelle Nacht; alles schlief auf dem Bauernhof, auch der Hahn und sein Herr, der Bauer; nur Hans der faule Knecht konnte nicht schlafen, denn er hatte am Abend zu viel gegessen. Da fiel ihm wieder der Hahn ein; er nahm ein Messer und schlich sich hinab in den Hof zur Hühnersteige; dort saß der arme Junker Don Gockelino und, nichts Schlimmes ahnend, träumte er von seinem berühmten Großvater, dem alten Ritter Gockel, wie er so meisterlich bei Turnieren und Festen des Reiches Heroldenamt versehen und wie es ihm selbst nun so kümmerlich auf dem Bauernhofe ergehe. Er hatte seinen Kopf zwischen den Flügeln versteckt, und Hans, das Messer in der Rechten, ersah sich eben eine Gelegenheit, wie er ihn mit der Linken am besten greifen könnte. Da hörte er draußen

eine klägliche Stimme; er fuhr erschrocken zurück, weil er glaubte, es möge jemand aufgestanden seyn und ihn über seiner bösen That entdecken; er zog sich in den Schatten der Stallwand zurück und horchte auf; da er sich aber alsbald versicherte, daß es nur eine Nachtigall sey, die draußen in den blühenden Rosenbüschen singe, da sprach er mißmuthig in sich hinein: die weiß auch nichts besseres zu thun, als die Menschen in nächtlicher Ruhe mit ihrem Singsang zu stören; hätte ich sie nur, ich wollte ihr die Zunge noch besser lösen. Damit ging er wieder auf sein schlafendes Schlachtopfer los; abermal fuhr er jedoch zurück, denn es war ihm, als habe er draußen eine dumpfe drohende Stimme vernommen; er horchte wieder auf, und siehe! es war die Thurmuhr, die Mitternacht schlug. Unzufrieden über seine eigne Furchtsamkeit schlich er wieder näher heran; da pfiff etwas an seinen Ohren vorbei und berührte ihn wie mit kalter Hand an der Stirne, und es fiel herab wie ein Tropfen eines feurigen Regens; es krachte und donnerte, und die Erde schien zu beben. Erschrocken sah er in die Höhe, die schwarze Gestalt verfolgend; es war, wie er nun erkannte, eine Fledermaus, und als er auf den Boden sah, lag ein kleines Johanniskäferlein zu seinen Füßen, welches der Vogel hatte fallen lassen; aber das Krachen?— Das war ein Gewölb der alten Johanniskirche, welches die Nassauer zu stützen vergessen, das eben einstürzte. Zum viertenmal ließ er sich jedoch nicht zurückhalten, er faßte den Schlafenden und schnitt ihm mit solcher Wuth und Hast den Kopf ab, daß der Unglückliche nicht einmal einen Hülferuf ausstoßen konnte. Don Gockelino seufzte nur noch einmal aus tiefster Brust, verdrehte im Mondlicht die Augen, und der wachsamste aller Hähne war nicht mehr. Der listige Hans streute nun einige seiner schönen Schwungfedern im Hofe herum, um seinen Herrn glauben zu machen, der Habicht oder ein Fuchs habe den Ermordeten geraubt, versteckte die Leiche in den Heuschober und legte sich wieder aufs Ohr.

Aber was geschah?— Die böse That sollte schwer an dem Verbrecher gerochen werden, wie du sogleich hören wirst.

Am nächsten Morgen herrschte Todtenstille auf dem Hofe: der Hahn krähte nicht, der Bauer erwachte nicht, Hans stand nicht auf, die Arbeit wurde nicht gethan, das Feuer nicht an-

gezündet, die Morgensuppe nicht gekocht, und so ging es den ganzen Tag; nichts geschah zu seiner Zeit; da wurde der Bauer Bückdenrück so recht zornig und schalt seinen Knecht Machmirsrecht mit scharfen Worten. Am zweiten Tage ging es gerade so, nur wurde der Bauer noch zorniger und drohte dem Hans ihn vom Hof zu jagen, wenn er sich nicht bessere. Allein was geschah erst in der dritten Nacht? — Wieder schien der Mond hell, wie in jener unglücklichen Stunde: da war es auf einmal dem Hans, als höre er deutlich den Hahn Don Gockelino krähen; erschrocken sprang er vom Bette auf; denn er meinte, es dämmere der Tag und lief seinen Herrn zu wecken. Da dieser aber auf die Uhr sah, da war es eben erst Mitternacht, worüber natürlich der Herr sich aufs neue erzürnte, weil ihn sein fauler Knecht Machmirsrecht im besten Schlafe gestört hatte. Er gab ihm also eine Ohrfeige, und Hans ging wieder in sein Bett; allein es währte nicht lange, er hatte kaum die Augen geschlossen: da hörte er nicht nur den Junker Don Gockelino in herzzerreißendem Tone, wie er es in seinem Leben nie gethan, krähen; nein! als er die Augen aufschlug, da stand der unschuldig Ermordete von Flammen umgeben, mit glühenden Augen, offenem Schnabel, das Messer in der Brust, ganz wie er geleibt und gelebt, vor ihm; die schwarze Gestalt schüttelte die dunkeln Flügel, das Blut aus der Wunde stürzte gegen den Mörder, gegen ihn waren die Krallen gekehrt, seine Ohren durchdrang die Stimme des Ermordeten. Da konnte es der Hans nicht länger aushalten, er sprang, wie er war, auf und lief, ohne Schuhe und Strümpfe, von dem blutigen Geiste verfolgt, in die weite Welt hinaus. Und obschon sein Bild in allen Zeitungen und Wochenblättern bekannt gemacht wurde, so hat doch bis auf die heutige Stunde keine Seele irgend eine Nachricht von ihm geben können. Nur den Zipfel seiner Schlafmütze fand am andern Morgen ein Hirtenbube, der auf den Felsen der Lurlei Geisen hütete, in einer Dornhecke auf einer überhangenden Felsenwand, nahe beim Ufer des Rheines. Man meinte daher er sey in der finstern Nacht in den Rhein gestürzt. Einige Wochen später aber grub eine alte Frau, die Cichorien-Wurzeln suchte, dasselbe Messer, womit er den Gockelino getödtet, aus dem Schutte des Thurmes der Jo-

hanniskirche; so daß wieder andere meinten, der einstürzende Thurm der alten Kirche habe ihn in einem Nachsturze begraben.

Das ist die traurige Geschichte des armen Gockelino von dem Bauernhofe unweit der alten Johanniskirche, und du wirst dabei denken, daß dem faulen Hans für seine Bosheit Recht geschehen sey. Aber hüte dich, daß du nicht selber so ein fauler Knecht seyst, der seinen Gockelino ermordet hat, und zwar nicht einmal, sondern hundertmal. Du fragst mich gewiß erstaunt: wie so? Nun das will ich dir sagen; merk auf! Gesetzt du hast einen Freund, der dir all dein Thun und Lassen beim rechten Namen nennt und keine Drei gerade seyn läßt, oder du hast einen Beichtvater der nicht zu dir spricht: fahre fort auf dieser tugendreichen Bahn, sondern mit flammendem Schwerte deinen geheimen Leidenschaften in den Weg tritt, und du erstickst die Stimme deines Gewissens und schaffst den Freund oder Beichtvater ab und hältst dich zu solchen, die zu allen deinen Begierlichkeiten ja sagen: dann hast auch du dich an dem Morde des armen Gockelino, an deinem Gewissen, schuldig gemacht. Willst du noch mehr wissen? Gesetzt also du.... doch was soll ich dir noch viele Beispiele aufführen, du wirst es dir selber am besten sagen, wo dich der Nagel im Schuh drückt. Merk's also und mach's nicht wie der böse Knecht, und halt' mir den Gockelino in Ehren, wenn er dir auch manchmal unbequem ist und dich in deiner faulen Ruhe stört.

3. Sagen.

Das Kreuz auf dem Drachenfelsen.

Hart an dem rechten Ufer des prächtigen Rheinstromes erheben sich zwei Stunden oberhalb Bonn sieben Bergkegel. Sie bilden das weit berühmte Siebengebirge, begränzt mit Weinstöcken und Baumgruppen, dazwischen freundliche Dörfer und

blühende Städtchen. Einer der Kegel heißt der Drachenfels. Steil am Gestade des Flusses strebt er hoch in die Höhe, und steht dort, wie eine Felsenwand, mit seinem Geklüft und den Waldhöhen seit Jahrtausenden unerschütterlich. Wenn man ihn und oben auf seinem Haupte die Trümmer einer alten Burg ansieht, so ist es als wolle er dem Wanderer etwas besonderes aus der grauen Vorzeit erzählen. Denn es hat sich in alten Zeiten eine gar merkwürdige Geschichte dort zugetragen.

Als vor vielen, vielen hundert Jahren der Herr sich der Bewohner am linken Ufer des Rheines erbarmt und ihnen das Wort von Christus hatte predigen lassen, lebten die Menschen auf dem rechten Ufer noch in heidnischer Finsterniß, dienten den Götzen und brachten ihnen Opfer von Thieren und Menschen. In dieser Heidenzeit hausete tief in einer Schlucht oben auf dem Bergkegel ein Drache, der von der scheußlichsten Gestalt war. Neun Fuß Höhe hatte das Ungeheuer; zwei große Flügel, von der Art, wie die Fledermäuse haben, hingen ihm am Leibe herab. Der lange Schweif und der Hals waren blutroth, der Rumpf mit schwarzen Schuppen belegt; zwei Reihen dicker Zähne starrten aus dem weiten Rachen, welchem schreckliche Feuerstrahlen entströmten. In der ganzen Umgegend verbreitete das Unthier Furcht und Schrecken. Denn wenn es aus seinem Hinterhalte hervorkroch, so lauerte es im Eichenwalde auf Beute, und was ihm von fern in das Bereich kam, darauf schoß es wie ein Blitz los, mochte es Mensch oder Thier seyn. Und ein solches Geschöpf war verloren: denn im Nu verschlang das Ungeheuer seine Beute. Mitunter kroch der Drache ganz herab ins Thal. Dann floh, wer fliehen konnte; die Heerden wurden weggetrieben, und jedermann mied die Gegend und den Felsen, welchen man den Drachenfelsen nannte, wie er noch so bis auf den heutigen Tag heißt. Die Edlen des Volkstammes, welcher jenen Gau besaß, versuchten es den Lindwurm zu erlegen, der die Plage ringsum war; aber wie tapfer auch manche kämpften, sie erlagen. Entweder wurden sie des Drachen Beute, oder sie entflohen schnell in ihr Gehöfte, noch froh mit heiler Haut dem Scheusal entronnen zu seyn.

Einst zogen des Drachenfelsens Bewohner über den Rhein auf Krieg und Raub aus. Es waren Christen, welche sie tobend

anfielen und wirklich nach hartem Kampfe überwanden. Grausam hauseten die Heiden unter den Gläubigen. Habe und Gut nahmen sie den Ueberwundenen, brannten die Hütten nieder und schleppten die Menschen, welche ihnen in die Hände fielen, mit über den Strom. Unter den Gefangenen befand sich Bertha, die einzige Tochter des Fürsten, welcher überwunden war. Die beiden Anführer der Heiden, Ottfried und Rinbod, hatten diese Beute gemacht. Bertha war ein holdes, liebliches Mädchen. Schön und anmuthig, wie die Mainacht ihrer Gauen, kam keine Jungfrau ihr an Lieblichkeit gleich. Und eben so herrlich, wie die Schönheit ihres Leibes, war rein und sittig ihr Gemüth. Ein ehrwürdiger Priester hatte ihr Herz dem Erlöser zugeführt, und sie hatte den Heiland mit solcher Innigkeit in sich aufgenommen, daß sie in Glauben und Liebe ein rührendes Muster den Alten und Jungen im Stamme war. Der Fürst, ihr Vater, sah mit Stolz auf sein geliebtes, gutes Kind, und Bertha hing nicht minder an den Eltern. Es ist leicht zu denken, wie untröstlich das Mädchen seyn mußte, als sie sich in roher Heiden Hand und in Feindes Gewalt sah. Gesenkten Hauptes ging sie in dem Zuge einher, aus ihren schönen Augen flossen unaufhaltsam Thränen, und von Zeit zu Zeit seufzte die Arme tief und schwer. Auf einem freien Platze ward die Beute niedergelegt, und die Gefangenen stellte man zur Seite. Die Heiden begannen die Theilung. Man verständigte sich über alles sehr leicht; nur Ottfried und Rinbod verlangten jeder für seinen Theil die liebliche Bertha. Man sprach gegen und zu einander, keiner gab nach. Schon sah das umstehende Volk die Augen der Anführer zornig funkeln, schon wurde der Zank immer lauter, schon griffen die Streitenden zu den Waffen: da murrten laut alle Männer der Stämme, und die Aeltesten und die Priester traten zusammen zu Rath. Bald gebot der Oberpriester Stille und sprach: „Es ist eine Schmach für uns, daß sich um die Christin, die unsere Magd ist, die Führer entzweien. Die Götter haben uns zum Mißgeschicke zürnend den Drachen auf dem Felsen hergesendet. Es verlangt die Gottheit, daß die Jungfrau dem Ungethüm geopfert werde. In nächster Frühe geschehe der Götter Wille." Mit Grauen hören die Heiden den Befehl; aber die Götter

reden durch den Oberpriester, und niemand wagt dem Spruch zu widerstehen. Still geht das Volk von dannen, Ottfried und Rinbod fallen sich schweigend in die Arme, und Thränen fließen über die harten Wangen. Ihr Zorn und Streit ist vergessen bei dem schrecklichen Beschlusse.

Kaum zeigte sich am folgenden Tage das erste Roth, als Bertha den Felsen hinaufgeführt wurde. Ohne Zagen stieg sie bergan, still betete sie zu ihrem Erlöser: „Mein Herr Jesus, stärke mich! In Deine Wunden lege ich mich, durch Deinen bittern Kreuzestod erleichterst Du all meine Noth.“ Und als das Volk, das in dichten Schaaren das Opfer begleitete, auf das Mädchen sah, und die Ruhe und Zuversicht und Ergebung auf ihrem Gesichte las, da staunten alle und wußten diesen Frieden nicht zu deuten. Der Herr aber sendet den Seinen die Engel, daß sie Stärkung bringen denen, die in ihm bleiben.

Bertha wurde auf dem Felsen über der Höhle, in welcher der grimmige Drache wohnte, an einen Baum gebunden. Festlich war sie geschmückt: ein weißes Gewand umwallte ihre Glieder; ein Kranz von weißen Rosen zierte das schöne Haar; und um den Leib war ein prächtiges Geschmeide gegürtet. Aber, o Jammer! über das Geschmeide war die Fessel geschlungen, welche das Mädchen an die Eiche kettete. In weitem Raume stand zurück die wartende Volksmenge. Unterdeß stieg die Sonne eben empor, und ihre goldenen Strahlen beleuchteten schön den Drachenfelsen. Doch sie weckten auch das Ungeheuer. Schrecklich dehnte und reckte es sich, und entkroch nun seinem dunkeln Lager, um Beute zu suchen. Nur zu bald erblickte das blutgierige Thier sein Opfer, und kroch behaglich den Felsenrand hinan, immer näher dem Baume zu, an welchen die holde Jungfrau gebunden war. — Bertha sah den Drachen kommen. Mit Gott ergebenem Herzen richtete sie die Augen gen Himmel, und aus ihrem Munde ertönte es laut: „Herr Jesus, ich empfehle meinen Geist in Deine Hände!“ Und als sie das gesagt hatte, zog sie aus ihrem Gewande ein silbernes Kreuz, auf welchem das Bild des Erlösers in lauterm Golde strahlte. Sie küßte ehrfurchtsvoll den Heiland, und drückte das Kreuz fest auf die

Brust und sah nun heiter und ruhig umher, als ob sie den nahen Tod nicht fürchtete. Der Drache war aber jetzt ganz dicht herangekommen, und reckte die blutrothe Zunge gräßlich wild, und schoß mächtige Feuerstrahlen zu der frommen Bertha hinauf. Noch wenige Schritte, und die liebliche Jungfrau war in des Unthiers Klauen und Rachen. Plötzlich hielt ihm Bertha das Kreuz vor. Und sieh! kaum schaute der Drache das heilige Bild, vor welchem ja die Schaaren der Hölle erzittern und weichen, da brüllte er laut auf und wußte vor Angst nicht zu bleiben. Er wollte ins Thal fliehen; doch er zerschellte an den Felsenriffen und stürzte hinab in die Fluthen des Rheines, welche ihn auf immer verschlangen.

Kaltes Entsetzen ergriff im Anfange jeglichen, der solches sah, dann folgte Erstaunen und Verwunderung. Und als man nun gewahrte, daß das Unthier wirklich vernichtet sey, da jauchzte das Volk, und lauter Jubel ertönte. Bertha stand aber unter der fröhlichen Menge; denn Rinbod war hingeeilt, hatte sie der Bande entledigt und mit starkem Arm zu der Höhe getragen. Und zu der Jungfrau sprachen die Aeltesten des Stammes: „Rede, was hat Dich gerettet?" — Da hält Bertha das heilige Zeichen vor und antwortet: „Das heilige Kreuz und mein Glaube!" — Wie aber das Volk das Kreuz sieht, staunt es, und weiß das Zeichen und das Wunder nicht zu fassen. Die fromme Jungfrau sieht es, und ihr Mund thut sich auf, zu reden von dem Sohne Gottes und von seinem bittern Leiden und Sterben, von der Erlösung und der Gnade. In begeisterten Worten erklärt sie so den Heiden das heilige Bild, und als sie also gesprochen, schließt sie: „O! würde euch das göttliche Licht meines Heilandes erleuchten, so würdet ihr nicht mehr auf euren Altären die Menschen opfern, denn Gott hat kein Wohlgefallen an solchem Opfer. Wir haben ein Opferlamm, das ist Jesus Christus, der sich selbst für uns dahin gegeben hat, daß wir Gnade und Frieden haben. Möge der Heiland euch ergreifen und euch zu sich ziehen! Wo Er den Wohnsitz aufschlägt, da weicht der Höllendrache."

Als aber das Volk solche Worte hört, fällt es betend zur Erde nieder und verlangt das Kreuz. Bertha soll nicht wieder aus dem Stamme, sondern bei ihnen bleiben und die

Seelen fähig machen, zu Jesus zu kommen. Doch die bescheidene Jungfrau spricht: „Zu solchem heiligen Werke ist meine Kraft zu schwach. Lasset mich hinziehen zu den Meinen und ihr Antlitz schauen, damit ich sie tröste und erfreue. Dann will ich wieder zu euch kommen und einen Diener des Heilandes mitbringen, der wird euch den Weg des Heils zeigen, denn durch seinen Mund redet der Herr. Ich werde aber bei euch bleiben und die Wonne mit euch theilen, daß wir Gemeinschaft haben in dem Erlöser." — Solches Wort gefiel allen im Stamme wohl. Und Rinbod begleitete Bertha über den Rheinstrom, und eilend zog die Jungfrau in den väterlichen Gau. Da erscholl lauter Jubel, als Bertha einzog, und ihre Eltern weinten Freudenthränen. Sie erzählte aber, was ihr geschehen sey und was sie den Heiden versprochen habe. Da legte der Vater die Hände auf die fromme Tochter und sprach: „Gehe hin in Frieden! Das ist ein heiliges Geschäft, so du auszuführen hast; dein Heiland wird mit dir seyn!" — Und der Priester, welcher Bertha's Herz hatte erwärmt im Glauben, begleitete das Mädchen, um Glaubensbote zu seyn den heidnischen Brüdern jenseits des Rheines. Mit Jauchzen wurden die Ankömmlinge empfangen. Nach wenigen Monaten ließen die Heiden sich taufen, und der ganze Stamm bekannte sich zu Jesus Christus. Rinbod aber, als er nun das Kreuz angenommen hatte, warb um die holde Bertha. Und sie reichte dem edlen Manne die Hand und ward sein Weib. Die Männer des Stammes waren darüber so hoch erfreut, daß sie dem jungen Paare auf dem Gipfel des Drachenfelsens eine Wohnung bauten, welche die Drachenburg benannt wurde. Viele Jahre lebten dort Rinbod und Bertha, von allen geehrt und geliebt, und ihr Andenken blieb bis auf den heutigen Tag in jenen Gegenden.

Der Frauensand.

Westlich im Südersee wachsen mitten aus dem Meere Gräser und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer

Fluth begraben liegen. Der Reichthum hatte ihre Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maß ihrer Uebelthaten erfüllt war, gingen sie bald zu Grunde. Fischer und Schiffer am Strand des Südersees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendste aller Insassen der Stadt Stavoren war eine gewisse Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie bloß ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieser reichen Stadt, zu deren Zeit man Amsterdam noch nicht nannte, und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlassen.

Eines Tages rief diese Jungfrau ihren Schiffmeister und befahl ihm auszufahren und eine Ladung des Edelsten und Besten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünktliche und bestimmte Aufträge, nähere Weisung, die Jungfrau bestand zornig auf ihrem Wort und hieß ihn alsbald in die See stechen. Der Schiffmeister fuhr unschlüssig und unsicher ab; er wußte nicht, wie er dem Geheiß seiner Frau, deren bösen, strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her, was zu thun. Endlich dachte er: „Ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizens bringen; was ist Schöneres und Edleres zu finden auf Erden als dieß herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann?“ Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Weizen und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimath zurück. „Wie Schiffmeister,“ rief ihm die Jungfrau entgegen, „du bist schon hier? Ich glaubte dich an der Küste von Afrika um Gold und Elfenbein zu handeln; laß sehen was du geladen hast.“ Zögernd, denn an ihren Reden sah er schon, wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er: „Meine Frau, ich führe euch zu dem köstlichsten Weizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.“ „Weizen!“ sprach sie, „so elendes Zeug bringst du mir?“ „Ich dachte, das wäre so elend nicht, was uns unser tägliches und

gesundes Brod gibt." „Ich will dir zeigen, wie verächtlich mir deine Ladung ist; von welcher Seite ist das Schiff geladen?" Von der rechten Seite, sprach der Schiffmeister. „Wohlan, so befehl' ich dir, daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite in die See schüttest, ich komme selbst hin und sehe, ob mein Befehl erfüllt worden."

Der Seemann zauderte einen Befehl auszuführen, der sich so gräulich an der Gabe Gottes versündigte, und berief in Eile alle armen und dürftigen Leute aus der Stadt an die Stelle wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und fragte: „Wie ist mein Befehl ausgerichtet?" Da fiel eine Schaar von Armen vor ihr auf die Knie und baten, daß sie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verschlingen zu lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister länger nicht und rief laut: „Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt, und das Böse straft; ein Tag wird kommen, wo Ihr gerne die edlen Körner, die Ihr so verspielt, eins nach dem andern auflesen möchtet, Euern Hunger damit zu stillen!" „Wie," rief sie mit höllischem Gelächter, ich soll dürftig werden können? Ich soll in Armuth und Brodmangel fallen? So wahr das geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe." Bei diesem Wort zog sie einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf ging die Magd dieser Frau zu Markt, kaufte einen Schelfisch und wollte ihn in der Küche zurichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frau. Wie ihn die Meisterin sah, erkannte sie ihn sogleich für ihren Ring, den sie neulich ins Meer geworfen hatte, erbleichte, und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblick die Botschaft eintraf,

ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet! Wenige Tage darauf kam die Zeitung von untergegangnen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken. Der Fall einiger Kaufhäuser, worein sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück, und kaum war ein Jahr verflossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffsmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie, je länger je mehr, in Noth und Elend; hungrig bettelte sie Brod vor den Thüren und bekam oft keinen Bissen; endlich verkümmerte sie und starb verzweifelnd.

Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, sproß und wuchs das folgende Jahr, doch trug er taube Aehren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosigkeit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand; da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der bösen Stadt. Auf eine Zeit schöpfte man Häring und Butt aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschlang mehr als drei Viertel der Stadt in rauschender Fluth. Noch beinahe jedes Jahr versinken einige Hütten der Insassen, und es ist seit dieser Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Wasser das kein Kräuterkenner kennt; das keine Blüthe trägt und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Aehre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünt, liegt entlängs der Stadt Stavoren und trägt keinen andern Namen als den des Frauensands.

Des fremden Kindes heiliger Christ

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenvollen Bäume:
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

„An der Geschwister Hand
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

„Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben:
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein.“

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch niemand tritt hervor
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr noch minder;
Ans Kindlein niemand denkt.

„O lieber heilger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist;
O sey du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!“

Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heilge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

„Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen,
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen
Wie in den Zimmern dort.

„Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön seyn sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielastig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum:
Da langten hergebogne
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath jetzt gekehret
Bei seinem heilgen Christ;
Und was hier wird bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

Des armen Kindes Neujahrsfreude.

Es war entsetzlich kalt, es schneite und war beinahe schon ganz dunkel und Abend, der letzte Abend des Jahres. In dieser Kälte und Finsterniß ging auf der Straße ein kleines armes Mädchen, mit bloßem Kopf und nackten Füßen. Als sie das Haus verließ, hatte sie freilich Pantoffeln angehabt; aber was half das, es waren sehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher benützt hatte, so groß waren sie; allein die Kleine verlor dieselben, als sie über die Straße weg huschte, weil zwei Wagen schrecklich schnell vorüber rollten. Der eine Pantoffel war nicht wieder zu finden, den andern hatte ein Junge erwischt und lief damit fort; er meinte er könne ihn recht gut als Wiege benutzen, wenn er selbst erst Kinder hätte. Da ging nun das kleine Mädchen mit den kleinen nackten Füßen, die ganz roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzer und einen Bund davon in der Hand. Niemand hatte den ganzen langen Tag ihr etwas abgekauft, niemand ihr einen Pfennig geschenkt.

Zitternd vor Kälte und Hunger schlich sie einher, ein Bild des Jammers, die arme Kleine.

Die Schneeflocken bedeckten ihr langes, blondes Haar, welches in schönen Locken um den Hals fiel, aber daran dachte sie nun freilich nicht. Aus allen Fenstern glänzten die Lichter, und es roch gar herrlich nach Gänsebraten, es war ja Sylvesterabend, ja, daran dachte sie.

In einen Winkel, von zwei Häusern gebildet, von denen das eine etwas mehr vorsprang als das andere, setzte sie sich hin und kauerte sich zusammen; die kleinen Füße hatte sie an sich gezogen, aber es fror sie noch mehr, und nach Hause wagte sie nicht zu gehen, sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft und brachte keinen Pfennig Geld; von ihrem Vater würde sie gewiß Schläge bekommen, und zu Hause war es auch kalt, über sich hatte sie nur das Dach, durch welches der Wind pfiff, wenn auch die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugestopft waren.

Ihre kleinen Hände waren beinahe vor Kälte erstarrt. Ach! ein Schwefelhölzchen könnte ihr gar wohl thun, wenn sie nur

ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand streichen und sich die Finger erwärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Nrscht! wie sprühte, wie brannte es! Es war eine warme helle Flamme wie ein Lichtchen, als sie die Hände darüber hielt, es war ein wunderbares Lichtchen. Es schien wirklich dem kleinen Mädchen, als säße sie vor einem großen eisernen Ofen mit polirten Messingfüßen und einem messingenen Aufsatze. Das Feuer brannte so gesegnet, es wärmte so schön; die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — doch da erlosch das Flämmchen, der Ofen verschwand, sie hatte nur die kleinen Ueberreste des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites wurde an der Wand abgestrichen, es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier.; sie konnte in das Zimmer hineinsehen. Auf dem Tische war ein schneeweißes Tischtuch ausgebreitet, darauf stand glänzendes Porzellangeschirr und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Aepfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch prächtiger anzusehen war, die Gans hüpfte von der Schüssel herunter, wackelte auf dem Fußboden, Messer und Gabel in der Brust, herum, bis zu dem armen Mädchen hin; da erlosch das Schwefelhölzchen und es blieb nur die dicke, feuchtkalte Mauer zurück. Sie zündete noch ein Hölzchen an. Da saß sie nun unter dem herrlichsten Christbaume, er war noch größer und geputzter als der, den sie durch die Glasthüre bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte.

Tausende von Lichterchen brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie an den Schaufenstern zu sehen waren, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte ihre Hände darnach aus, da erlosch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie jetzt als Sterne am Himmel, einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerstreifen.

„Jetzt stirbt jemand!“ sagte das kleine Mädchen, denn ihre alte Großmutter, die einzige, die sie lieb gehabt hatte, und die jetzt gestorben war, hatte ihr erzählt, daß, wenn ein Stern herunterfällt, eine Seele zu Gott emporsteigt.

Sie strich wieder ein Hölzchen an der Mauer ab, es wurde wieder hell und in dem Glanze stand die alte Großmutter so

klar und schimmernd, so mild und liebevoll. „Großmutter!“ rief die Kleine, „o nimm mich mit, ich weiß, du entfernst dich, wenn das Schwefelhölzchen erlischt, du verschwindest wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänsebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!“ und sie strich schnell das ganze Bund Schwefelhölzchen, denn sie wollte die Großmutter recht fest halten. Und die Schwefelhölzer leuchteten mit einem solchen Glanze, daß es heller wurde als mitten am Tage, die Großmutter war nie früher so schön, so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme und beide flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch, und dort oben war weder Kälte noch Hunger, noch Angst, sie waren bei Gott.

Aber im Winkel an die Mauer gelehnt saß in der kalten Morgenstunde das arme Mädchen mit rothen Backen und mit lachendem Munde erfroren an des alten Jahres letztem Abend. Die Neujahrssonne ging auf über der kleinen Leiche. Starr saß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Sie hat sich erwärmen wollen“ sagte man; niemand ahnte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

---

4. Legenden.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten; und der schönst' und schwerste
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn. Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings:
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,

Dann der Herrschaft Reiz: er sammelt um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben,"

Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist — mit Thränen sag' ich es — ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!" — „Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen: eben dieses wollt' er.
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er; und der schöne Jüngling
Wandte sich: er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet

Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht: ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt und innig festhielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct Johannes=Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb und Wahrheit.

Freie Uebertragung dieser poetischen Legende in Prosa.

Wenn die Schönheit der Seele in jenem Adel der Gesinnung besteht, der vor allem den Menschen liebenswürdig macht, so gehört sie begreiflicher Weise nicht zu den alltäglichen Erscheinungen des Lebens. Wer sie zu würdigen weiß, legt mit Recht einen hohen Werth darauf, einen Menschen gefunden zu haben, von dem man sagen kann: es wohnt in ihm eine schöne Seele. Aber leider kann der hohe Vorzug, den wir damit bezeichnen, wieder verloren gehen; denn er beruht auf Unschuld, und diese, o wie leicht wird sie im Kampfe mit den Versuchungen, denen wir hienieden ausgesetzt sind, preisgegeben, zumal von der unerfahrnen Jugend! Wer schätzt sich nicht glücklich, wenn es ihm gelingt, eine ihm anvertraute Seele in blühender Unschuld zu erhalten? Wen schmerzt es aber auch nicht auf das tiefste, eine solche Seele, die bestimmt schien die Zahl der Auserwählten zu vermehren, zu Grunde gehen zu sehen? Mit ihr geht das Kostbarste verloren, was es gibt. Heil darum jedem,

dem es gelingt, eine Seele die verloren war zu retten; über solchen Gewinn freuen sich mit uns zugleich die Engel im Himmel.

Während der Domitianischen Christenverfolgung wurde der Evangelist Johannes nach der Insel Patmos verbannt. Es war wahrscheinlich noch vor dieser Verbannung, daß er auf einem apostolischen Besuche der ihm anvertrauten Gemeinden eines Jünglings gewahr ward, in dessen anmuthiger Körperbildung er eine sehr empfängliche Seele zu erkennen glaubte, oder vielmehr kraft der ihm beiwohnenden Erleuchtung mit Gewißheit erkannte. Er wandte sich an den Bischof: „diesen Jüngling empfehle ich deiner sorgsamsten Pflege, im Angesichte der Gemeinde und Jesu Christi." Der Bischof verhieß dem Apostel, sich des Jünglings mit der gewissenhaftesten Obhut anzunehmen, worauf Johannes seinen Auftrag mit dem Eifer der zartesten Liebe wiederholte, und ihm das Heil dieser Seele dringend ans Herz legte. Dann kehrte er zurück nach Ephesus, von wo er die sieben Gemeinden Asiens weidete, deren in der geheimen Offenbarung gedacht ist.

Der Bischof nahm den Jüngling in sein Haus, widmete ihm jede Sorgfalt des Unterrichtes, der Ermahnung, der Bewahrung, des Beispiels, und taufte ihn, als er ihn zum Empfange dieses heiligen Sacramentes vollständig vorbereitet hatte.

Voll Vertrauens in die Gesinnung seines Pfleglings, in die Gnaden der Taufe, uneingedenk aber der menschlichen Schwäche, welche himmlischen Schatz in irdenen Gefäßen trägt (II. Cor. 4, 7.), ließ der Bischof von seiner Sorgfalt nach, je mehr und mehr, und jener verfiel, nach und nach, durch Umgang mit leichtfertigen Jugendgenossen, in kleine, bald in größere Untreuen, bis falsche Scham, dieser verzehrende Rost jugendlicher Herzen, und böse Lüste je mehr und mehr ihn dahin rissen, das anfangs noch rege, dann betäubte Gewissen schwieg, und er, von üppigen Mahlen zu andern Ausschweifungen gelockt, zuletzt, wahrscheinlich weil sie all das Ihrige verpraßt hatten, sich verleiten ließ, mit ihnen auf nächtliche Beraubung der Reisenden auszugehen. Durch Gewandtheit, Geist und Kühnheit zeichnete er sich auch im Frevel aus, übertraf aber auch die andern desto mehr an Verhärtung, je mehr natürliche Güte er erstickt, je

mehr Gnaden er vereitelt hatte, und ward von ihnen zum Anführer der Rotte erwählt.

Nach seiner Rückkehr aus Patmos besuchte der Evangelist wieder diese Gemeinde. Nachdem er ihre kirchlichen Angelegenheiten geordnet, wandte er sich an den Bischof mit den Worten: „Wohlan! gib mir nun wieder, was ich und Christus in Gegenwart der Gemeinde, welcher du vorstehest, dir anvertrauten." Jener meinte, der Apostel verlange aus Irrthum etwas von ihm, so nie in seinen Händen gewesen, und bezeugte, daß er von keinem ihm anvertrauten Gute etwas wisse.

„Ich fordre den Jüngling" erwiederte der Apostel, „die Seele des Bruders!" Der Bischof, ein alter Mann, seufzte tief auf und sprach mit Thränen: „Er ist gestorben!" — „Wie so? welchen Todes?" — Er ist Gott abgestorben, ein Taugenichts geworden, ein Bösewicht, ein Räuber! Jetzt hält er einen Berg besetzt, mit einer Rotte, die ihm gleich ist." — Als Johannes solches vernommen, beklagte er schmerzlich des Jünglings Fall. Dann sich fassend, sprach er: „Ein Pferd und einen Wegweiser! Ich muß ihn sehen." — So wie er war, bestieg der heilige Greis ein Pferd, eilte zum Berge, wo er sogleich von ausgestellter Räuberwache ergriffen ward. Das wollte ich," sprach er; „führet mich zu eurem Hauptmann." Sie führten ihn zum Hauptmanne, der in Rüstung da stand, und den Gefangenen, als er ihn kommen sah, erwartete. Als er aber den Evangelisten erkannte, ergriff ihn die Scham; er lief davon.

Uneingedenk seiner hohen Jahre, lief, in der Liebe Kraft, der heilige Greis ihm nach und rief: „Sohn, warum fliehst du vor deinem Vater, dem Wehrlosen, dem Greise? Erbarme dich mein, o Sohn! Fürchte dich nicht! dir bleibt noch Hoffnung des Lebens! Ich werde Christo Rechenschaft ablegen für dich! Gern will ich, wofern es dessen bedarf, den Tod für dich leiden, so wie der Herr den Tod für uns gelitten hat! Meine Seele möcht' ich geben für die deinige! Steh, glaube mir, Christus sandte mich dir!"

Der junge Mann stand still, mit gesenktem Blick. Dann warf er die Waffen von sich, Zittern befiel ihn, er weinte bitterlich.

Als Johannes ihn erreicht hatte, fiel ihm jener lautweinend und

Verzeihung flehend um den Hals, verbarg aber die durch Mord und Raub so oftmal gemißbrauchte Rechte. Der Apostel betheuerte, daß er ihm Verzeihung vom Heilande erhalten hätte, flehte dann, warf sich zu des Jünglings Füßen, küßte dessen Rechte, führte ihn mit sich zur Gemeinde.

Er betete viel und mit Inbrunst für ihn, hielt anhaltende Fasten mit ihm, wandte jeden heiligen Zauber der Liebe an ihn, verließ ihn nicht, bis er ihn, als ein großes Beispiel ernster Buße, der Kirche völlig wieder hergestellt, als ein Siegeszeichen der Gnade ihn aufgerichtet hatte.

Fester Glaube und unerschütterliche Liebe zur Wahrheit wirken selbst auf das verdorbenste Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt.

St. Makarius.

Zum Abt Makarius wohlbetagt
Tritt einst ein Landmann ein und sagt:
„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für dich gesparet habe,
Zu deiner Erquickung und milden Labe!“ —
Und reicht ihm drauf mit treuem Sinn
Eine große, schöne Weintraube hin.
Makarius freut sich, sagt ihm Dank,
Und jener geht nun seinen Gang.
Da der Alt' allein ist, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder sey,
Einer schweren Krankheit kaum entkommen;
„Dem wird die Traube mehr noch frommen!“
Spricht er, und geht, und sie ihm reicht.
Der freut sich drob und Dank bezeigt.
Doch wie er sie nun kosten will,
Der Abt ist fort, so steht er still,
Schüttelt das Haupt und fängt dann an:
Ei, ei, wär' das auch recht gethan? —
Du bist ja ziemlich wieder genesen,
Für dich ist die Traube nicht gelesen.
Doch drüben liegt einer in heißem Fieber:
Den soll sie kühlen, trag sie hinüber!
Drauf tritt er bei dem Kranken ein,
Und bringt ihm freundlich den süßen Wein.
Der freut sich sehr, bezeigt seinen Dank,

Und der andre geht nun seinen Gang.
Jetzt jener schon ein Beerlein berührt,
Doch schnell zurück er den Finger führt;
„Nein spricht er, von so köstlicher Frucht
Sind unsere Zellen nur selten besucht.
Nein, diese allein genießen muß
Unser frommer Abt Makarius.“ —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Schleicht er an seiner Krücke hinüber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er seine Traube derselben Hand,
Von der sie ausgegangen, reicht.
Makarius blickt empor und schweigt,
Doch seine Freudenthränen rinnen,
Dann hört man ihn dieß Wort beginnen:
„Du Gott der Lieb gepriesen sey'st,
Daß sich dein liebend heilger Geist
An meinen Brüdern so schön erweist!
Er bleib' ihr Theil! dann — wie du willt —
In ihm ist all mein Sorgen gestillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt:
Dann ruf mich ein zu deinem Frieden!“
Und beides hat ihm der Herr beschieden. —

Uebertragung in Prosa.

Zu dem alten und frommen Abte Makarius kam einst ein Landmann und brachte ihm eine äußerst schöne und große Weintraube zum Geschenke. Nimm, sprach er zum Abte, nimm, frommer Vater, diese kleine Gabe und erquicke dich daran. Makarius freute sich über diesen Beweis aufrichtiger Liebe, nahm die Traube an, und der Bauer ging zufrieden fort. Als der Abt wieder allein war, fiel ihm bei, daß nebenan ein Bruder wohne, der kaum von einer schweren Krankheit genesen war. Ei, dachte Makarius, der bedarf einer solchen Stärkung mehr noch als du selbst, und trug sie alsbald hinüber. Der Beschenkte dankte herzlich und machte, als der Abt fort war, Miene, sogleich die Traube zu versuchen. Doch er hielt inne, schüttelte den Kopf und sprach endlich: Nein, nein, das wäre nicht recht gethan! Du bist ja wieder ziemlich gesund und

hast eine solche Erquickung nicht so nöthig als dein kranker Nachbar, der so sehr am hitzigen Fieber leidet. Und er machte sich alsbald auf, um die Traube dem kranken Bruder zu bringen. Diesem ist eine solche Labung höchst willkommen, und kaum hat sich der freundliche Geber entfernt, so streckt auch der Kranke schon die Finger nach den lockenden Beeren aus. Aber siehe! Auch er zieht die Hand wieder zurück, betrachtet die Traube genauer und spricht: Nein, eine so herrliche Frucht ist bei uns wirklich sehr selten. Die ist es werth, daß sie unser guter Abt Makarius genieße! Und sobald den Kranken das Fieber auf einige Zeit verlassen hatte, machte er sich auf, schlich, auf seine Krücke gestützt, zum Abte und legte, ohne daß er's wußte, die Weintraube in dieselben Hände, von denen sie ausgegangen war.

Hoch entzückt durch diesen Beweis der Liebe, welche seine Brüder beseelte, blickte Makarius eine Zeitlang stumm gen Himmel. Dann aber dankte er Gott für so große Freude, und bat ihn, daß dieser Geist der Liebe auch fernerhin unter seinen Brüdern bleiben möge. Weiter wünschte er nichts, und würde diese Bitte erfüllt, so wollte er gern sterben. — Und Gott erhörte das Gebet des frommen Abtes.

Das Gesicht das heiligen Arsenius.

Arsenius hört eine Stimm' ihm rufen:
„Komm! und ich will der Menschen Thun dir zeigen."
Der Klausner ging hinaus zum ersten Mal;
und einen Mohren sah er, welcher emsig
Holz hackend einen schweren Bündel häufte,
und da er ihn zu heben nicht vermochte,
ihn immerfort mit neuen Scheiten mehrte.

Der Klausner ging hinaus zum andern Mal
und einen Menschen sah er, welcher Wasser
aus einem Teich in eine löchrichte
Cisterne goß; verloren war die Mühe.
Das Wasser floß zurück! der Teich blieb immer
gefüllt und immer die Cisterne leer.

Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal
und sah gestreckten Laufs zwei trotz'ge Reiter
mit in die Quer' gelegten starken Balken
ansprengen gegen eines Tempels Thor.
Umsonst! anrennend mit den Balken, prallten
sie stets zurück und blieben ewig draußen.

Da sprach Arsenius: „Herr deute mir,
was ich gesehn." Und dieses war die Deutung:
„„Der Mohr, der immerfort sein Bündel häuft,
das ist der Mensch, der manche Sünde thut,
und weil er solche abzuthun verzweifelt,
die alte Sünde stets mit neuer häuft.

Der Thor, der Wasser schöpft wie in ein Sieb,
das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer
dazwischen mehr des Bösen. Müh und Arbeit,
und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.

Die tollen Reiter, die mit Unverstand
das Thor zu sprengen meinen, das sind die,
die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst!
Es öffnet sich das diamantne Thor
der Demuth nur dem Glauben und der Liebe.""

Der heilige Phokas, ein Gärtner.

Zu Sinope im Pontus lebte in den ersten christlichen Jahrhunderten ein frommer Christ, Namens Phokas. Er hatte einen Garten vor der Stadt, der ihn für sorgfältige Pflege in den Stand setzte, nicht nur sich selbst den Unterhalt zu sichern, sondern auch den Armen und Bedrängten noch einige Unterstützung reichen zu können. Sein kleines Haus stand allen offen, die in demselben Herberge nehmen wollten. Gott belohnte die Mildthätigkeit seines Dieners mit der Gnade des Martyrthums.

Während einer heftigen Verfolgung der Christen wurde auch der Gärtner Phokas als Bekenner Jesu angezeigt, und ohne weiteres zum Tode verurtheilt. Er war Christ — dieß reichte

hin, ihn des Todes würdig zu erachten; er war ein gemeiner, wenig gekannter Mann — darum enthob sich der heidnische Statthalter der Mühe einer gerichtlichen Untersuchung. Es wurden also Schergen abgeschickt, die ihn aufsuchen und tödten sollten. Die Schergen forschten nach ihm, aber lange vergebens. Endlich traten sie, um sich näher zu erkundigen, in das erste beste Haus; dieß war das Haus des christlichen Mannes, aber die Schergen wußten es nicht. Phokas war eben mit seinen Blumen beschäftigt und sang sein Gartenlied:

Duftet lieblich, zarte Blümlein!
Hebt die Kelche himmelan;
Denn von oben quillt der Segen,
Sonne spendet Gott und Regen,
Der so hold euch angethan.

Kurze Frist ward euch gegeben;
Doch in eurer Blüthenzeit
Kündet ihr des Schöpfers Schöne,
Freuet still der Erde Söhne,
Selig wer so still erfreut!

Weiße Lilien, rothe Rosen —
Meines Heilands zartes Bild!
Er, der reinste Quell des Guten,
Wollte, ach, für mich verbluten!
Daß ich lebte, starb er mild.

Ewig denk' ich dieser Güte;
Gib, o theurer Heiland, mir,
Daß ich gleich der Rose sprieße,
Und mein Blut für dich vergieße,
Und erblühe nur bei dir!

Die Schergen näherten sich dem Gärtner in der Absicht, ihn nach dem Wohnort und der Person des Phokas zu befragen. Phokas aber, nichts Arges denkend, nahm sie liebreich auf, und bewirthete sie nach Kräften. Während der Mahlzeit erkundigte er sich nach ihren Geschäften; da erfuhr er, daß sie einen Christen, mit Namen Phokas, suchten, um ihn auf Befehl der Obrigkeit zu tödten. Phokas hatte kurz zuvor gesungen:

Gib, o, theurer Heiland, mir
Daß ich gleich der Rose sprieße,
Und mein Blut für dich vergieße,
Und erblühe nur bei dir!

wie hätte er jetzt erzittern sollen? Nein! der Märtyrerkrone sich erfreuend, sagte er zu den Schergen: Ich kenne ihn wohl, den ihr suchet, und will euch morgen mit dem Frühesten Bescheid geben; für heute pfleget, da es schon spät ist, der Ruhe. Die Schergen nahmen gern das Anerbieten des freundlichen Mannes an. Nachdem sie sich zur Ruhe begeben hatten, ging der Diener Gottes hinaus unter seine Blumen, sich allda sein Grab zu machen. Er sang:

Ein Garten ist gebauet
Nach königlicher Art;
Was noch kein Aug' geschauet
Ist allda offenbart.

In diesem Garten wohnet
Der Herr der Ewigkeit,
In Majestät er thronet,
Trägt ein unsterblich Kleid.

Und in dem Garten quillet
Ein Brünnlein hell und klar,
Das allen Kummer stillet,
Erquicklich, wunderbar.

Und um das Brünnlein blühen
In Lust und Fruchtbarkeit
Die Blumen all und glühen
Von ewgem Licht erfreut.

Nach dieses Gartens Wonne
Verlangt mein müdes Herz;
Mein Jesus, meine Wonne,
Komm, führ mich himmelwärts.

Und laß an meinen Brüdern
Mein Blut gesegnet seyn;
Mach, Herr, zu deinen Gliedern,
Die jetzund spotten dein.

Daß all' im Himmelsgarten
Einst glänzen, Sonnen gleich;
Laß mich nicht länger warten —
Nimm auf mich in dein Reich!

Das Grab war nun fertig, und unter Gebeten und Betrachtungen harrte der heilige Gärtner des Morgens. Als dieser gekommen war, ging er zu den Schergen und sprach zu ihnen: „Phokas hat sich gefunden, ihr könnt ihn in Verhaft nehmen." „Wo? Wo ist er?" fragten sie begierlich. „Er steht vor euch," antwortete Phokas fest und ruhig. „Ich selbst bin der, den ihr suchet. Thut, wie euch befohlen ist. Erstaunt standen die Schergen da, und konnten sich lange nicht entschließen, einen Mann zu tödten, der sie so liebevoll aufgenommen, so gut bewirthet hatte. Endlich machte ihnen seine Bereitwilligkeit Muth, den obrigkeitlichen Befehl zu vollziehen. Freudig empfing der heilige Mann an dem Grabe das er sich bereitet hatte, den Todesstreich. Ueber diesem Grabe blühten später die Blumen, die er gepflegt, geistiger Weise auf, denn es wurde da eine herrliche Kirche gebaut, und somit der himmlische Lustgarten der Gebete an die Stelle des ehemaligen Blumengartens gesetzt.

Die heilige Odilia.

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts lebte im Elsaß ein mächtiger Herzog, ein Ahnherr vieler Grafen am Rhein, von dem auch die Grafen des Aargaues abstammten, Ettich oder Attiko mit Namen. Ihm gehörte neben vielen Burgen auch die alte Feste Hohenburg, von den Römern Altitona genannt, die er wieder aus den Trümmern erheben und aufbauen ließ. Er hatte eine fromme Fürstin, Schwester der Königin Bithildis, Bereswinda mit Namen, zur Gemahlin. Diese gebar ihm eine Tochter, welche blind zur Welt kam. Der Herzog hatte einen Sohn erwartet, und mußte nun vernehmen, daß ihm seine Gemahlin eine Tochter, und noch dazu eine blinde Tochter, geboren habe. Da gerieth er in einen unmäßigen Zorn und sprach zur Mutter des blinden Töchterleins: „Bin ich denn ein so arger Sünder, daß mich Gott so übel heimsucht? Ein solches Unglück hat mein ganzes

Geschlecht noch nie getroffen; es soll getödtet werden, das Unglückskind." Bereswinda aber flehte um Gnade für das Kind und sprach: „Nicht also sollte man zürnen, sondern bedenken, was der Herr sprach: Diese ist nicht seiner Eltern wegen blind geboren, sondern damit Gottes Werke an ihm offenbar werden." Doch der wilde Herzog rief unbarmherzig: „Fort mit dem Kinde aus meinen Augen!" Nun blieb der Mutter nichts mehr übrig, als bei Gott um Rath und Hülfe zu flehen, und er, der nicht will, daß jemand verloren gehe, der Vater der Barmherzigkeit, erhörte ihr Gebet. Einstweilen wurde das blinde Töchterlein einer vertrauten Frau in der Nachbarschaft übergeben. Unterdessen klagte die unglückliche Mutter ihre Noth ihrer Schwester, der Aebtissin des Klosters Palma in Burgund. Diese tröstete sie mit Worten, indem sie sagte: „Gott, der das Kindlein mit Blindheit geschlagen, kann es wieder sehend machen," noch mehr aber mit der That, denn sie nahm das Kind zu sich und pflegte seiner in der Stille. Das Beste aber that der liebe himmlische Vater, zu dem Bereswinda zu flehen nicht müde ward. Er schickte den frommen Bischof Erhard von Regensburg nach dem Kloster Palma, das heimlich gehaltene Kind zu taufen und Odilia zu nennen, mit der Verheißung, das Kindlein werde bei der Taufe sehend werden. Und wirklich bei der Taufe that das Mägdlein die Augen auf, und sah den Bischof freundlich an. Da pries der Bischof den starken Helfer im Himmel und sprach zum Mägdlein: „So meine Tochter, mögest du mich ansehen im ewigen Leben." Darauf erzählte er die gehabte Mahnung Gottes, empfahl das Kind treuer Pflege und kehrte in sein Land zurück. Auch unterließ er nicht, dem Herzog über das Geschehene zu berichten und ihn an seine Vaterpflicht zu erinnern; allein vergeblich. Odilia wuchs indessen auf in frommem Wandel vor Gott. Die Angelegenheiten der Welt kümmerten sie nicht; aber als sie ihre Geschichte vernommen, trug sie ein sehnliches Verlangen ihren Vater zu sehen und ihm die Macht Gottes an ihren Augen kund zu thun. Um bei demselben Gehör zu finden, wendete sie sich an einen ihrer Brüder. Dieser legte gern beim Vater Fürbitte für seine Schwester ein, ward aber mit Unwillen zurückgewiesen. Dennoch wagte es der Bruder, die

verstoßene Schwester auf einem Wagen in des Vaters Burg zu führen; aber der hartherzige Mann zürnte nur um so gewaltiger. Seitdem wohnte sie in einer einsamen Zelle nahe bei Hohenburg. Der Vater gab ihr, etwas mürber geworden, eine gemeine Aussteuer, und wollte sie verheirathen; allein sie hatte sich längst dem Bräutigam ihrer Seele, der sie in ihrer Armuth reich an Gnaden machte, verlobt. Indessen wurde des Herzogs bisher so hartes Herz von schwerer Angst befallen; er übernahm zur Tilgung seiner Sünden lebenslängliche Buße. Da fügte es Gott, daß Vater und Tochter einmal innerhalb der Mauern von Hohenburg zusammentrafen. „Tochter, was beginnst du?" fragte der Vater. Sanftmüthig gab sie ihm zur Antwort: „Ich trage ein wenig Habermehl zu einem Kranken, um ihm eine Speise daraus zu bereiten." Da schmolz das Herz des Vaters und er sprach: „Liebe Tochter! Vergiß nun deines armen schmachvollen Lebens, es soll dir wohl gehen, ehe denn ich sterbe. Darauf schenkte er ihr das Schloß Hohenburg mit allen seinen Gütern, und ließ es ihrem Wunsche gemäß im Jahre 680 zu einem adeligen Jungfrauenkloster für 130 Nonnen einrichten, dem sie selbst als Aebtissin vorstand. Nach diesem guten Werke wurde dem Herzog leichter um das Herz. Die Aebtissin betete fleißig mit ihren Nonnen für das Heil seiner Seele, und er beschloß am Ende seine Lebenstage in Frieden. Der Tod des geliebten Vaters setzte die Tochter in großes Leidwesen; am meisten war sie um seine Seele bekümmert. Wenn Härte mit Härte vergolten wird, dachte sie, welche Pein leidet mein Vater in der Ewigkeit? und betete und betete wieder, weinte und weinte sich beinahe die Augen aus, daß ihm das ewige Licht leuchten möge; und war um so milder und wohlthuender gegen andere, um zu helfen. Das Gebet, die Thränen und die Werke der Liebe fanden Erhörung — sie ward in einem Gesicht versichert, ihr Vater habe Gnade gefunden bei Gott. Da frohlockte sie in ihrem Herzen und dankte Gott für seine Güte. Bei vierzig Jahre stand sie ihren Nonnen vor mit leuchtender Heiligkeit; ihre Speise war Gerstenbrod; ihr Bett eine Bärenhaut, ihr Kopfkissen ein Stein, ihre Beschäftigung das Gebet und die Pflege der Armen; ihre Frömmigkeit theilte sich der ganzen Genossenschaft mit, und von da ver-

breitete sich Heil und Segen über die ganze Gegend. Sie baute auch zum Trost der Armen, da viele die Hohenburg nicht ohne Beschwerde erstiegen, am Fuße des Berges ein Armenhaus, und bald hernach daneben ein Kloster, Niedermünster genannt, für die betagteren Nonnen. Während des Baues brachte ihr ein Pilger drei Lindenzweige, zu pflanzen vor dem Eingang in das Kloster, zum Zeichen der drei großen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, auf deren Grund das ganze Christenthum und jegliche Vollkommenheit beruht, die jeden Christen und jede christliche Anstalt wohlthuend beschatten. Odilia nahm die Zweige und ließ sie vor dem Eingange in das Kloster in die Erde setzen mit den Namen der drei göttlichen Tugenden. Die Zweige wuchsen auf und das Kloster mit. Das Kloster und das Armenhaus wurden mit der Zeit sehr berühmt, und waren die Pflanzschule der Gottseligkeit und der Liebe für lange Zeit in der Nähe und Ferne. Im Jahre 1353 ist diese Abtei durch Kaiser Friedrich Barbarossa in Reichsfürstenstand erhoben worden.

Als Odilia nach einem in Liebe und Leid thatenreichen Leben ihrem letzten Stündlein entgegensah, versammelte sie ihre Nonnen um sich, und bat und ermahnte sie, immer Gott vor Augen und im Herzen zu haben, und dabei auch ihrer und ihres Vaters im Gebete zu gedenken, segnete sie in dem Herrn und schickte sie in die Kirche, den Psalter zu beten. Als die Frauen aus der Kirche zurückkamen, fanden sie ihre Mutter selig entschlafen. An ihrem Grabmal geschahen viele Wunder, und ihr zu Ehren wurde im Klostergarten eine Capelle errichtet, die Zährencapelle genannt, wo sie der Pilger in Stein gehauen sah, betend für die Seele ihres Vaters.

---

5. Erzählungen.

Das Vogelnestchen.

Der geheime Rath von Treuhold besaß ein schönes Landgut in einer sehr angenehmen Gegend. Von Zeit zu Zeit kam

er aus der Residenz dahin, um auf einige Tage die Landluft zu genießen und sich von seinen Geschäften zu erholen. Als es wieder Frühling ward, nahm er seine zwei kleinen Söhne, zwei liebliche, blühende Knaben, das erstemal mit dahin. Beiden gefiel es auf dem Lande ganz unvergleichlich. Der große Garten am Hause, die grünenden Saatfelder und die blumigen Wiesen entzückten sie. Ueber alles ging ihnen aber das nahe Wäldchen voll Eichen, Birken, Erlen und blühender Gebüsche, durch das mehrere, reinlich mit Kies bestreute Wege führten. Die beiden Knaben lebten wie neu auf.

Eines Tages ging der Vater mit ihnen in das Wäldchen und zeigte ihnen ein Vogelnestchen. Das nette Nestchen und die fünf zarten jungen Vögelchen, denen die alten, die gar nicht scheu waren, Futter zutrugen, machten den Knaben unbeschreibliche Freude. Der Vater setzte sich hierauf mit den zwei Knaben auf die steinerne Bank unter einer alten Eiche am Ende des Wäldchens, wo man eine sehr schöne Aussicht in das kleine, freundliche Thal hatte. „Ich will Euch einmal von einem Vogelnestchen erzählen,“ sprach er, „und ich denke, Ihr werdet die Erzählung sehr merkwürdig finden. Die Geschichte hat sich hier in dieser Gegend zugetragen.“

Beide Knaben waren sehr begierig die Geschichte zu hören, und der Vater erzählte:

„An einem schönen Frühlingsmorgen, vor etwa vierzig Jahren, saß unter eben dieser Eiche ein armer Knabe und hütete die Schafe. Er las dabei in einem kleinen Büchlein, und war so vertieft in das Lesen, daß er fast nicht aufblickte. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch einen schnellen Blick auf seine Schafe, die auf dem beblumten Wasen, hier zwischen dem Wäldchen und dem klaren Forellenbach dort, weideten. Als er wieder aufblickte, stand ein überaus schöner, junger Herr, der wie Milch und Blut aussah, in einem grünen goldgestickten Kleide vor ihm. Es war der Erbprinz, der damals noch nicht zehn Jahre alt war. Der Hirtenknabe kannte ihn aber nicht, er meinte, der freundliche junge Herr gehöre dem Forstmeister, der manchmal in Geschäften auf das benachbarte fürstliche Jagdschloß kam.“

„Guten Morgen, junger Herr Forstmeister,“ sagte der Hir-

tenknabe, und zog seinen Strohhut ab, setzte ihn aber sogleich wieder auf. „Kann ich Ihm womit dienen?“ „Sag mir einmal,“ sprach der Prinz, „gibt es in diesem Wäldchen wohl auch Vogelnester?“

„Das ist eine seltsame Frage für einen jungen Forstmann,“ sagte der Knabe. „Hört Er nicht die Vögelein singen? Freilich gibt es Nester genug hier. Jedes Vögelein hat sein Nestlein.“

„Nun, so wirst du wohl auch ein Vogelnestlein wissen?“ sprach der Prinz freundlich.

„O ein wunderschönes Nestlein!“ sagte der Knabe freudig. Das schönste, das ich in meinem Leben gesehen habe. Es ist so nett aus gelblichen Halmen geflochten, wie gedrechselt, und außen auf das zierlichste mit Moos bekleidet. Und Eilein sind darin, fünfe an der Zahl; die sind fast so schön blau, wie der helle, klare Himmel, der hier durch die Eichenblätter scheint.“

„Das ist schön!“ sprach der Prinz. „Komm und zeige mir das niedliche Nestchen. Ich bin sehr begierig, es zu sehen.“

„Das glaub ich wohl,“ sagte der Knabe. „Ich zeige es Ihm aber nicht.“

„Du darfst es nicht umsonst thun,“ sprach der Prinz, „ich werde dich gewiß belohnen.“

„Das mag wohl seyn, sagte der Knabe. Ich zeige es Ihm aber doch nicht.“

Jetzt trat der Hofmeister des Prinzen näher, ein ehrwürdiger geistlicher Herr in einem dunkelfarbigen Kleide, den der Hirtenknabe bisher nicht bemerkt hatte. „Sey nicht unartig, Kleiner,“ sagte er; „der junge Herr hier sah in seinem Leben noch kein Vogelnestchen, so viel er auch schon davon gelesen hat. Schon lange wünschte er eines zu sehen. Mache ihm diese Freude und führe ihn hin. Er nimmt es dir nicht, er will es bloß ansehen; er rührt es nicht einmal an.“

Der Knabe stand auf, und nahm den Hut ab, ohne ihn wieder aufzusetzen, schüttelte aber den Kopf und sprach: „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich zeige das Vogelnest nicht.“

„Das ist sehr unfreundlich,“ sagte der Hofmeister. „Es

sollte dir ja eine Freude seyn, andern Freude zu machen, zumal — unserm geliebten Erbprinzen."

„Ist der junge Herr der Erbprinz? rief der Knabe, und verbeugte sich aus Ehrerbietung sehr tief. „Es freut mich, den Herrn Prinzen kennen zu lernen. Aber das Vogelnestlein zeige ich ihm doch nicht, und wäre er der Fürst selbst."

Der Prinz sprach verdrießlich: „Einen halsstarrigern, eigensinnigern Knaben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Allein wir werden ja wohl Mittel finden ihn zu zwingen."

„Lassen Sie das gut seyn, Prinz" sagte der Hofmeister. Auch ihn befremdete die feste Weigerung des Knaben. Er sprach daher zu ihm: „Kleiner, nur das Einzige sag uns: warum willst du das Nestchen nicht zeigen? dann wollen wir gern weiter gehen, und dich in Ruhe lassen. Wenn du, was ich mir aber kaum vorstellen kann, irgend eine vernünftige Ursache dazu hast, so sage sie."

„Hm!" sagte der Knabe, „die kann ich wohl sagen. Der Michel, der da drüben am Berge die Ziegen hütet, hat mir das Nestlein gezeigt, und ich habe ihm versprochen, es keinem Menschen zu verrathen."

„Das ist etwas anders!" sprach der Hofmeister. Indeß wollte er die Ehrlichkeit des Knaben, die ihm sehr gefiel, noch weiter auf die Probe stellen. Er zog seine Geldbörse heraus und sprach: „sieh hier dieses Goldstück! dieß soll dein seyn, wenn du uns das Nest zeigest. Du brauchst ja deinem Michel nichts davon zu sagen, daß du es uns gezeigt hast, so weiß er nichts davon."

„Ei, bedanke mich gar schön," sagte der Knabe. „Nein, nein! Da wäre ich ja doch ein Schurke, und das will ich nicht seyn, Michel möge es wissen oder nicht. Was hälf' es mich, wenn es die ganze Welt nicht wüßte, wenn aber ich — und Gott im Himmel es wüßte, daß ich mein Wort gebrochen habe und ein schlechter Kerl sey? Pfui!"

„Du weißt vielleicht nicht, was dieses Geld werth ist," sagte der Hofmeister.

„Wenn du Kupfermünze dafür einwechselst, so bringst du

sie in deinen Strohhut da nicht alle hinein. Er würde aufgehäuft voll!"

„Das wäre!" sagte der Knabe, und betrachtete das Goldstück. „Freilich, da hätte mein armer Vater eine große Freude, wenn ich auf einmal so viel Geld heimbrächte!" Er sann ein wenig nach und rief dann heftig: „Nein — weiche von mir, Versucher!" Hierauf sagte er aber sehr sanft: „der Herr muß mir verzeihen! er macht es gerade so, wie jener Unhold in der Wüste, der auch sagte: dieß alles will ich Dir geben. — Kurz und gut, ich gab dem Michel die Hand darauf, das Nestlein nicht zu verrathen. Ein Mann, ein Wort! Und hiermit Ade!" Er wollte gehen.

Jetzt kam der Jäger, der den Prinzen bediente, und in einiger Entfernung zugehört hatte, herbei. Er hatte den Sinn des Hofmeisters, den Knaben zu prüfen, wohl gefaßt, machte ein grimmiges Gesicht, packte den Kleinen am Arm und sagte mit seiner tiefen Baßstimme: „Grober Bube! so begegnest du dem Prinzen, der einmal Fürst des Landes wird? den zerlumpten Ziegenhirten dort am Berge ziehst du ihm vor? Auf der Stelle zeige das Nest, oder ich haue Dir einen Flügel vom Leibe!" Er zog den Hirschfänger.

Der Knabe erblaßte, zitterte, bebte und flehte weinend und schreiend: „O Pardon, ich bitte um Pardon!"

„So zeige das Nest, Bube," rief der Jäger, „oder ich haue." Der Knabe hielt beide Hände vor, schaute mit blinzenden Augen auf die blanke Klinge, rief aber dabei immer: „O ich kann nicht, ich darf nicht, ich thu's nicht!"

„Nun genug!" sagte der Hofmeister, und hieß den Jäger einstecken. „Sey still, Kleiner, es soll dir kein Leid geschehen. Du hast dich wohl gehalten; du bist eine ehrliche Seele. Bitte deinen kleinen Freund erst um Erlaubniß, und dann komm und zeige uns das Nestchen. Das Goldstück mögt ihr dann mit einander theilen."

„Gut! gut!" sagte der Knabe, „heute Abend noch sollet Ihr Antwort bekommen."

Der Hofmeister ging mit dem Prinzen zurück auf das fürstliche Jagdschloß, auf dem sie erst gestern angekommen waren,

den Frühling auf dem Lande zuzubringen. „Die Ehrlichkeit des Knaben,“ sprach der Hofmeister unterwegs, „verdient in der That Bewunderung. Sie ist ein Edelstein, dessen Werth nicht genug zu schätzen ist. Der Knabe hat die Anlage zu einem großen Manne, zu einem festen, unerschütterlichen Charakter. — So findet man unter einem Strohdache oft Tugenden, die man in Palästen manchmal vergebens suchen dürfte.“

Der Hofmeister erkundigte sich bei dem Schloßverwalter näher nach dem Knaben. „Der Knabe,“ sagte der Verwalter, „ist sehr brav. Er heißt Georg; sein Vater ist ein armer Rechenmacher, aber einer der rechtschaffensten Männer weit umher.“

Abends, als die letzte Lehrstunde des Prinzen geendet war, trat er an das Fenster. „Aha,“ sagte er, „der kleine Georg wartet schon auf uns. Er hütet seine kleine Heerde nächst dem Wäldchen, und blickt immer herauf gegen das Schloß.“ „So wollen wir denn hören, welche Antwort er uns bringt!“ sprach der Hofmeister. Beide verließen das Schloß und gingen dem Wäldchen zu.

Der kleine Hirtenknabe sprang ihnen voll Freude entgegen. „Dem Michel ist alles recht!“ rief er schon von weitem. Er schalt mich einen dummen Jungen, daß ich den Handel nicht sogleich einging und dann das Trinkgeld mit ihm theilte. Aber es ist doch besser, daß ich meinem Michel zuvor davon gesagt habe. Ich kann nun das Nestlein mit Freuden zeigen. Komm Er also nur mit mir, Herr Prinz!“

Georg lief voran, dem Wäldchen zu; und Prinz und Hofmeister gingen ihm langsam nach. „Sieht Er dort das gelbliche Vögelein auf dem Erlenzweige, das so fröhlich singt?“ sagte Georg zum Prinzen. „Dem gehört das Nestlein; das ist das Männchen. Nun müssen wir aber leise gehen!“

Auf einer lichten Stelle des Wäldchens stand zwischen dunkeln Schatten ein Weißdornstrauch, mit den glänzenden grünen, zierlich ausgeschweiften Blättern und einer Menge weißer, kräftig duftender Blüthentrauben, in vollem Glanze der untergehenden Sonne.

Der kleine Georg deutete mit dem Finger in den Strauch und sagte leise zum Prinzen: „Da guck Er einmal hinein, Herr

Prinz! Das Weibchen sitzt wirklich auf den Eiern." Der Prinz sah es sitzen. Es flog aber sogleich fort — und der Prinz hatte an dem zierlichen Halmennestchen und den netten Eierchen eine herzliche Freude.

Der Hofmeister machte manche schöne Bemerkung darüber. Hierauf sagte er zu dem Knaben: „Jetzt komm mit uns dorthin unter die Eiche, die versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen. Das Gold könntest du aber mit deinem jungen Freunde nicht theilen; ich will dich daher in Silber bezahlen." Er nahm eine Geldrolle aus der Tasche und zählte dem erstaunten Knaben, hier auf der steinernen Bank unter der Eiche, den Betrag des Goldes in lauter neugeprägten Sechskreuzerstücken vor. „Theile aber richtig mit Michel!" sagte der Prinz. „Auf Ehre!" sagte der Knabe, dankte und sprang mit dem Gelde fort, als ob er es gestohlen hätte.

Der Hofmeister forschte nach, ob Georg mit dem andern Knaben richtig getheilt habe. Er hatte ihm nicht ein Stück zu wenig gegeben. Seinen Antheil aber hatte er seinem Vater gebracht, und kein einziges Stück für sich behalten.

Der Prinz kam nun alle Tage in das Wäldchen, um nach dem Nestchen zu sehen. Die alten zwei Vögelein scheuten sich, da er ihnen nichts zu Leid that, bald gar nicht mehr vor ihm. Mit tausend Freuden bemerkte der Prinz, wie die kleinen, zarten Vögelein aus den Eierchen krochen, wie alle die gelben Schnäbelchen weit aufrissen und alle zusammen laut pipten, wenn die Alten ihnen Futter brachten; wie die jungen Vögelchen immer größer wurden und zarte Federchen bekamen; und wie sie endlich eines Tages unter großem Jubel der Alten den ersten Ausflug wagten, und sich auf die nahen Zweige der Bäume setzten; die Alten aber sie noch immer fütterten.

Der Hofmeister und der Prinz trafen den Knaben, der seine Schafe bald da, bald dort weiden ließ, öfter an. Es gefiel dem Hofmeister sehr wohl, daß der Knabe immer sein Büchlein bei sich hatte und sehr fleißig darin las. „Du weißt dich gut zu unterhalten, lieber Georg!" sagte er zu dem Knaben; „doch, lies mir einmal eine Stelle." Der Knabe las laut und

mit großem Eifer, mußte aber doch hie und da ein wenig buchstabiren.

„Nun," sprach der Hofmeister, „es geht so ziemlich; in welcher Schule hast du das Lesen gelernt?" „Ach!" sagte Georg, „ich bin noch in gar keine Schule gekommen. Es ist so weit dahin; und da hätte ich zu viel Zeit versäumt. Ich mußte im Winter zu Hause beständig spinnen. Auch vermöchte mein Vater das Schulgeld nicht zu bezahlen. Da habe ich denn meinen guten Freund, den Michel, der sehr gut lesen kann, angesprochen es mir auch zu lehren. Er lehrte mich die Buchstaben kennen und sie zusammenbuchstabiren. Ich habe das kleine Büchelchen da, in dem schon Michel das Lesen gelernt hat, bereits dreimal ausgelesen; allein es ist nunmehr so beschmutzt und zerrissen, daß man viele Buchstaben nicht mehr recht deutlich sieht. Darum ist es auch nicht leicht darin zu lesen."

Als der Prinz den Hirtenknaben Georg wieder einmal antraf, zeigte er ihm ein neues, ungemein schön in rothen Saffian mit Gold gebundenes Büchlein. „Dieß will ich dir einstweilen leihen," sagte er, sobald du aber eine Seite ohne Fehler lesen kannst, so darfst du es behalten." Der Knabe war sehr erfreut, und faßte es mit spitzigen Fingern so zart an, als wäre es von Spinneweben, und könnte leicht beschädigt werden. Am andern Tage eilte Georg dem Prinzen, sobald er ihn erblickte, entgegen. „Sie!" rief er, denn man hatte ihm gesagt, daß er den Prinzen nicht „Er" nennen dürfe, „ich will Ihnen von den ersten sechs Blättern des schönen Büchleins hier eine Seite, welche Sie wollen, ohne Fehler lesen." Der Prinz schlug eine Seite auf, und Georg las sie ohne Anstand. Der Prinz schenkte ihm das Büchlein, und der Knabe hüpfte vor Freude.

Eines Morgens kam der Fürst, zu Pferd und nur von einem Reitknecht begleitet, ganz unvermuthet auf dem Jagdschlosse an. Er wollte sehen, wie der Prinz sich befinde und welche Fortschritte er im Lernen mache. Bei Tische erzählte der Prinz von dem niedlichen Vogelnestchen und dem ehrlichen Hirtenknaben. Der Fürst hörte mit Wohlgefallen zu und bewunderte die Ehrlichkeit des Knaben. „In der That," sagte der Hofmeister, „seine Ehrlichkeit ist bewährtes, reines Gold. Der Knabe gäbe

einmal für unsern geliebten Kronprinzen einen treuen Diener ab, auf den er sich verlassen könnte. Und da Gott dem armen Knaben auch vortreffliche Talente verliehen hat, so wäre es zu wünschen, daß er studiren könnte. Allein sein Vater ist sehr arm; es wäre aber doch Schade wenn der Knabe, der so talentreich und so ehrlich ist, in der Welt nichts weiter werden sollte als ein Rechenmacher, wie sein Vater."

Der Fürst trat nach der Tafel mit dem Hofmeister an ein Fenster und redete einige Zeit allein mit ihm. Hierauf befahl er den Knaben zu rufen. Georg kam und war hoch erstaunt, als er in den prächtigen Saal trat und den schönen, ansehnlichen Herrn, mit dem Stern an der Brust, erblickte. Der Hofmeister sagte dem Knaben, wer der Herr sey, und der Knabe neigte sich fast bis zur Erde.

„Nun Kleiner," sprach der Fürst sehr freundlich, „wie ich höre, hast du große Freude an den Büchern. Hättest du wohl Lust zu studiren?"

„Ach," sagte Georg, „wenn es an sonst nichts fehlte, als an der Lust dazu, so würde ich heute noch ein Student! Aber mein Vater hat kein Geld, da fehlts!"

„Nun höre einmal," sprach der Fürst, „ich will versuchen, ob wir einen Studenten aus dir machen können. Der Herr Hofmeister hier hat einen Freund, einen trefflichen Landpfarrer, der fähige Knaben in sein Haus aufnimmt, sie in den gelehrten Sprachen unterrichtet und sie auf die höheren Studienanstalten vorbereitet. Diesem Pfarrer will ich dich empfehlen. Für Bezahlung der Kosten werde ich sorgen. Wie gefällt dir der Vorschlag?"

Der Fürst erwartete, der Knabe werde sich sehr freuen, und diese Gnade mit beiden Händen ergreifen. Allein der Kleine hatte zwar anfangs freudig gelächelt, machte aber sogleich darauf ein sehr wehmüthiges, betrübtes Gesichtchen und schwieg. „Was ist dir?" fragte der Fürst. „Es scheint, du möchtest lieber weinen als lachen? Was hast du, laß einmal hören!"

„Ach du mein Gott!" sagte Georg, „mein Vater ist so arm! Was ich den Sommer über an Hirtenlohn und den Win-

ter über mit Spinnen verdiene, hat er höchst nöthig. Es ist zwar nur wenig; allein er könnte es doch nicht entrathen!"

„Du bist ein guter Knabe," sprach der Fürst höchst freundlich; „diese deine kindliche Liebe zu deinem Vater ist mehr werth, als die kostbarste Perle, die sich in meiner Schatzkammer befindet! — Was indeß deinem Vater entgeht, wenn du deinen Schäferstab und dein Spinnrad mit der Feder und den Büchern vertauschest, das werde ich ihm ersetzen. Ists so recht?"

Der Knabe war nun vor Freude fast außer sich. Er küßte dem Fürsten voll des innigsten Dankes die Hand, benetzte sie mit Dankesthränen und sprang fort, die erfreuliche Nachricht seinem Vater zu bringen. Bald darauf kamen Vater und Sohn, vergossen Freudenthränen und konnten ihren Dank für eine so große Gnade vor Weinen fast nicht aussprechen. Auch Herr von Treuhold konnte vor Rührung nicht weiter erzählen. Er hatte auch Thränen in den Augen und schwieg.

„Nun," sagten Adolph und Wilhelm, „die Geschichte ist ja noch nicht aus! Wie ist es mit dem braven Hirtenknaben Georg weiter gegangen, und was ist aus ihm geworden?"

„Liebste Kinder," sprach der Vater, „jener Hirtenknabe war — ich."

„Der edle Fürst, den ihr nicht mehr gekannt habt, nahm mich, nachdem ich meine Studien vollendet hatte, in seine Dienste. Da er mit meinen treuen Diensten zufrieden war, so erhob er mich in den Adelstand und ernannte mich zum Freiherrn von Treuhold. Er ist bereits vor zehn Jahren gestorben; sein Andenken aber wird nie sterben. Mein Dank und der Dank des ganzen Landes folgt ihm nach in die Ewigkeit! Jener kleine Prinz, den ich hier unter dieser Eiche das erstemal sah, ist unser gegenwärtiger gnädiger Fürst."

„Der Herr Pfarrer an unserer Hauptkirche, dieser wahrhaft hochwürdige Geistliche, der eine so väterliche Liebe gegen euch zeigt, und euch in der Religion unterrichtet, war jener Hofmeister. Mein seliger Vater, euer Großvater, den ich zu mir genommen, und der seine alten Tage bei mir verlebte, ist uns vor drei Jahren in den Himmel vorausgegangen. Er hatte große Freude an euch und machte euch manche Freude,

wiewohl ihr euch des blassen, frommen und freundlichen Greises nur mehr dunkel erinnert. Seine Asche ruhe in Frieden!"

„Gott hat mich so gesegnet, daß ich dieses Landgut, auf dem ich ehemals als ein armer Knabe die Schafe gehütet habe, kaufen konnte, und daß es nunmehr unser Eigenthum ist."

„Nun," sagte der kleine Wilhelm, „da hat das Vogelnestchen doch recht viel Gutes gestiftet. Leben wohl jene Vögelein auch noch? Sind sie die nämlichen, die dort in dem Wäldchen wieder ein Nestchen gebaut haben?"

„Warum nicht gar" sprach Adolph, der ältere Knabe. „Dergleichen Vögelein werden nicht so alt. Auch hat nicht das Vogelnestchen dem Vater zu Ehre und Reichthum geholfen, sondern weil der Vater ein so redlicher und fleißiger Knabe war, hat er es vom Hirtenknaben bis zum geheimen Rathe, und vom Wergspinner bis zum Besitze dieses schönen Landgutes gebracht."

„Nicht mir gebührt die Ehre davon," sprach der Vater, „sondern Gott; alles, was ich habe, kommt von Ihm. Wie hätte ich, als der ärmste Knabe in der Gegend, es so weit bringen können? Gott hat es so gefügt. Er hat mich durch das Vogelnestchen mit dem Erbprinzen bekannt werden lassen, und in der Folge meine Ehrlichkeit und meinen Fleiß so reichlich gesegnet. Benützt auch ihr die Talente, die Gott euch verliehen hat, liebste Söhne! Lernet fleißig, seyd immer ehrlich und treu, und vor allem vertrauet auf Gott, und bittet Ihn um seinen Beistand! So wird Gott auch euern Fleiß und eure Treue und Redlichkeit reichlich segnen."

„Ja, das wolle Er, der gütige Gott!" sprach der Vater, indem er aufstand, gerührt zum Himmel blickte, und seinen zwei Söhnen, denen beiden die hellen Thränen in den Augen glänzten, unter der Eiche seinen väterlichen Segen gab. Was der Vater nicht mehr sagte, muß hier noch beigefügt werden. Der geheime Rath von Treuhold war, weil er unbestechlich war, seinem Fürsten treu diente und ihm immer redlich die Wahrheit sagte, ein großer Segen für das ganze Land.

Seine beiden Söhne, Adolph und Wilhelm, traten in die Fußstapfen ihres Vaters ein, und wurden sehr edle, rechtschaffene Männer. Adolph ward fürstlicher Rath, Wilhelm Offi-

cier, und beide wurden wegen ihrer Kenntnisse und Diensttreue allgemein geschätzt. Sie waren die Freude ihres Vaters und die Stütze und Krone seines Alters.

Die Stecknadel.

In das Magazin des reichen Kaufmannes Samuel Richter in Danzig trat ein armer zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht!" brummte der Beschäftigte; „mach, daß du fortkommst!" Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thür, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was gibt es denn hier?" fragte er den Diener. „Ein unnützer Bettelbube!" war die Antwort des Buchhalters, der von der Arbeit kaum aufblickte. Indem sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thüre etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner! was hebst du da auf?" rief er ihm nach. — Der weinende Knabe wandte sich um und zeigte eine Stecknadel. „Und was willst du damit?" fragte jener weiter. „Mein Wamms hat Löcher," war die Antwort; „das größte stecke ich damit zu."

Das gefiel Herrn Richter, und noch mehr das schöne, einfache Gesicht des Knaben. „Aber," sagte er freundlich ernst, „schämst du dich nicht, so jung und gesund, wie du bist, zu betteln? Kannst du nicht arbeiten?" — „Ach, lieber Herr," versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt, und meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen. Aber, ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brod, seitdem niemand einen Bissen wieder."

Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für dieses Mal dem ehrlichen Gesicht des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler: geh

dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brod für dich und deine Mutter und Geschwister; die andere Hälfte aber bringe mir zurück." Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun," sagte der grämliche Buchhalter, „der wird ins Fäustchen lachen und nie wieder kommen." — „Wer weiß!" antwortete Herr Richter — und schon sah er den Knaben in vollem Laufe zurückkehren, ein Schwarzbrod in der einen Hand, das übrige Geld in der andern. „Da, lieber Herr,!" sprach er fast athemlos, „da ist das übrige Geld." — Gleich darauf erbat er sich heißhungrig ein Messer, um sich ein Stückchen Brod abschneiden zu können. — Der Buchhalter reichte ihm still ein Taschenmesser hin. Eilfertig schnitt er sich eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brod zur Seite und betete still mit gefalteten Händen ein kleines Tischgebet. Dann ließ er sich das Brod trefflich schmecken.

Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit des Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimath, und erfuhr aus seinen treuherzigen Mittheilungen: Der Vater habe in einem vier Meilen von Danzig entfernten Dorfe gewohnt und ein kleines Haus und Gut besessen. Das Haus aber sey abgebrannt, und seine Kränklichkeit habe ihn gezwungen den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem reichen Nachbar als Hirt verdungen, sey aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elende. Er, der älteste, habe Hülfe suchen wollen, sey anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen.

Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und der Knabe erschien ihm als ein Wechsel auf Sicht,*) den Gott auf ihn zur Prüfung seiner Dankbarkeit ausgestellt habe. — „Höre, mein Sohn,!" fing er an, „hast du denn wirklich Lust etwas zu lernen?" — „Ach ja,"

*) In Wechseln „auf Sicht" ist der Tag der Vorzeigung, woran die Ausbezahlung geknüpft ist, angegeben.

rief der Knabe, „wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstände wohl noch mehr; aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag.“

Herr Richter fühlte sich plötzlich entschlossen. „Wohl!“ sagte er,“ wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst du deine Mutter und Geschwister auch unterstützen.“ Des Knaben Augen leuchteten vor Freude in des Kaufmanns Augen. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu essen!“

Eben war, wie von Gott gesendet, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsort in Herrn Richters Haus getreten. Derselbe bestätigte alle Aussagen des Kleinen, und übernahm es gern der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht und von Seiten des Kaufmannes Brod und etwas Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Pfarrer des Dorfes schreiben, worin die Wittwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für sie beigeschlossen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde. Als dieses geschehen, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleidung und brachte ihn dann Mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottlieb Schicksal und den Planen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach gern, ihn in den letzteren nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich ihr Wort.

In den nächsten vier Jahren mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegvater auf das Comptoir, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpult, zeichnete der heranreifende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie benutzte. Dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach dem Vorangehen von zweien seiner Brüder starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar

nicht im Wohlstande, aber durch des edlen Richter nnd ihres Sohnes Beihülfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keinen theurern Menschen als seinen Wohlthäter. Ihm zu Liebe wurde er immer eifriger Kaufmann. Er begann damit, den Ueberschuß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hiedurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise doch gegen hundertundzwanzig Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsdorfe eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und dabei doch sehr wohlfeil im Ankaufe war. Er bat seinen gütigen Pflegvater um einen Vorschuß von zweihundert Thalern, welchen dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von fünfhundert Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem Flachshandel einen Handel mit Sackleinwand, und beide Erwerbzweige machten ihn in zwei Jahren um tausend Thaler reicher.

Dieses geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach deren Beendigung fuhr Gottlieb fort, noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann in die Stelle des zu derselben Zeit sterbenden Buchhalters, und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitgliede oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinns aufgenommen.

Aber es war nicht Gottes Wille, daß dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Seele der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters trauernder Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre sanft entschlummerte. Kurz vor seinem Tode legte er noch die Hand seiner einzigen fünfundzwanzigjährigen Tochter in die seines geliebten Pflegsohnes. Er hatte sie längst beide als seine Kinder betrach-

tet. Sie verstanden ihn, sie liebten einander und feierten still, liebevoll und ernst ihre Verlobung an seinem Sterbebette.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richter's Tode, war die Firma „Gottlieb B. . ., Samuel Richter's sel. Erben" eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders über dem Eigenthume ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine Schwiegermutter wie ein Kind, und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche aufs zärtlichste, bis sie in ihrem zweiundsiebenzigsten Jahre in seinen Armen verschied. Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das läßt sich hier nicht erzählen; aber die Engel im Himmel haben es gesehen.

Da seine eigene Ehe kinderlos blieb, so nahm er die beiden ältesten Söhne seiner zwei noch lebenden Brüder (jetzt wohlhabende Landleute) zu sich ins Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn so segenbringende Stecknadel, die jetzt an einem sehr feinen holländischen Tuchrock prangte, und vermachte diese Stecknadel zum Erbstücke für den, welcher jederzeit der Aelteste in der Familie seyn würde.

Es sind erst wenige Jahre, seit dieses Kind des Elends, des Glücks und des frommen Fleißes in stillem Frieden aus der Welt hinweg schied. —

Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt wohl gehen.

Hoffe standhaft auf den Herrn!
Ist dir gleich sein Rath verborgen,
Scheint dir seine Hülfe fern,
Dennoch wehre bangen Sorgen.
Sey getrost, gib dich zufrieden!
Gott hat schon dein Loos entschieden.

Der Solenhofer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen

werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeitlang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe im mittleren Alter und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brod, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl; und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geisen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Sarepta, als sie dem

Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, außer eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Krug. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben."

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinauf sprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benedictinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch erlauben das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien.— Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und

holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn dir Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Wittwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedict trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirthin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benedictinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedict legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schooß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „fünfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dieß dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedict, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen; und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte,

lag eine vollkommene, viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer aneinander gerieben, um sie zu poliren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande mit dem seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige schöne Platten.

Indeß trieb er dieß alles als eine bloße Spielerei, und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamme aufhebt. — Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sey, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?" fragte Benedict. „Er stund," antwortete die Wittwe, mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der eine rieth dieß und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung dadurch ein Ende machte, daß er sagte: „Nun morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hierher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu theuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind."

„So, so!" versetzte Benedict, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter gute Nacht und ging unter Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelge-

birge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte den Kopf, und die Grafen und die Herren machten große Augen. Ja ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstund unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen baarfüßigen Bauerknaben nicht herein lassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stund, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schie-

ferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sey nicht nöthig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfing ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedict, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen, sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrack freilich als sie ihn in aller Frühe wecken wollte, und das Nest leer fand. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen, und stunden meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel und wohl, mußte sie thun als wäre ihr Benedict krank. Sie nahm Geißel und Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schaar das Dorf hinunter ging, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vodersten saß ihr Benedict hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen seyn.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden

Steinmetzen wieder in ihre Heimath entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedict bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder, und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie an dem täglichen Brod fehlte.

Die Sinnlichkeit im Kampfe mit dem Sittengesetz.

Ein armer Schornsteinfeger-Junge mußte auf einem gräflichen Schlosse den Schornstein reinigen, der durch ein Kamin in ein Wohnzimmer führte. Da er bis zum Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer und blieb da ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Tische lag. Er konnte sich nicht enthalten sie in die Hand zu nehmen. Da stieg der Wunsch in ihm auf: Ach, wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dachte er: wie, wenn du sie nähmest? — Aber ei, da wärest du ja ein Dieb!

Es würde es doch aber niemand wissen — dachte er weiter. Allein in dem Augenblick hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin und eilte zurück in den Schornstein. Da er nach Hause gekommen war, lag ihm die Uhr im Kopfe. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es den Gedanken los zu werden, aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn Einer ihn mit Gewalt wieder dahin zurückzöge. Er konnte davor nicht schlafen und beschloß also wieder hinzugehen und sie zu nehmen. Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nacht-

tische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondenschein liegen sah. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, Diamanten, Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte. Soll ich? — sagte er laut zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten — soll ich? Aber wäre ich denn nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? Könnte ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? Könnte ich wohl jemals Einem wieder ins Gesicht sehen? Wohl wahr! Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage zu essen und zu trinken! Und wenn ich nun entdeckt würde? Aber wie könnte es entdeckt werden? Es sieht's ja keiner! Keiner? Sieht es aber Gott denn nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können? Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. „Nein" — sagte er, indem er die Diamanten wieder hinlegte — „lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!" Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege zurück, auf dem er gekommen war.

Die Gräfin, welche im Nebenzimmer zu schlafen pflegte, hatte, noch wachend, alles dieß mit angehört, und den Knaben selbst beim Mondschein erkannt. Sie ließ ihn am folgenden Tage zu sich kommen.

„Höre, Kleiner!" — sagte sie zu ihm, — als er zu ihr in's Zimmer trat, — „warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht?" Der Knabe fiel vor ihr auf die Kniee und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles mit angehört," fuhr die Gräfin fort. — „Danke Gott, mein Sohn, daß er dir half der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner rechtschaffen zu bleiben und ein gutes, ruhiges Gewissen zu behalten! Von nun an sollst du bei mir bleiben, ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge."

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, konnte aber nicht; er vermochte nur zu schluchzen und seine Hände zu ringen. Die Gräfin hielt, was sie versprochen hatte; der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

Der Husar in Neiße.

Als im Anfang der französischen Staatsumwälzung die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein drehen könnte, und daß der Franzose noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner, preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld und viele werthvolle Sachen, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wiedergeben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tag bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt, nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt, er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee in's Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thür auf und will sehen, ob ihm

etwas fehlt. Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einandergelegt und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte oder so etwas, und sah nicht daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging ganz leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seyd Ihr so traurig?" Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an und sagte: Die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren seinen Eltern in der Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seyen, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sey voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrack die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und erkannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Manne in der Champagne Hab' und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester? — Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer; und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sey, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als: Pardon! dachte aber: „Es wird nicht viel helfen."

Der Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzose den Husaren zusammenhauen und freut sich schon darauf."

Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerzen fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich; er denkt, wir sind in Gottes Hand und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott!" Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu Leid zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gerichte gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahre gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

1.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens von Marseille, ob nicht jemand kommen würde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen. Ein Unbekannter kam und setzte sich hinein, wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt: weil der Herr des Schiffes nicht da ist, so will ich doch lieber in einen andern Kahn steigen. — Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren? — Nein, antwortete der Unbekannte: es bleibt nur noch eine Stunde Tag, ich wollte gern einige Male in dem Hafen auf- und abschiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja nicht aus wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andere Sprache.

Robert. Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dieses Handwerk nur an gewissen Tagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Unbekannter. Ei, welch ein Geiz für Ihr Alter! Den hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet!

R. Ach wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche viel Geld zu verdienen, so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen. —

U. Es kann seyn, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Spazierfahrt machen; Sie sollen mir unterdeß Ihre Geschichte erzählen. (Der Unbekannte läßt sich wieder nieder, und Robert setzt seinen Kahn in Bewegung.) Wohlan, mein Freund, so sagen Sie mir denn, was für Bekümmernisse Sie haben. Ich bin begierig dieß zu hören.

R. Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr! nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte. —

U Wie! in Gefangenschaft? Erzählen Sie doch.

R. Er hatte sich ein kleines Capital erworben; dafür kaufte er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smyrna segeln wollte. Er beabsichtigte, bei dem Verkauf dieser Waaren selbst zugegen zu seyn, und fuhr also mit ab. Allein das Schiff wurde unterwegs von einem Seeräuber weggenommen und nach Tetuan in dem Lande Fez, auf der afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fordert 2000 Thaler für seine Befreiung; aber lieber Gott! woher können wir so viel Geld nehmen? Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so mit meinem Herrn, einem Juwelier, und überdieß suche ich, wie Sie sehen, die freie Zeit noch besonders zu nützen. Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist, nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung. — Ich war anfangs gesonnen selbst hinzureisen und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine

Mutter, die meine Absicht — ich weiß nicht, wie — erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sey, und ließ allen Schiffsherren, die nach der Levante fahren, verbieten mich an Bord zu nehmen. —

U. Bekommen Sie denn auch wohl zuweilen Nachrichten von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet?

R. Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelind, und die Arbeiten, zu denen man ihn gebraucht, sind nicht über seine Kräfte. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeit zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von seiner geliebten Gattin und drei Kindern, die er ebenfalls zärtlich liebte! —

U. Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

R. Er hat seinen Namen nicht verändert; er nennt sich noch Robert wie zu Marseille. —

U. So! so! Robert? Also bei dem Aufseher der Gärten des Königs?

R. Ja, mein Herr. —

U. Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besseres Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott. —

Der Unbekannte schwieg und saß die ganze Zeit über wie im tiefen Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmal danken konnte. In dem Geldbeutel befanden sich sechzehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese außerordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken; aber umsonst, er war nirgends zu finden.

2.

Die Familie fuhr indeß fort unermüdet zu arbeiten, um wo möglich die nöthige Summe zusammenzubringen.

Eines Tages, da sie eben im Begriff waren ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brod und trockenen Früchten bestand,

zu sich zu nehmen, sahen sie auf einmal — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende. „Ach, meine Frau, meine lieben Kinder!" rief er und stürzte jedem um den Hals. „Wie ist es euch möglich gewesen, mich so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt? Seht nur wie ich geschmückt bin! Und dann noch die fünfzig Pistolen, die man mir auszahlte als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren. Um Gotteswillen, sagt mir wie es möglich gewesen, daß ihr in der äußersten Dürftigkeit, worin ich euch sehe, so viel verdient." — Erstaunen und Verwunderung raubten der Mutter anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinne und Sprache verloren und fiel endlich ohnmächtig nieder. Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache wieder mächtig; sie umarmte noch einmal ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte: „Sieh da dein Befreier! Wir brauchten 2000 Thaler zu deiner Erlösung; erst etwas über die Hälfte haben wir beisammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unseres Sohnes zu danken. Dieser hat ohne Zweifel Freunde gefunden, welche, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Gewiß, ihm verdanken wir unser Glück. Er hat uns noch dazu überraschen wollen. Aber, Gott! was ist ihm? Deine Ankunft hat ihn so sehr ergriffen! Laßt uns eilen, ihn wieder zu sich zu bringen." — Die Mutter stürzt zu ihm hin, seine Schwestern eilen herbei, und nur mit vieler Mühe bringt man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine Blicke auf den Vater; aber es fehlt ihm noch die Kraft zu sprechen. — Der Vater hingegen schweigt auf einmal betroffen still, steht in Gedanken, wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohne und spricht: „Unglücklicher! was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben? Hast du mich etwa durch eine schlechte That erkauft?

Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich einer ungerechten That schuldig zu machen? Ich zittre, die Wahrheit zu hören! Doch sage sie frei heraus; aber das merke dir: lieber Sklaverei oder Tod, als Befreiung durch Schande oder Verbrechen!"

„Beruhige dich, mein Vater!" antwortete der junge Robert, indem er mit Mühe aufstand, „umarme deinen Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth. Nicht mir, nicht uns allen hast du deine Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter. Liebe Mutter, jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß, der ist es! Er richtete so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch seyn mag; er soll kommen, den Erfolg seiner Wohlthaten zu sehen und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen." Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten, und der Vater wurde dadurch beruhigt. — Robert betrieb nun wieder seine früheren Geschäfte mit dem besten Erfolg. Nach zwei Jahren war er ein reicher Mann; seine Kinder, alle versorgt und glücklich, genossen nun mit ihm und seiner Frau eine Glückseligkeit, welcher nichts gefehlt haben würde, wenn es den unausgesetzten Nachforschungen des Sohnes gelungen wäre, jenen verborgenen Wohlthäter zu entdecken, welchem sie ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten. Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hafen spazieren ging. Robert eilte auf ihn zu und fiel vor ihm nieder. Welch ein Auftritt! Der Unbekannte wollte sich nicht zu erkennen geben; Robert aber rief schluchzend aus: „Sie sind der Befreier meines Vaters! Sie, edler Mann, sind der Schöpfer unseres Glücks!" vergoß Thränen des Dankes und der Freude und überhäufte den Unbekannten mit Danksagungen. Eine Menge Volks war Zeuge dieses rührenden Auftritts, und indem sich Robert an seine Mitbürger wendet, um sie mit seinem Wohlthäter bekannt zu machen, reißt sich dieser los und verschwindet unter der Menge. Der junge Robert war außer sich, man führte ihn nach Hause, wo endlich ein Strom von Thränen ihn nach und nach beruhigte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man, ganz unge-

fähr, daß er der Präsident von Montesquieu gewesen sey, einer der vortrefflichsten französischen Schriftsteller. Seine Schriften haben ihn unsterblich gemacht: aber diese einzige schöne That macht ihm mehr Ehre als sie alle, wenn sie auch mit der größten Weisheit geschrieben wären.

Der Christ und der Muhamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta *) ein. Der Vater hatte früh schon den Jüngsten in die Ordensliste der Malteser-Ritter eintragen lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich selbst nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien an. Hier wurde er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder im Dienste des Ordens oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege erfreute, und nicht unterließ seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse als das bloße Schwert.

---

*) Malta, Insel im mittelländischen Meere, südlich von Sicilien gelegen, jetzt den Engländern gehörig. Als nach der Eroberung von Rhodus 1522 der Orden der Johanniter ohne festen Sitz war, erbat sich der Orden vom Kaiser Karl V. die Insel Malta, und Karl gab sie ihm unter der Bedingung zum Lehn, daß sie sich verpflichteten, einen ewigen Krieg gegen die türkischen Seeräuber (Korsaren) zu führen. Von da an nannten sie sich Malteserritter. Der vornehmste Beamte des Ordens war der Großmeister.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen, auszuführen beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf, er kehrte aber nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch manches, wozu denn besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verluste aller darauf fechtenden Ritter genommen worden sey, und daß auch Raimund gefallen wäre.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete ein härteres Schicksal auf ihn. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an, man freute sich einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley, besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier vor dem Kauf zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe.

„Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensklave," sprach er, „auf daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben."

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben, wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftigen, edlen Gemüthe vorging? — Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld wieder in die Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. — Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung

in den Willen der Vorsehung sein schweres Schicksal zu tragen, und den Uebermuth und die Grausamkeit seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten, allein Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einstmals bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod! —

„Den Tod nicht!" entgegnete Muley; „dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt. Aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen."

Raimund mußte gehorchen, und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte, denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner und kluger Mann, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie auch durch Drohungen und Versprechungen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihrer Religion zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten *) jeder Christenpflicht überhoben zu seyn glaubten, dem Beispiel ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich.

„Ich bin ein christlicher Ritter!" antwortete er, und das werd'

---

*) Renegaten werden diejenigen genannt, welche den christlichen Glauben verleugnen und Muhamedaner werden.

ich auch als Sklave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen, aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. — Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein! — einzig nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte brachte jene Schwachen, in Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens. Aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure furchtbaren Versuche. — Und zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? — Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe!" —

Muley wendete sich erzürnt, jedoch auch beschämt von ihm ab, denn er verkannte das Heldenmüthige seiner Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er kaum selbst diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, wie auch seine Freundlichkeit mit Verachtung vergalt, und auch im Sklavenkittel der stolze unbeugsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven schlichen die Gespenster der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volks aus ihm bekannten reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereit stehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theil des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maul- beer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus,

der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten als diese Blumen; — da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln bemüht war.

„Halt ein, Verräther!" rief Raimund und schmetterte mit seinem schweren Grabscheit den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten, „fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!" trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thüre hinaus.

Muley hatte sich indeß wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampf neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und sank mit den Worten: „o du großmüthiger Retter meines Lebens!"an seines Sklaven Brust. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung kalt von sich ab. — „Ich würde im offnen Kampfe dich gern erlegt haben!" sprach er ernst, „allein gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst den Feind!"

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwor, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen, er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wolle. Aber Raimund entgegnete ernst und mild: „du würdest mich gewiß nicht mehr achten, und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte! Sieh über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben;

allein du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verläugnen konnte, auch alles andere nichts mehr gilt!" — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden ihm gebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nun selbst zu fordern und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach, da bat Raimund endlich um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Verschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte bei dem Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen und antwortete: „Wohlan! so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk, und schalte damit nach Gefallen. Du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklave bleiben; was du zu stolz bist von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen so viel dir gelüstet, ziehe heim in dein Vaterland und gedenke an den dankbaren Eid Muley!"

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid als Andenken jener traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit errungen hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indeß ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie; in tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Einigkeit ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als gelobten sie sich einen gleichen Bruderbund.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat? — als die altgewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte seine Schicksale erzählen. Als er geendet, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher als sein Schwert!" und die Mutter und die Kinder falteten still die Hände und sprachen: Amen! —

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen; jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm, und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen. So begann denn nun wieder das alte glückliche Leben der beiden Brüder, so zog die Zeit unter froher Thätigkeit, Liebe und Frömmigkeit unbemerkt dahin, so wurden die Brüder ein Paar heitere, kräftige Greise, und wiegten Wolfgangs freundliche Enkel auf ihren Knieen.

Die Ritter setzten indeß den Kampf gegen die Ungläubigen fort. Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch unmittelbar davon zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen, denn die Saracenen hatten den Christen großen Verlust zugefügt, und diese glühten eine recht empfindliche Rache an dem Feinde zu nehmen. Es gelang auch, die Ritter kehrten siegreich zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Saracenen in den Hafen von Malta ein.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Zujauchzen des Volks die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Comthur des Ordens, stand an der Seite des Großmeisters und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen, denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, in welchem er in gleicher Lage einst auf dem Markt zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke plötzlich bekannten Zügen, — und — er täuschte sich nicht — Cid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite, und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, wel-

cher nachdem auch er von allem unterrichtet war, den gefangenen Sid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sklaven erhandelte.

„Kaufe mich nicht!" sprach dieser, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch gehorsamen Sklaven finden, denn ich bin zu vornehm, um beides kennen gelernt zu haben!"

„Du wirst es aber lernen!" entgegnete Wolfgang; wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr!"

Sie langten in Wolfgangs Landsitz an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab und war bemüht, ihn mit Speise zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn so gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte.

Nachdem mehrere Tage verflossen, trat Wolfgang eines Morgens zu ihm in das Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt," sprach er, „deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!"

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden, und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang auf sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn auf's neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

„Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden, so magst du denn auch meine Erholungen mit mir theilen!" sprach Wolfgang und führte den Muhamedaner in eine große, schattige Laube, von wo aus sie die freie Aussicht auf das Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, denn zu Schiffe getrieben habe und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sey? —

Dieser zögerte nicht, mit finsterem Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zuverbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sey. Er brach hierbei in die bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen und über sein hartes Schicksal aus.

„Armer Mann!" sprach Wolfgang, „du hattest wohl niemand, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich, denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!"

Muley schwieg finster.

„Sieh!" fuhr Wolfgang fort, „hier lebt alles in Freiheit, alles in froher, selbst gewählter Thätigkeit, alles in treuer Liebe!"

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwarte, und eilten ihn nun hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater. Die jungen, schönen Frauen reichten ihm ihre Säuglinge hin, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegenstreckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm herauf kletterten, und jedes auf dem Schooße oder an dem Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis mit silberweißem Bart und Haar glich hier einem von Engeln umgebenen Heiligen.

Sid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie ge-

ahntes Gefühl durchzog seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten, und die alte, freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und er legte sich mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Sie waren alle mit Arbeit und häuslicher Freude erfüllt. Wolfgang vermied geflissentlich den Schein, den Muhamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen die christliche Religion, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung ihrer Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach ihr erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund.

Der alte fromme Comthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen. Doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muley's finstrer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder seyn, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Eltern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen der christlichen Lehre fingen an sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und ihm das älteste Mädchen ein einfaches Crucifix von Ebenholz zeigte, welches sie an ihrem Geburtstage heut von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte.

„Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? — Ich will dir von ihm erzählen!" — und hiermit begann das Kind seine einfach rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch

miteinflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten.

Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte, denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

„Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an!“ fuhr das Kind fort; „wie selbst der Tod sein freundlich Anlitz nicht hat verstellen können, und küsse das liebe Bild einmal recht herzlich, denn seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du seyst auch wohl schon ein Christ, denn Jesus sagt ja: „daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt!“

„Und vor allen liebte er auch die Kinder!“ fiel ein Knabe ein, „und sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: „lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!“

„Ja!“ rief Muley, durch diese kindliche Einfalt auf das tiefste erschüttert; „ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! — O du großer, heiliger Mann, laß ihn auch in meine Brust einziehen!“ und hiermit ergriff er das Crucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend sein Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jah r beimir. Ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt!“

Muley schwieg betroffen, und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht wieder verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich doch niemand so lieb als wir!“

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises und rief: „Ja, behaltet mich hier! stoßt mich nicht wieder hinaus in die lieblose Welt! Ich will ein Christ werden wie du es bist!“

Und vor ihnen stand der alte Comthur Raimund. „Muley!„

rief er, die Arme ausbreitend, — da erkannte er ihn wieder, und sie hielten sich lange, lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander.

„Du bist mein Schutzgeist!“ sprach Muley; du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet.“ Der fromme Comthur schüttelte aber sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich! Der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist die Wahrheit und das Leben.“

Zweite Abtheilung.

Naturgeschichtliche und geographische Schilderungen.

[illegible] die Arme ausbreitend, — da erkannte er ihn wieder, und [illegible] lange, lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen [illegible] an einander.

„[illegible] sprach Malez; du hast mir [illegible] aber die Seele gerettet.“ Der fromme [illegible] das Haupt und antwortete: „Nicht [illegible] ist mächtig in den Schwachen, und Christus [illegible] und das Leben.“

1. Ueber das Weltgebäude.

1. In dem unermeßlichen Raume, der Alles umgibt, bemerken wir zunächst sehr große Körper, welche, getrennt von einander und doch aufs genaueste durch gewaltige Kräfte verbunden, in dem Weltraume schweben und sich bewegen. Diese Körper, zu denen auch unsere Erde, die Sonne, der Mond und die Sterne gehören, werden Weltkörper oder auch — mit Ausschluß unserer Erde — Himmelskörper genannt. Den ganzen Inbegriff derselben nennt man das Weltgebäude. Dieses wollen wir hier zuerst zum Gegenstande unseres Nachdenkens machen.

Wollt ihr das Weltgebäude sehen? Geht an einem sternhellen Abend ins Freie und blicket zum Himmel hinauf. Dann sehet ihr dort oben zahllose leuchtende Punkte, wie kleine Lichter, schimmern. Ihr nennt sie Sterne; unwissende Menschen glauben daß sie nichts als kleine Lichter seyen. Merkt euch, das sind die großen Weltkörper, von denen wir eben sprachen. Sie erscheinen uns nur so klein, weil sie so unendlich weit von uns entfernt sind; übrigens aber wissen wir aus den Untersuchungen der Sternkundigen oder Astronomen, daß sie theils eben so groß, theils viele tausendmal größer sind als unsere Erde. Ihre Zahl ist ungeheuer, wie der Sand am Meere. Seht nur einmal die Milchstraße an: umsonst versucht ihr, die zu ihr gehörigen Sterne zu zählen. Und doch kann man mit bloßen Augen nur die wenigsten sehen; durch Fernröhren erblickt man ihrer noch unendlich mehr.

Diese großen Körper schweben in dem unermeßlichen Raume ganz frei; auch bewegen sie sich in demselben in großen, regelmäßigen Bahnen. Dieß wird durch wundersame Naturkräfte bewirkt, von denen jedoch hier zunächst nicht die Rede ist.

2. Alle Weltkörper theilt man in drei große Hauptclassen: Firsterne, Planeten und Cometen.

a) Firsterne oder Sonnen. So nennen wir alle diejenigen Sterne, deren Bewegung von uns nicht bemerkt werden kann, weil sie ihre Stellung gegen einander nicht verändern, und welche ihr eigenes Licht haben, d. h. den hellen, schimmern-

den Glanz, den sie um sich verbreiten, auf eine noch nicht hinreichend bekannte Weise aus sich selbst entwickeln. Die meisten Sterne, welche wir am nächtlichen Himmel erblicken, gehören zu den Fixsternen; auch unsere Sonne ist ein solcher Fixstern. Sie sind ungeheuer groß und außerordentlich weit von einander entfernt, wie denn schon der Fixstern, der unserer Sonne am nächsten steht, der Sirius, 400,000 mal so weit von uns entfernt ist als die Sonne.

Um sich die Fixsterne besser merken zu können, hat man die in einzelnen Haufen zusammenstehenden schon in alten Zeiten in gewisse Figuren oder Bilder, Sternbilder genannt, vertheilt. Die merkwürdigsten derselben sind: der große Bär oder der Himmelswagen, der kleine Bär, das Siebengestirn und die zwölf Bilder des Thierkreises, d. i. eines Kreises von Sternbildern in der Richtung, in der wir unsere Sonne erblicken. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Wage, der Skorpion, der Schütze, der Steinbock, der Wassermann und die Fische.

b) Planeten oder Wandelsterne. So nennt man diejenigen Weltkörper, welche sich in kreisförmigen Bahnen um einen Fixstern bewegen, indem sie sich dabei zugleich stets um ihre eigene Achse drehen. Sie haben kein eigenes Licht, sondern sind dunkle Körper, welche von dem Fixsterne, zu dem sie gehören, Licht und Wärme erhalten. Man unterscheidet Hauptplaneten und Nebenplaneten oder Monde, und versteht unter den letzteren solche, welche sich um die Hauptplaneten ebenso, wie diese um den Fixstern, bewegen. Wahrscheinlich haben alle Fixsterne solche Planeten; doch können wir nur diejenigen am Himmel sehen, die zu unserer Sonne gehören.

c) Cometen oder Schweifsterne. Bisweilen erblicken wir auch am Himmel noch eine dritte Art von Sternen, welche Cometen oder Schweifsterne genannt werden. Diese sind darin den Planeten ähnlich, daß sie auch dunkle Körper sind und sich um einen Fixstern bewegen. Ihre Bewegung ist aber eine länglich-runde, bei welcher sie sich bald dem Fixsterne sehr nähern, bald außerordentlich weit von demselben entfernen, weß-

halb sie denn auch seltener von uns gesehen werden können. In ihrer Gestalt haben sie das Eigenthümliche, daß sie einen langen Schweif hinter sich herziehen. Sie bedeuten aber so wenig etwas Böses, als die übrigen Sterne, sondern verkünden uns nur die Macht und Weisheit Gottes.

Hinauf, hinauf, mein Jubellied,
Zu jenen sternenvollen Höhen,
Wo eine Welt die andre zieht,
Wo Welten sich um Welten drehen!
Dort ist die Erd', wer groß sie denkt,
Ein Tropfen, der am Eimer hängt.

Heil mir! In jenem großen Bau
Seh' ich den Meister aller Meister.
Wenn ich auf seine Werke schau',
So seh' ich Gott, den Herrn der Geister;
In seinen Werken seh' ich Ihn,
Wo Er den Frommen stets erschien.

Er schuf mit einem Blick den Plan
Für jene gränzenlose Ferne;
Er führt die Sonn' auf ihrer Bahn,
Er hält das Gleichgewicht der Sterne.
Und doch, obschon er wohnt im Licht,
Vergißt Er dieser Erde nicht.

Die Sonne und der Hoffnung Strahl
Schickt Er aus Liebe uns hernieder;
Er schmückt und segnet Berg und Thal,
Und höret gern der Andacht Lieder.
Heil mir, ich kann mich Seiner freu'n!
Ein Mensch ist für Ihn nicht zu klein.

Du Herrscher in dem großen Reich,
Du Schöpfer, Vater aller Wesen!
Wer lebt, wer denkt, wer ist Dir gleich?
Wer kann, wie Du, was seyn wird, lesen?
O, hier verstummt mein Lobgedicht, —
Dich glaubt der Mensch, er faßt Dich nicht.

3. Alle Planeten, Monde und Cometen, welche sich um einen Fixstern bewegen, bilden mit diesem zusammen ein Son-

nensystem. Wir kennen natürlich nur das System unserer Sonne genauer, und wollen uns über dasselbe das Bemerkenswertheste vergegenwärtigen.

a) Unsere Sonne. Unsere Sonne ist, wie wir bereits bemerkt haben, ein Fixstern. Sie ist ungeheuer groß; man hat berechnet, daß man 1,434,867 solcher Kugeln aus ihr bilden könnte, wie unsere Erde eine ist. Dabei ist sie so weit von uns entfernt, daß eine Kanonenkugel, welche in einer Secunde 600 Fuß weit fliegt, wenn sie nach der Sonne geschossen würde und immer dieselbe Schnelligkeit behielte, doch 25 Jahre ununterbrochen fliegen müßte, ehe sie die Sonne erreichen könnte. Dennoch erhalten wir von unserer Sonne das wohlthätige Licht und die belebende Wärme. Jenes entwickelt die Sonne aus sich selbst und sendet es uns mit ungeheurer Geschwindigkeit zu; die Wärme gibt sie uns aber nicht unmittelbar, sondern bringt dieselbe durch die Kraft ihrer Lichtstrahlen aus unserm Erdkörper hervor. Es scheint uns freilich so, als wenn die Sonne sich um die Erde bewegte, und wir sagen daher auch: die Sonne geht auf und die Sonne geht unter; allein dieses ist eine Täuschung, welche durch die Bewegung der Erde um die Sonne veranlaßt wird.

b) Die Planeten. Man hat eilf Planeten entdeckt, welche sich um unsere Sonne bewegen. Es sind in der Ordnung ihrer Entfernung von der Sonne folgende: 1) Merkur, 2) Venus, der Morgen- und Abendstern, 3) die Erde mit dem Monde, 4) Mars, 5) Vesta, 6) Juno, 7) Ceres, 8) Pallas, 9) Jupiter mit 4 Nebenplaneten, 10) Saturn mit 7 Nebenplaneten, 11) Uranus mit 6 Nebenplaneten.

Auch Cometen gehören in nicht geringer Anzahl zu unserm Sonnensysteme; doch kennt man dieselben noch nicht so genau. Nur von einigen derselben kann man bis jetzt berechnen, in welcher Zeit sie sich um die Sonne bewegen.

Erstaunet ihr nicht über die Größen und Entfernungen aller dieser Weltkörper? Und doch erhalten sie alle, gleich uns, von der Sonne Licht und Wärme, und werden, wie unsere Erde, durch die Kraft derselben gelenkt. Wer gab der Sonne diese Kraft? Wer zeichnete diesen Wandelsternen die ewigen Gesetze ihrer Bahnen?

c) Unser Mond. Der Mond steht unserer Erde unter allen Weltkörpern am nächsten, denn er ist nur 51,000 deutsche Meilen von ihr entfernt, daher sehen wir ihn auch weit größer als viele andere, größere Himmelskörper. Er ist nämlich wohl fünfzigmal kleiner als unsere Erde, um die er sich in 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Secunden bewegt, und mit welcher er dann zugleich den Weg um die Sonne zurücklegt.

Die Beleuchtung, welche wir an ihm wahrnehmen, bekommt er, wie die Erde, von der Sonne. Obgleich er ein kugelförmiger Körper ist, so kehrt er uns doch immer nur Eine erleuchtete Seite zu. Die helleren und dunkleren Flecken auf derselben rühren wohl meistentheils von hohen Gebirgen her.

Da wir die erleuchtete Seite des Mondes, wegen seines verschiedenen Standes gegen die Sonne und die Erde, nicht immer ganz, oft gar nicht sehen können, so entstehen hiedurch die verschiedenen Gestalten des Mondes oder der Mondwechsel. Wir haben daher Neumond, wenn er uns die dunkle Seite zukehrt, das erste Viertel, wenn wir einen Theil seiner erleuchteten Seite, Vollmond, wenn wir sie ganz, und das letzte Viertel, wenn wir wieder nur einen Theil derselben sehen. Jede dieser Veränderungen tritt immer innerhalb 7 Tagen ein.

Wenn bei dem Umlaufe des Mondes um die Erde der Mond in gerader Linie zwischen unsere Erde und die Sonne zu stehen kommt, so wird uns dadurch ein Theil der Sonne verdeckt; diese Erscheinung nennt man eine Sonnenfinsterniß. Da aber der Mond kleiner ist als die Sonne, so kann er dieselbe nicht ganz verdunkeln, und daher bleibt es bei einer Sonnenfinsterniß doch immer noch hell. Bisweilen ist freilich die Verdunkelung so groß, daß man die Sterne am Himmel hell sehen kann. Eine solche Finsterniß dauert natürlich nur so lange, bis der Mond bei der Fortsetzung seiner Bewegung aus seinem Stande zwischen der Sonne und der Erde wieder herausgetreten ist. Bedeckt der Mond hierbei nur einen Theil der Sonnenscheibe, so redet man von einer partialen d. i. theilweisen Verfinsterung, dagegen von einer totalen oder gänzlichen, wenn man das Bild der Sonne gar nicht sieht. Eine

ringförmige Sonnenfinsterniß findet dann statt, wenn die Sonne in der Mitte verfinstert ist, mit dem Rande aber hell hervorstrahlt.

Es kann auch der Fall eintreten, daß die Erde dergestalt zwischen die Sonne und den Mond tritt, daß sie diesem einen Theil des Sonnenlichtes oder dasselbe ganz entzieht. Diese Erscheinung nennt man Mondfinsterniß.

Mit diesen sowohl als mit jenen hat es, wie ihr hieraus sehet, seine natürliche Bewandtniß; deßwegen werdet ihr euch bei einem solchen Ereignisse nicht fürchten, wie abergläubige Menschen thun, indem sie meinen, daß solche Finsternisse große Unglücksfälle anzeigen. Man kann die Zeit, wann eine Sonnen- oder Mondfinsterniß eintreten muß, viele Jahre voraus ganz genau berechnen, ihre Dauer bestimmen und sogar die Länder angeben, in welchen allein sie gesehen werden kann. Daher redet man auch von sichtbaren und unsichtbaren Sonnen- oder Mondfinsternissen, womit nur ausgedrückt werden soll, ob sie bei uns bemerkt werden können oder nicht.

4. Ob das Weltgebäude auch bewohnt sey, — das möchtet ihr gewiß ebenfalls gern wissen. Die Erfahrung kann uns darüber keine Belehrung ertheilen; denn auch mit den schärfsten Fernröhren können wir natürlich die einzelnen Gegenstände auf den Weltkörpern nicht wahrnehmen. Vermuthen läßt es sich aber. Sollte denn unter allen jenen Tausenden von Weltkörpern nur die Erde, dieser kleine Punkt im großen Weltraume, von lebendigen und vernünftigen Geschöpfen bewohnt seyn? Gewiß nicht! Auch auf jenen Sternen leben wahrscheinlich Wesen, die so gut und vielleicht zum Theil noch besser als wir die großen Werke Gottes erkennen. Seine unendliche Güte empfinden, Seine Herrlichkeit preisen, Wir sehen Seiner Werke das Wenigste; denn viel größere sind uns noch verborgen. (Sir. 43,36.)

Wie viel Tausend Millionen Welten! und wie viel millionenmal Millionen Wesen auf denselben! Wer überschaut und regiert das große Ganze und sorgt zugleich liebevoll für jedes einzelne dieser zahllosen Wesen? Hier müssen wir mit dem Psalmisten ausrufen: „Was ist der Mensch daß Du seiner gedenkest, und das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst!“

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt Seinen Namen fort;
Ihn rühmt der Erdkreis, Ihn preisen die Meere,
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet, und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich wie ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub gefühllos schaun?
Durch wen ist Alles? Gib Ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.

Denn mein ist die Kraft, der Himmel, die Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und war's, der ich seyn werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung, und dein Heil:
Ich bin's, mich liebe von ganzem Gemüthe
Und nimm an meiner Gnade Theil.

---

2. Von der Geschichte unsres festen Erdkörpers.

Mit Recht haben mehrere weise Männer die große, schöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt, was nur, statt der Buchstaben, worinnen die heilige Schrift verfaßt ist, in lauter Gestalten geschrieben ist. Auf jedem Blatte dieses großen Naturbuches steht auch von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen geschrieben; ebenso wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich ist freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man seinen innern Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein ebenso wundervolles Werk und Zeugniß von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt, und sieht erst nachher ein, daß er dieselben Wunder, die er dort im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich hat. Wir wollen daher auch erst mit etwas recht Großem, mächtig ins Auge Fallendem, mit der festen Erdmasse, anfangen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn, obgleich die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen vormals über 1500 Ellen (eine zu 2 Fuß gerechnet) und also siebenmal so tief hinunter in die Erde gingen als der große Thurm in Straßburg, so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers, von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkt. Denn diese Dicke beträgt gegen 20 Millionen Fuß oder nahe 46,000 mal die Höhe des Straßburger Münsterthurmes.

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche, aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den neuesten Messungen der Astronomen welche geben soll, die 5 mal so hoch sind wie unsere höchsten; so ist doch schon der schöne Oertelerberg in Tyrol über 14000 Fuß, mithin 32 mal so hoch als der Straßburger Münsterthurm; und der Chimborasso in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhawalagiri-Berg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch als der Oertelerberg, denn sein Gipfel ragt mehr als 13,000 Ellen (26,000 Fuß) hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was die Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer

hinunterdringenden Wassers, und wegen der da unten sehr verdorbenen Luft gar schwer ist, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers aus unmittelbarer Anschauung wissen. Dieß besteht ohngefähr in Folgendem:

1. Höhlen. Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt seyn mögen. Denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters in sehr kurzer Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, z. B. im Jahr 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika verbreitet. Das ließe sich nicht leicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz solide Masse, ohne alle Höhlungen annehmen wollte, leichter aber wenn man sich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Wasser angefüllt und unter einander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solche Höhlen sind auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in unserm deutschen Vaterlande haben, wie die Baumanns- und Bielshöhle am Harz, oder die um Muggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbst jene meilenweit sich fortsetzenden unterirdischen Gewölbe, zu denen die Adelsberger Grotte bei Triest und die Höhle des Cintragebirges in Estremadura gehört, sind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, sondern schon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen aufzuweisen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange. In einer solchen Weitung der Tiefe verlor sich im Jahr 1344 plötzlich der wasserreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derselben erfüllt hatte und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine solche Weitung versank im Jahr 1702 unweit Friedrichshall in Norwegen (District Rake) der Hof Borge mit dem gan-

zen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felsengebirge soll Oeffnungen enthalten, welche zu fast unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolsten auf dem Norwegischen Sundmör scheint sich unter das Felsenbett des Meeres fortzusetzen und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdischen Gewölbe überblickt, die sich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward diese Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung, mit Städten verglich, nach verschiedenen Richtungen hin durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen ist 6 englische Meilen vom Eingang entfernt. Und dennoch erscheinen die Höhlen, in welche der Mensch einzudringen vermag, meist nur als das obere Geschoß der großen, damit zusammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verbirgt. In dieser unbekannten Tiefe braust der Wasserfall der Höhle bei Levington, in welcher Baker mit seiner Familie sich verirrt hatte, so daß er erst nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgänge wieder fand; in solche Tiefen stürzen die Wasser der Castletons- und Poolshöhle in England hinab.

2. Feuerspeiende Berge. In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an vielen Orten, eine Ursache wirksam seyn, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Theil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergschächte vieler anderer Länder der Erde hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, welche die Keller im Winter haben, und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann; sondern eine andere selbständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müssen auch meist aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrscheinlich wohl eben daher

wo jene von unten heraufdringende Wärme ihren Ursprung nimmt. Der berühmte Reisende Alexander von Humboldt hat in den gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeien-Berges hinunter gesehen. Da erblickte er in einer ungeheuern Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niedersinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen empordringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch meilenweit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische aus der Tiefe heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Daß der unterirdische Wirkungskreis der Vulkane sehr weit reichen müsse, zeigen die öfters über 30 Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei ihren Ausbrüchen stattfinden. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, sehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, wie bei denen auf Island, auf 30 Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann bergehohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen; Blitze fahren aus den Wolken herunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem hinauf, öfters so gewaltig, daß sie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüsse stürzen nieder und machen die ausgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, welcher im Jahre 79 nach Christus, in der Nähe des Vesuvs, zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat.

Die geschmolzene Materie, die nach oder bei solchen Aus-

brüchen aus den Bergen hinausfließt, nennt man Lava; sie ist öfters, wie z. B. 1783 auf Island, in einer solchen Masse ausgeflossen, daß sie, wenn man sie zusammennehmen könnte, ganze hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich aus jenen geschmolzenen und ungeschmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen ist auch die herausfließende Masse ein weicher, wässeriger, heißer Schlamm, der erst nach und nach hart wird.

3. Quellen. Ein Theil der Quellen, besonders die heißen, mögen wohl auch aus großer Tiefe heraufkommen, in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter ist, zu Wasser werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden, oder waldbewachsenen Berge (denn ein im Schatten stehender Stein fühlt sich auch im Sommer viel kälter an als ein Stück Holz, oder als die Luft) die Wolken und Wasserdämpfe aus der Luft an sich ziehen; ebenso wie ein Stein oder Spiegel, welche man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und welche beide feucht werden. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es gibt gar viele Quellen, die Salz, andere, welche Eisen oder Schwefeltheile in sich haben. Es gibt auch Quellen, wie z. B. den Bullenborn im Paderbornischen, die abwechselnd in regelmäßigen Zwischenzeiten Wasser in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

4. Meeresboden. Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen zuletzt großentheils ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wohl eben so tief seyn mag, als die höchsten Berge hoch sind, mehr denn 3/4 von unsrer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegene Berge bis hinan an die Oberfläche des Wassers erheben, mit

bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und als z. B. der große feuerspeiende Berg Avatcha auf Kamtschatka im Jahre 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küste sahen mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu 180 Fuß Höhe hinaufstieg, und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelassen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf unserer Erdoberfläche. Wir würden daselbst große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gyps erblicken, die sich aus dem anfänglichen Gewässer gebildet haben; sie alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie auch einmal unter Wasser gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel und Seethier-Ueberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere, landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden hat den Anschein als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas ähnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen seyn können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß einmal lange Zeit hindurch Wasser über ihnen gefluthet haben muß, und das Salz, welches manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer dastund.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sey nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sind wirklich nach

alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hie und da so gesenkt haben, daß die Zeichen, die man vor etwa 60 Jahren an Felsenklippen, gerade an der Stelle zu der das Meer damals hinaufreichte, eingehauen hatte, jetzt schon ziemlich weit darüber herausragen. Aber andere, und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dieß nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit mehreren Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sey, noch auch abgenommen habe.

5. Große Naturveränderungen. Es scheint also jene große Veränderung, wodurch viele unsrer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher stunden, verlassen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen zu seyn. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen seyn muß. Bei Cannstatt im Württembergischen, bei Burgtonna in Thüringen, und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, z. B. im Braunschweigischen und Hannöverischen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, ebenso wie im nördlichen Amerika, wo man sie häufig findet, gelebt haben. Es muß demnach dort einmal viel wärmer gewesen seyn als es jetzt ist. Wodurch nun eine solche Veränderung entstanden sey, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker, in Europa, Asien und Amerika, erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle damals auf der Erde lebenden Wesen zu Grunde gingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt erhielt,

und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugnissen der Natur nicht geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint (wie noch jetzt einzelne Inseln) ins Meer versunken zu seyn; ein Theil des Meeresgrundes ist dabei emporgekommen und zum trocknen Lande geworden.

---

3. Vulkane.

Zu jeder Zeit hat es Männer gegeben, die sich mit Vorliebe der Erforschung natürlicher Phänomene *) widmeten. Diese Männer haben die Ursachen, welche Anderen für Geheimnisse der allmächtigen Weisheit galten, zu ergründen gesucht und sich an der Betrachtung der Schönheit der Schöpfung und der Weisheit, die sich in ihrer Bildung beurkundet, erfreut; diejenigen aber, auf welche die Natur in den Zeiten ihrer Ruhe weniger Eindruck machte, haben sich zu ihrem Wesen im Momente ihrer erhabensten Aufwallung hingezogen gefühlt. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird jedermann zugestehen, welcher auch nur Zeuge von der heftigen Umwälzung war, die ein vorübergehendes starkes Gewitter hevorbrachte; noch mehr aber diejenigen, welche Berge erzittern und unter der Gewalt des innewohnenden Feuers bersten sahen. Die Wichtigkeit, welche die Menschen ungewöhnlichen Erscheinungen, besonders wenn sie einen schreckhaften Charakter tragen, beilegen, wurde für uns zur Fundgrube der Belehrung auch über die Zustände und die Wirkungen vulkanischer Berge.

Die Erscheinungen, welche einem vulkanischen Ausbruch vorangehen, zeigen, wo sie auch geschehen mögen, immer eine große Charakterähnlichkeit, obgleich sie in Hinsicht der Stärke sehr verschieden sind. Die Kraftäußerung hängt hauptsächlich von der Gewalt, die zur Oeffnung eines Ausgangs für die flüssige Masse nothwendig war, und von den sie begleitenden

---

*) Phänomen — Erscheinung, inwiefern etwas Beobachtetes nach den Gesetzen unsrer sinnlichen Natur sich darstellt.

gasartigen Fluiden **) ab. Wenn die Oeffnung eines Vulkans durch eine Lava-Ansammlung in der Spalte, durch welche ein früherer Ausbruch stattfand, verrammelt ist, so wird eine größere Gewalt erforderlich seyn als sonst der Fall wäre, indem die Spalte wieder geöffnet und die Lava wieder gehoben werden muß. Wäre aber eine ganz neue Oeffnung nothwendig, so würde eine noch größere Gewalt in Thätigkeit gesetzt werden müssen, und zwar im Verhältniß zu der Festigkeit der Lage und dem Gewicht der darauf liegenden Masse. So viel wir wissen, gibt es kein einziges Beispiel im ganzen Bereich der Geschichte, wo eine neue Oeffnung in einem Lande gebildet worden wäre, das früher niemals der Sitz vulkanischer Thätigkeit war. Nicht selten hört man plötzlich wieder von der Thätigkeit solcher Vulkane, die Jahrhunderte lang geschwiegen hatten; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich oft an solchen Punkten, wo dieselbe Kraft früher gehaust hatte, ganz neue Oeffnungen bilden. In beiden Fällen ist das große Hemmniß, welches der vulkanischen Thätigkeit durch darüber gelagertes Gestein geboten war, schon durch frühere Ausbrüche entfernt worden, und daher nur eine geringe Vermehrung der Kraft nothwendig, um einen Durchgang durch die geschmolzenen Materialien zu erzwingen.

Gewöhnlich gehen Erdbeben und ähnliche Erscheinungen von der Art, welche diese furchtbare Störung des Gleichgewichts der Erde begleiten, den vulkanischen Ausbrüchen voran. Man hört laute, rasselnde Töne; in der Luft herrscht ein düsteres Schweigen, wie wenn sie die kommende Finsterniß ahnete; das elektrische Fluidum entladet sich in breiten Blitzen über dem rauchenden Gipfel des Berges, und die Natur selbst scheint in Trauerkleider gehüllt.

Die Schwingungen des Erdbebens sind in der Nähe der Vulkane am stärksten, wirken oft auf die entlegensten Punkte, stürzen ganze Städte ein, erheben das Meer mehrere Klafter hoch, machen Quellen versiegen, eröffnen anderwärts plötzlich unterirdischen Gewässern einen Abzug, und ergießen mit deren Inhalt (z. B. in Südamerika) Schlammströme und eine Anzahl

**) Gasartige Fluiden — luftförmige Flüssigkeiten.

von Fischen (die blinde Fischgattung Silurus oder Pimelodus cyclopum). Diese Erscheinungen können stunden- und tagelang dauern, und oft ist die Angst, die sie einflößen, eine vergebliche, indem nach kurzen Zuckungen die Dinge wieder ihre gewöhnliche Gestalt annehmen. Man darf daher auch nicht glauben, daß auf ein Erdbeben immer ein vulkanischer Ausbruch folgen müsse; denn es gibt Gegenden, die eine so unsichere Grundlage haben, daß die Einwohner immer in der Erwartung leben müssen, von dem Boden, den sie bewohnen, verschlungen zu werden, obschon in der Wirklichkeit im Umkreis von 40 Meilen kein Vulkan existirt. Capitän Bagnold erzählt, daß er in den 12 Monaten, die er sich in Coquimbo an der Küste von Chili aufhielt, nicht weniger als 61 Erdstöße gezählt habe, die geringeren Zuckungen ungerechnet, denen die Oberfläche noch viel häufiger unterworfen war.

Perioden und Stärke der vulkanischen Ausbrüche sind sich beinahe nie gleich. Ein Berg kann sich in einem Zustand des heftigsten Fieberausbruchs befinden, und nachher jahrelang nur einzelne Stöße von geringer Stärke erleiden, oder alsbald in einen langen schlummerähnlichen Zustand versinken. Diese Wechsel zeigen sich fast an allen vulkanischen Bergen. Es gibt aber auch einige, die sich in einem Zustand beständiger Thätigkeit befinden; zu diesen gehört der auf Stromboli, einer der liparischen Inseln.

Die Insel Stromboli, deren Vulkan schon seit mehr als 200 Jahren beständig thätig ist, und daher das beste Beispiel für diese Classe von Feuerbergen liefert, ist, wie der neuere Reisende Quatrefages (welcher sie 1846 besuchte) sagt, eigentlich nichts als ein vulkanischer Kegel von etwa drei französischen Meilen im Umfang, der sich über 2000 Fuß hoch aus dem Meeresspiegel erhebt, und sich allmählich aus dem ausgeworfenen vulkanischen Gestein seines Feuerberges gebildet hat. Nur an der Südseite bildet die aus alter Asche bestehende Böschung eine sanfter geneigte Ebene, auf welcher etwa 30 aus Lava erbaute Häuser stehen. Das animalische Leben scheint diesen Boden zu fliehen, und auch das vegetabilische ist ziemlich dürftig, so daß seine Bewohner hauptsächlich nur vom Korallenfang

leben. „Ein kurzer Ausflug," sagt der genannte Reisende," zeigte uns bald, daß wir uns für unsere Studien auch von einem längeren Aufenthalt auf Stromboli nichts versprechen konnten; doch wollten wir die Insel nicht verlassen, ohne ihren Vulkan besucht zu haben. Wir verschafften uns Führer und begannen, jeder mit einem tüchtigen Stocke, das Aufsteigen. Ein bereits sehr steiler Pfad führte uns nach einem Marsch von drei Viertelstunden über die Zone der Weinstöcke hinaus. Von hier an wurde der Marsch immer schwieriger: der Boden ward abschüssiger, beweglich und mit großen Disteln bewachsen, welche unsere Kleidung zerfetzten. Als wir auch über dieses stachlichte Verhau hinaus waren, verschwand jede Spur von Vegetation, und rings umgaben uns nur noch alte Lavaschütten, bald großen Schlackenhaufen ähnlich; bald mit schwarzer warmer Asche überdeckt, welche unter jedem Schritte wich. Dieser Theil unsrer Wanderung war überaus mühselig und kostete uns über eine Stunde, bis wir den östlichen Gipfel der Insel erreichten. Hier fanden wir einen schmalen Kamm, dem First eines Daches zu vergleichen. Wir waren an der linken Seite heraufgekommen; die rechts bot eine gleichförmige geneigte Fläche dar, an deren unterm Ende, etwa 1500 Fuß unter uns, ein Felskegel über einem schroffen Abgrund emporstieg. Wir hatten diesen Weg rasch zurückgelegt und den Gipfel des alten Kegels erreicht, welcher den des neuen um mehr als 600 Fuß überragt. Der Vulkan begrüßte uns mit einem Ausbruche, der Abgrund zu unseren Füßen entzündete sich und stieß eine Feuergarbe aus, welche ein Krachen wie von grobem Geschütz begleitete. Da wir unmittelbar über dem Krater standen und an weiterem Vordringen durch den beweglichen Boden gehemmt wurden, so konnten wir keine näheren Beobachtungen anstellen. Jeden Augenblick waren wir in erstickende Dampfwolken gehüllt, denen wir nur dadurch auswichen, daß wir einen Seitenkamm hinabstiegen, wo wir das einsame Naturschauspiel vor uns bequemer betrachten konnten. Drei concentrische Einfassungen,*) deren beide äußere nur noch theilweise vorhanden sind, umlagern den

*) Concentrische Einfassungen — die einerlei Mittelpunkt haben.

Schlund des Kraters; hinter uns dehnten sich steile Abhänge bis zu den angebauten Strecken hin, welche von oben herab einer Ebene ähnlich sahen. Der gewaltige Krater hat sechs verschiedene und getrennte Oeffnungen; zwei derselben stoßen Dämpfe von Salz- und Schwefelsäure aus; aus einem dritten rechts dringt dicker weißlicher Qualm, in welchem rothglühende Steine wie Funken sprühen, unaufhörlich auf- und niederwogen und einen Lärm verursachen, daß man in der Esse des Teufels zu seyn wähnt. Links liegen die drei Mündungen, welche die steten periodischen Ausbrüche veranlassen; zwei davon kommen offenbar aus einem gemeinschaftlichen Herd, denn sie explodiren und erlöschen zu gleicher Zeit. Dem Beschauer zunächst liegt die dritte, am seltensten wirksame Mündung, die übrigens den schauerlichsten lautesten Donner und die höchste Feuer- und Aschengarbe ausspeit. — Wir waren bei vollem Tageslicht angelangt und hatten mit Muße die ganze fremdartige Umgebung betrachten können, deren düsteres, gleichförmiges Schwarz nur hie und da durch glühende Schlackenmassen unterbrochen war; aber die Sonne ging nun unter, und im demselben Verhältniß, wie das Licht von oben erlosch, schien sich der Krater zu beleben. Die beiden kleinern Mündungen wiederholten ihren Auswurf alle sieben bis acht, die größere den ihrigen alle 10 — 12 Minuten. So ging es fort. Endlich mahnten uns die Führer an die Rückkehr, und wir mußten aufbrechen. Da der erste Theil des Abhanges nur aus vulkanischem Sand und feiner Asche besteht und gar keine Steine hat, so sprangen wir in Sätzen hinab und hatten in zehn Minuten die Region der Asche hinter uns. Dieser Marsch war höchst abenteuerlich; der schwarze Boden absorbirte *) das matte Licht der Sterne und machte die Nacht um uns her so finster, daß ich kaum auf drei Schritte die weiße Jacke des vor mir gehenden Führers sah. Als wir daher über die Asche hinaus waren, mußten wir unsern Weg fast tappend und mit größter Vorsicht suchen. Endlich erreichten wir die Küste und schifften uns sogleich ein, um den Vulkan noch aus der Ferne zu sehen; allein dieser Anblick war nicht so loh-

*) Absorbiren — einsaugen, verschlucken.

nend, als wir gehofft hatten, weil der Krater zu entfernt ist. Wir erblickten freilich die vom Feuerberge ausgestoßene Gluthgarbe, allein der Anblick war nicht mehr so großartig, wie der feurig aufwirbelnde Rauch droben und der dreifach von der Gluth des Kraters erhellte Ring der Mündung."

Nach den Aussagen der Eingebornen sind die Ausbrüche im Winter weit heftiger als im Sommer, und die atmosphärischen Veränderungen lassen sich gewöhnlich aus den Erscheinungen des Kraters vorherbestimmen. Bisweilen berstet der Kegel während der Winterstürme, und es entladen sich dann gewaltige Lavaströme. —

Die Erscheinungen, welche einen Ausbruch begleiten, sind fast in allen Fällen die nämlichen. Ihre Stärke ist verschieden, demzufolge auch die Heftigkeit ihrer Wirkungen.

In einigen Fällen beschränken sich die Erscheinungen und ihre Wirkungen auf die unmittelbare Umgegend des erregten Berges, wärend in andern Fällen und zwar gewöhnlich, wenn sich der Berg in der Phase*) seines plötzlichen Ausbruchs befindet, die Wirkungen im Umkreis von vielen Meilen um den thätigen Kegel empfunden werden. Die Explosionen von Cotopaxi wurden in einer Entfernung von 600 Meilen gehört. Die Thätigkeit eines Vulkans beginnt im allgemeinen mit einer starken Verpuffung, welcher andere weniger laute folgen, und der Entweichung luftartiger Fluiden. Durch diese Entladungen werden gewöhnlich große Fragmente (Bruchstücke) von Felsen und Lavamassen herausgeworfen; einige derselben fallen in den Krater zurück und werden von neuem ausgeworfen, bis sie in Staub verwandelt sind und sich mit der umgebenden Atmosphäre von heißem Dampfe vermischen. Die Ansammlungen dieser Theilchen erzeugt die Erscheinung dichter Rauchwolken, die fast immer den Gipfel des Kraters umgeben.

Die Lava steigt dann nach der Oeffnung des Berges empor und sucht sich einen Ausweg aus dem Krater oder aus einer Seitenspalte. Bisweilen werden auch nur Schlacken ausgeworfen. Den Tag über ist die Lava gewöhnlich durch die Wasser-

*) Phase — Erscheinung.

dünste, die davon aufsteigen, verborgen, bei Nacht aber erscheint sie in glühender Röthe. Solange die Lava fortfließt, sind die Explosionen gewöhnlich weniger häufig. Doch kann erst ein völliges Aufhören der Ausbrüche als ein Zeugniß von der Abnahme des Paroxysmus*) gelten, und sogar dann wird der Friede nicht sogleich wieder hergestellt, sondern es werden noch einige Zeit nach der schrecklichen Krise Schlacken und Steinmassen ausgeworfen.

Wenn die Verpuffungen abnehmen, vernimmt man ein rasselndes Geräusch wie vom Zurücktritt mächtiger Wasser. Der Berg scheint allmählich matter zu werden oder in einen Zustand theilweiser Ruhe zu versinken, die nur noch hie und da durch Explosionen und Auswürfe von Schlacken gestört wird. Gegen das Ende eines Ausbruchs, d. h. nachdem die Lava zu fließen aufgehört hat, wird die Umgegend häufig in finstere Wolken von schwarz gefärbtem Sande oder weißem, gepulvertem Bimsstein gehüllt.

Wir wollen nun einige Beispiele von der in der Phase jeweiliger Ausbrüche stehenden vulkanischen Thätigkeit geben.

Der Vesuv befand sich im Jahre 1794 in dieser Phase. Der erste Vorbote von der Annäherung des furchtbaren Ausbruchs, der sich damals ereignete, zeigte sich in der Nacht vom 12ten Juni in Neapel und der ganzen Umgegend in der Gestalt eines heftigen Erdstoßes. Bis zum Abend des 15ten fiel nichts mehr vor, was die Befürchtungen der Einwohner hätte erwecken können. An diesem Abend aber verspürte man einen zweiten heftigen Stoß. Kurz darauf bildete sich an der westlichen Basis**) des Berges eine Oeffnung, die, wie sich aus einer Prüfung ergab, 2375 Fuß lang und 237 Fuß breit war, und aus welcher ein Lavastrom ausgestoßen wurde. Einige Zeit nach dem Beginne der vulkanischen Thätigkeit bildeten sich vier abgesonderte Lavahügel. Aus jedem derselben wurden Steine und andere feurige Substanzen in so rascher Folge ausgeworfen, daß es war als ob jeder eine einzige große Feuerflamme

*) Paroxysmus bezeichnet zunächst in Krankheiten, die abwechselnd nachlassen und wieder von neuem hervortreten, die Periode ihrer vollen Höhe, den Zustand der höchsten Hitze u. d. gl.

**) Basis — das, worauf etwas ruht, die Grundlage. Nicht immer wird die Lava aus dem Gipfel des Berges, sondern aus Seitenöffnungen geworfen.

ausblase. Während dessen floß die Lava sehr reichlich herab und nahm ihren Lauf gegen Portici und Resina. Die Einwohner von Torre del Greco hatten sich bereits aus Freude darüber, daß sie der zerstörenden Fluth entgehen sollten, versammelt, um dem Himmel für ihre Befreiung zu danken und für ihre unglücklichen Nachbarn zu bitten, als sie die traurige Nachricht erhielten, daß die Lava ihre Richtung geändert habe und sich ihrer Stadt nähere. Indem jene nämlich über einen Abhang herabfloß, theilte sie sich in drei Ströme, wovon der eine seinen Lauf gegen St. Maria del Pagliano, der zweite gegen Resina und der dritte gegen Torre nahm.

Indessen war der Berg in gewaltiger Gährung begriffen, und man vernahm dumpfe Töne, die in Verbindung mit den gewaltsamen Lava-Auswürfen den Berg bis in seine Grundfesten erschütterten. Als die zuckende Bewegung nachgelassen hatte, kamen die Schläge weniger häufig, aber deutlicher. Die Lava floß reichlich herab, und die innere Gewalt schien im letzten Fieberschauer ihrer schwindenden Energie *) begriffen. Dieß geschah am 16ten Morgens gegen 4 Uhr, um welche Zeit die flüssige Masse die Straßen von Torre del Greco aufgefüllt hatte und von da in's Meer floß, dessen Niveau **) sofort um 362 Fuß stieg, da der Strom eine Breite von 1127 Fuß gehabt hatte. Die Entfernung von dem Punkte des Ausbruchs bis zu dem Ort, wo ihr Lauf gehemmt wurde, betrug 12,961 Fuß.

Während des ganzen Ausbruchs war der Gipfel des Vesuvs vollkommen ruhig, und man bemerkte keine besondere Erscheinung am Krater. Gegen Tagesanbruch aber wurde der Gipfel des Berges in einen dichten, mit feinem Sande geschwängerten Qualm eingehüllt, der sich nach allen Seiten hin ausbreitete und bald die ganze Gegend bedeckte. Die Sonne selbst versteckte sich in einen undurchdringlichen Wolkenmantel.

Nicht beschreiben lassen sich die Schrecken der Nacht, in der der Vesuv seine furchtbare Wuth über die schöne Landschaft ausgoß, die ihn umgibt. Die Feuerausbrüche, das unbeschreib-

---

*) Energie — Kraftäußerung.

**) Niveau — eine völlig gerade Ebene, wie eine stehende Flüssigkeit in ihrer Oberfläche sie bildet; hier — Meeresspiegel.

liche Stöhnen des Berges, die unheimliche Stille der Atmosphäre und das Geschrei der Tausende, die aus ihrer Heimath vertrieben und aller Lebensfreuden beraubt wurden, müssen eine solche Kette von Schrecknissen dargeboten haben, daß die Einbildungskraft kein Gemälde davon zu entwerfen wagt.

Aber nicht an der westlichen Seite allein wurde Lava ausgeworfen, auch an der östlichen befand sich ein thätiger Krater, und der Strom, der demselben entfloß, füllte das Thal von Torienta, welches 65 Fuß breit, 120 Fuß tief und 1627 Fuß lang war. Von diesem Thal aus schlug er den Weg nach der Ebene von Forte ein, wo er sich, wie der westliche Strom, in drei Arme theilte, die gegen Bosco, Mauro und die Ebene von Mulara flossen. Dieser Strom war übrigens nicht halb so breit, wie der, welcher von der westlichen Seite kam.

Als die Lava zu fließen aufhörte, bedeckte sich der obere Theil des Kegels mit einer dichten Wolke gepulverten Bimssteines, die ihn die vier folgenden Tage über einhüllte, während welcher Zeit auch die Wände des Kraters einstürzten. Die umliegende Gegend war in einem Umkreis von 10 bis 12 Meilen in ein Mitternachtsdunkel gehüllt, und häufige Donnerschläge verbreiteten Schrecken umher. Die mittlere Tiefe des Sandes, der während dieser Periode in einem Umkreis von drei Meilen um den Vesuv fiel, soll 14½ Zoll betragen haben.

Obschon dieser Ausbruch von Erscheinungen begleitet war, die einen höchst furchtbaren Charakter trugen, so lassen sich seine Wirkungen doch keineswegs mit denjenigen vergleichen, welche der Ausbruch des Tomboro auf der ostindischen Insel Sumbawa im Jahre 1815 nach sich zog. Die Convulsionen des Tomboro begannen am 5. April mit einem lauten, rasselnden Getöse, das bis zum 17. dess. M. andauerte, wo dann drei Flammensäulen in der Nähe des Gipfels herausbrachen. Bald darauf fing die Lava zu fließen an, der Berg sah aus wie ein fester Feuerkörper. Um 8 Uhr aber, eine Stunde nach dem Auswurf der Lava, ward er von einer dicken Sandwolke verdunkelt. Zwischen 9 und 10 Uhr fiel ein Aschenregen, und es erhob sich ein Wirbelwind, der fast sämmtliche Häuser im Dorfe Sangar niederwarf, und die leichtern Theile mit furchtbarer

Gewalt fortriß, Bäume entwurzelte und Menschen und Vieh in seiner Wuth vom Boden wegfegte. Gegen Mitternacht begannen die Explosionen, und fuhren ohne Zwischenpause mit verstärkter Heftigkeit bis zum Abend des 11ten fort. Dann nahmen sie ab, hörten aber erst am 25 Juli ganz auf. Von allen Ortschaften um den Tomboro her entging nur eine einzige, Tempo, der Zerstörung, und von 12,000 Einwohnern retteten sich nur 26. Die Wirkungen dieses Ausbruchs beschränkten sich jedoch nicht auf die unmittelbare Nachbarschaft des Berges. In einer Entfernung von 40 englischen Meilen war der Aschenregen noch so stark, daß die Häuser bedeutend beschädigt und manche gänzlich unbewohnbar gemacht wurden. In Java, das doch 300 Meilen entfernt ist, wurden die Explosionen so deutlich vernommen und waren so sehr Artillerie-Salven ähnlich, daß ein Detaschement Soldaten von Dschoctschokarta abmarschirte, in der Meinung, ein benachbarter Militärposten werde angegriffen. An der Küste aber hielt man diesen Donner für Nothschüsse eines Schiffes und sandte an mehreren Orten Rettungsboote ab.

Am 6ten April war selbst in dieser großen Entfernung die Sonne verdunkelt, und es erschienen alle Anzeichen eines Erdbebens. Am 10ten war das Geräusch stärker, und die Erde erlitt in Sumanap und Banynwangi heftige Erschütterungen. Am 12. waren Gresie und andere weiter östlich gelegene Orte fast den ganzen Tag über in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; nachdem aber die Aschenwolken vorübergegangen waren und sich entladen hatten, kehrte das Licht zurück. Aber erst am 17ten, wo ein Regen fiel, wurde die Atmosphäre ganz von den heißen Dampf- und Sandwolken befreit. In Banynwangi lag die Asche 9 Zoll tief. Die Explosionen des Tomboro hörte man sogar in Sumatra, in einer Entfernnng von 970 englischen Meilen, und überhaupt auf allen Molukken. Die Wirkungen derselben im Norden und Westen der Halbinsel waren aber so furchtbar, daß kaum noch eine Spur von vegetabilischem Leben übrig blieb.

Der Aetna mag uns ein zweites Beispiel der vulkanischen Thätigkeit in der Phase ihrer jeweiligen Ausbrüche geben.

Dieser Berg besteht ganz aus vulkanischem Gestein und erhebt sich als großartiger Kegel bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Er hat etwa 23½ Quadratmeilen Flächenraum und ist nach allen Seiten hin von scheinbar kleinen vulkanischen Kegeln umgeben, die jedoch keine unbeträchtliche Größe haben. Einer der merkwürdigsten Ausbrüche dieses Berges war der, welcher im Jahre 1699 erfolgte, und so heftig war, daß 15 Städte und Dörfer vernichtet wurden. Der Lavastrom war so tief, daß er über die 60 Fuß hohen Mauern von Catanea floß und einen Theil der Stadt zerstörte. Der seltsamste Umstand, der sich an diesen Ausbruch knüpft, war jedoch die Bildung einer Menge weiter Spalten, die mit flüssigem Gestein gefüllt zu seyn schienen. Gleich beim Anfang der vulkanischen Thätigkeit bildete sich eine solche, die 2½ Meilen lang und 6 Fuß breit war und eine helle Flamme ausstieß, in der Ebene vor St. Lio. Bald darauf öffneten sich noch fünf andere. Die Stadt Nicolosi, die acht Meilen vom Gipfel des Aetna entfernt lag, wurde durch das Erdbeben zerstört, und in der Nähe des Ortes, wo sie stand, öffneten sich zwei Schlünde, aus denen eine solche Menge Sand und Schlacken geworfen wurde, daß sich innerhalb drei Monaten ein 450 Fuß hoher Kegel bildete, der Monte Rossi genannt wurde.

Noch ein weiteres Beispiel von den Wirkungen der Vulkane in diesem Zustand liefert der **Hekla** auf Island, seit langer Zeit wegen der Stärke und Dauer seiner Ausbrüche berühmt. Die Insel, auf der er liegt, wird nicht selten durch heftige Erdbeben von ihrer Mitte aus bis nach den Küsten erschüttert, und oft bilden sich neue Inseln an der Küste, von denen einige eben so schnell, wie sie entstanden sind, wieder unter den Wasserspiegel versinken, andere dagegen so viele Jahre lang bleiben, daß man berechtigt ist, an ihre Fortdauer zu glauben. Während der letzten 800 Jahre hat der Hekla mehr als 20 Ausbrüche gehabt, und ist er einmal in Thätigkeit, so ist seine verheerende Wuth auch von langer Dauer. Einer seiner heftigsten Ausbrüche war jener vom Jahre 1783. Im Monat Mai bildete sich ein unterseeischer Vulkan, etwa 30 Meilen südwestlich von Reykianäs. Aus dem Krater dieser Insel wurde

eine solche Menge Bimsstein ausgeworfen, daß der Ocean in einer Entfernung von mehr als 130 Meilen vollständig davon bedeckt war. Allein nach einer kurzen Zeit versank die Insel unter den Meeresspiegel, und es blieb nur noch ein Felsenriff, das zwischen 5 und 30 Faden unter dem Wasser lag, als ein Zeugniß von der frühern Existenz der Insel und einer hier stattgefundenen Aeußerung der vulkanischen Kraft. Am 11. Juni warf der Skaptar-Jökul, ein vulkanischer Berg, der die umliegende Gegend schon oft verwüstet hat, einen bedeutenden Lavastrom aus, der in den Fluß Skaptä floß, diesen austrocknete und Felder jenseits desselben überfluthete, obschon das Flußbett an einigen Stellen mehr als 600 Fuß tief und fast 200^{0} breit war. Ein tiefer See zwischen Skaptardal und Ota wurde von der Lava ausgefüllt, und ein ihr nachfolgender Strom stürzte einen furchtbaren Wasserfall, der Stapafoß genannt, hinab und füllte den tiefen Abgrund aus, den der große Wasserfall seit Jahunderten ausgefüllt hatte, worauf der Feuerstrom seinen Lauf weiter fortsetzte.

4. Erdbeben.

Der beste Beweis für den gleichen Ursprung der Vulkane und der Erdbeben liegt darin, daß sie einander stets begleiten. Wir wollen einige Beispiele zur Erläuterung geben.

In derselben Nacht, da Lima durch ein Erdbeben zerstört wurde, bildeten sich vier neue vulkanische Oeffnungen in den Anden. Im Jahre 447 wurde die Erde fast ohne Unterbrechung vom schwarzen bis zum rothen Meer durch eine krampfhafte Bewegung heimgesucht, und am 20 Mai 520 wurde Antiochia zerstört und 250,000 Menschen unter den Ruinen begraben. In diesen beiden Perioden zeigten mehrere vulkanische Kegel Ausbrüche. Bald nach dem Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 geriethen verschiedene Theile der Welt unter den Einfluß einer ähnlichen Kraft, und in den darauf folgenden Jahren fanden einige der heftigsten Ausbrüche statt, die jemals die Welt heimgesucht haben. Im

Jahre 1759 wurde der amerikanische Continent furchtbar erschüttert, und der Jorullo befand sich in einem Zustand des heftigsten Ausbruchs, welcher von höchst merkwürdigen Phänomenen begleitet war. Im Jahre 1760 wurden 15 Spalten auf einmal eröffnet und aus einer jeden ungeheure Lavamassen herausgeschleudert. In demselben Jahre brach der Katlagiaa in Island mit heftiger Gewalt aus, und zeigte so furchtbare vulkanische Erscheinungen, wie man noch niemals ähnliche gesehen hatte. Dreißig Tage nach der Zerstörung der Stadt Caracas begann der Vulkan St. Vincent seine Thätigkeit. In dem Augenblick wo er losbrach, hörte man ein unterirdisches Geräusch und die Erde ward in einem Umkreis von etwa 2200 englischen Quadratmeilen erschüttert. — Aus diesen und vielen ähnlichen Facten wird hervorgehen, daß vulkanische Ausbrüche vielfach von Erdbeben begleitet sind, und die Stärke des einen häufig im Verhältniß zu der des andern steht. Es haben jedoch häufig Erdbeben stattgefunden, ohne daß sie von vulkanischen Ausbrüchen begleitet waren, welcher Umstand sich etwa durch die Annahme erklären läßt, daß nicht die genügende Energie*) vorhanden war, um eine Oeffnung zu bilden, oder daß die durch unterirdische Hitze erzeugten Gase durch eine schon vorher bestehende Spalte ihren Ausweg fanden.

In Beziehung auf Intensität**) sind die Erdbeben sehr verschieden. Die Erschütterung ist bisweilen so schwach, daß sie nur für solche fühlbar wird, die an derartige Phänomene gewöhnt sind. Oft aber schwankt die Erde gleich einem Betrunkenen, und als ob sie das ihr vom Schöpfer gegebene Gleichgewicht verlöre; dann stürzen Städte in Trümmer, weite Strecken Landes werden verwüstet, die ganze Gestalt einer Gegend wird in einem Nu verändert, Berge fallen ein, Flüsse nehmen einen andern Lauf an und Seen werden von der gierigen Erde verschlungen. Die Wuth eines Erdbebens dauert selten länger als eine Minute; bisweilen aber fühlt man mehrere Stöße in ganz kurzen Unterbrechungen hinter einander. Während der Erschütterung bilden sich oft ungeheure Schlünde, durch welche

*) Energie — Kraft und Stärke.
**) Intensität bezeichnet den Grad der innern Kraft.

Flammen, Wasserströme oder dichte Massen gasartiger Fluiden ausgeworfen werden. Die durch Erdbeben herbeigeführten Wirkungen haben daher in vielen Fällen einen großen Umfang und einen furchtbaren Charakter. Es läßt sich wohl keine entsetzlichere Beschreibung von den Folgen eines Erdbebens geben, als diejenige, welche Kircher über die Katastrophe *) von 1638 mittheilt. Der Berichterstatter war auf dem Wege nach Euphemia begriffen, allein das Meer wurde in so unnatürlichen Bewegungen umhergetrieben und gab ein so schauerliches Getöse von sich, daß man nicht im Stande war die Reise fortzusetzen. Kircher landete daher mit seinen Gefährten bei Lopizicum. „Wo wir hinsahen," sagt er, „traten uns Scenen des Schreckens entgegen. Aber unsere Aufmerksamkeit ward bald von der entfernteren Gefahr auf die näher liegende gezogen, indem wir ein dumpfes, rasselndes Getöse unter uns vernahmen, das mit jedem Augenblick lauter wurde. Der Platz auf dem wir standen, erzitterte heftig. Nach einiger Zeit hörte der Paroxysmus auf. Als ich mich erhob und nach Euphemia sah, erblickte ich nur eine furchtbare schwarze Wolke. Wir warteten, bis sie vorüber war, und sahen dann an dem Fleck, wo die Stadt gestanden, nur noch einen trüben stinkenden See."

Der berühmte Reisende Alexander von Humboldt hat treffend die Empfindungen dargestellt, die sich eines Menschen bemächtigen, der zum erstenmal die Erschütterung eines Erdbebens fühlt. „Von Jugend auf," sagt er, „hat sich der Begriff gewisser Gegensätze in unserem Geiste festgesetzt; das Wasser ist uns ein Element, das sich bewegt, die Erde eine unthätige, bewegungslose Masse. Diese Begriffe gibt uns die tägliche Erfahrung; sie verknüpfen sich mit allem, was durch die Sinne zu uns gelangt. Wenn man einen Stoß verspürt, wenn die Erde, die wir für stabil gehalten, in ihren Grundfesten erschüttert wird, dann genügt ein Augenblick, um lange Illusionen **) zu vernichten. Es ist wie ein Erwachen aus einem Traum, aber ein schmerzliches Erwachen. Wir fühlen, daß wir durch die anscheinende

---

*) Katastrophe — ein unerwartetes, gewaltsames Ereigniß.
**) Illusionen — Täuschungen.

Ruhe der Natur getäuscht worden sind, wir werden aufmerksam auf das geringste Geräusch, zum erstenmal mißtrauen wir einem Boden, auf den wir so lange getrost unsern Fuß gesetzt hatten. Wenn die Stöße sich wiederholen, wenn sie mehrere Tage lang fortdauern, dann verschwindet die Unsicherheit bald. Im Jahre 1784 waren die Bewohner von Mexico eben so daran gewöhnt, den Donner unter ihren Füßen rollen zu hören, wie wir, die Blitze in der Wolkenregion zu erblicken. Leicht erzeugt sich das Vertrauen in dem Gemüthe des Menschen, und wir gewöhnten uns endlich an der Küste von Peru an die Bewegungen des Bodens, wie sich der Matrose an das Schlingern des Schiffes gewöhnt, das durch die Bewegung der Wellen hervorgebracht wird."

Man fühlt die Wirkungen der Erdbeben in großer Ausdehnung. Während des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 geriethen alle europäischen Meere in Aufruhr und wurden an einigen Orten dick und trübe. Da dieses das heftigste war, welches, wenigstens so weit die geschichtlichen Mittheilungen gehen, jemals in Europa stattfand, so wollen wir es näher beschreiben. Am 1 November, dem Feste Allerheiligen, 40 Minuten nach 9 Uhr Morgens wurde ein heftiger Erdstoß verspürt, der zwar nur $^1/_{10}$ Minute dauerte, aber in dieser Zeit doch ein Viertheil der Häuser und alle größeren öffentlichen Gebäude in Lissabon umstürzte, und wenigstens 30,000 Personen tödtete. Ohne Zweifel war es dieser erste kurze Stoß, der all das Unheil hervorbrachte, obwohl gleich darauf noch zwei andere kamen. Sie folgten übrigens einander so schnell, daß man gewöhnlich nur von Einem Stoß spricht. Gegen 12 Uhr wurde die Erde abermals erschüttert. Ein Herr, der dabei gegenwärtig und der Vernichtung entronnen war, welche die Mehrzahl des Volkes erfaßte, erzählt, daß er um diese Zeit von Terra de Pasco herabgesehen habe, wie die Wände vieler Häuser sich vom Dache bis zum Grunde um mehr als $^1/_4$ Elle geöffnet und wieder so genau geschlossen hätten, daß auch nicht eine Spur von Verletzung sichtbar blieb.

Während der ersten Stöße trat der Tajo um mehr als eine halbe Meile von seinem gewöhnlichen Ufer zurück, kam aber hierauf in einer ungeheuren Woge 50 Fuß höher als sein

sonstiges Niveau wieder und zog sich dann augenblicklich zurück. In Lascais, Setubal, Penische und in Algarvien ertranken viele Leute durch das plötzliche Hereintreten des Meeres. Die Wirkungen dieses schrecklichen Erdbebens erstreckten sich über ganz Portugal. Die Gebirge von Arebeda, Estrelha, Julio, Marvao und Cintra wurden bis in ihre Grundvesten erschüttert, viele Berge an ihren Gipfeln gespalten und ungeheure Felsmassen in die Thäler geschleudert.

Aber nicht bloß in Portugal, sondern in ganz Europa, im Norden von Afrika und sogar in Westindien wurde dieses Erdbeben gespürt. Das Judenviertel zu Mequinez in der Berberei wurde an demselben Tage zerstört, und gegen 10,000 seiner Bewohner gingen zu Grunde. Eine Stadt in Marokko, die ungefähr die gleiche Anzahl Bewohner hatte, wurde mit Allen, die darin waren, auf dieselbe Weise vernichtet, indem sich die Erde über ihren Opfern schloß. Die Stadt Tasso hatte das nämliche Schicksal. In Schottland beobachtete man eine bedeutende Erhebung der Gewässer des Loch Lomond, die Themse stieg und fiel; und in Antigua und Barbadoes verspürte man mehrere leichte Stöße.

Besonders viel hat Lima in Peru durch Erdbeben zu leiden gehabt. Das vom Jahre 1566 verspürte man in einem Umkreis von 66 Stunden; das von 1746 zerstörte drei Viertheile der Stadt und vernichtete 120,000 Menschen; das vom 30. März 1828 richtete wiederum große Verwüstungen an, und man konnte seine Wirkungen sowohl auf der See als am Lande wahrnehmen. Die in der Bai von Callao vor Anker liegenden Schiffe erlitten heftige Stöße, und das Wasser wallte auf wie beim Sieden, indem seine ganze Oberfläche mit Glasbläschen bedeckt war, die wahrscheinlich von Schwefelwasserstoff herrührten, weßhalb sie auch einen starken Geruch von sich gaben, faulendem Teichschlamme ähnlich. Eine von den Ankerketten eines Schiffes wurde halb geschmolzen, und auf der Oberfläche des trüben Wassers schwammen todte Fische.

Am 13. August 1822 zerstörte ein Erdbeben den größten Theil von Aleppo und tödtete gegen 30,000 Einwohner. Der Engländer Backer hat diese Katastrophe in einem Briefe an

die brittische Bibelgesellschaft beschrieben. Da darin zugleich die Gefühle ausgesprochen werden, die ein so furchtbares Ereigniß gewöhnlich hervorruft, so wollen wir den Brief selbst anführen:

„In der Nacht von 13. August gegen halb 10 Uhr wurde Aleppo, die dritte Stadt des ottomanischen Reichs und ganz von Stein gebaut, in Zeit von wenigen Secunden in einen Schutthaufen verwandelt. Ich schlief gerade auf der Terrasse meines speciellen Freundes Mr. Meseyk, der durch die Gnade des Allmächtigen mit seiner ganzen Familie gerettet wurde. Etwa eine halbe Stunde vor dem Hauptstoße verspürte man einen leichtern, worauf ich die Vorsicht gebrauchte, mein Bett von einer sehr hohen Mauer, neben der es stand, wegzuziehen. Bald wurde ich durch das Einstürzen derselben Mauer aufgeweckt. Ich sprang von meinem Lager auf, und ohne die Zeit mit Ankleiden zu verlieren, flüchtete ich aus dem Hause, das nun von allen Seiten zusammenstürzte. Im Hause zu bleiben oder durch die Straße zu fliehen erschien mir anfangs gleich gefährlich; endlich entschied ich mich für das letztere. Demgemäß stieg ich die Hintertreppe in Meseyks Hause hinab, denn die große Treppe fiel eben ein. Die Dunkelheit der Nacht und die Staubwolken, welche die Luft erfüllten, verhinderten mich die Steine und den Schutt zu bemerken, der von einem Theil des Hauses auf die Treppe gefallen war. So stürzte ich in den Hof hinab und auf einen Leichnam. Wie soll ich meine Empfindung in jenem Augenblick beschreiben, als ich nicht wußte auf was ich gefallen war? Ich war halb todt vor Angst und Schrecken. Ich erfuhr nachher, es sey ein treuer Diener gewesen, der eine Secunde vor mir dieselbe Treppe hinabgesprungen, und durch Steine, die von einem anstoßenden türkischen Hause herüber fielen, getödtet worden war. Ich verließ den traurigen Ort und rannte wie ein Verrückter mitten durch die eingestürzten Mauern nach dem Stadtthore, das in einiger Entfernung vom Hause meines Freundes lag. Auf meinem Lauf durch die engen Straßen mußte ich die schrecklichsten Dinge mit ansehen. Beim Lichte der Häuser, deren Wände eingefallen waren, erblickte ich Männer und Weiber, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen kauerten und ihre

Kinder in den zitternden Armen hielten. Ich sah verstümmelte Leichname unter meinen Füßen, und ein herzzerschneidendes Geschrei von halbbegrabenen Christen, Juden und Türken schlug an mein Ohr."

„Nach großer Anstrengung gelangte ich endlich, stets durch Ruinen fortlaufend, ganz erschöpft an das Stadtthor, welches Bab- el- Farnidsch heißt. Das Erdbeben dauerte noch immer fort. Aber das Stadtthor war geschlossen und niemand wagte es unter seinen Bogen zu treten, um es zu öffnen. Ich kroch an das Thor, tappte im Dunkeln umher und bemerkte, daß es nur verriegelt war, aber die großen Eisenriegel, die über die Flügelthüren gingen, waren vom Erdbeben gekrümmt. Meine geringe Kraft reichte jedoch nicht hin, um sie mit Gewalt aufzubrechen. Ich wollte die Wache aufsuchen, aber sie war nicht mehr. Abermals stürzte ich vor dem Allmächtigen auf die Kniee. Während ich mich in dieser Stellung befand, kamen 4 bis 5 Türken heran und falteten die Hände auf ihre gewöhnliche Weise zum Gebete, indem sie Allah! Allah! riefen. Da ich auf meine Sicherheit wie auf die der Tausende, die nach dem Thore strömten um zu entrinnen, eifrigst bedacht war, so stellte ich keine weiteren Betrachtungen an, sondern bat jene, mir das Thor öffnen zu helfen, damit wir unser Leben retteten. Sie nahmen nun große Steine und zerbrachen damit in kurzer Zeit die Riegel, so daß das Thor geöffnet werden konnte. Kaum war ich hinaus, als es ein starker Erdstoß in Trümmer warf; mehrere Juden wurden so begraben. Als ich wieder etwas bei Sinnen war, quälte mich aufs neue der Gedanke an das Schicksal meines Bruders und seiner Familie in Antiochia und das grausame Geschick meiner Freunde in der Stadt. Ueberdieß wirkten die traurigen Gegenstände in meiner Umgebung — hier schrieen mir Verwundete entgegen, dort beklagten sie den Tod ihrer Verwandten, oder jammerten über ihre sterbenden Kinder, die sie unter den Ruinen hervorzogen — so heftig auf mein Gemüth, daß die geschickteste Feder keine Idee von meinen Gefühlen zu geben vermöchte".

Durch denselben Erdstoß wurde Antiochia, Lattakia, Gis-

ſerſhogre, Idlib, Mendun Killis, Scandron und alle übrigen Städte und Dörfer im Paſchalik von Aleppo zerſtört.

Eine Reihe ſchmerzlicher Gedanken drängt ſich unſerem Gemüthe auf, wenn wir in Betracht ziehen, wie viele Menſchenleben ſolche Phänomene vernichten. Aengſtlich treten wir von dem Gemälde der Vergangenheit hinweg und mißtrauen dem gegenwärtigen Zuſtande der natürlichen Mächte, von denen wir umgeben ſind. Am ſchönen Morgen der Hoffnung meinten wir, alles außer uns und alles in uns könne nur angenehme Empfindungen und glückliche Verbindungen hervorbringen. Aber bald erfahren wir, daß es in unſerm Herzen eben ſo viele Quellen des Schmerzes als der Freude gibt; und endlich überzeugen uns Menſchen und Natur, daß man ſich nicht recht auf ſie verlaſſen könne. Der Morgen mag heiter ſeyn und die unbewölkte Sonne das Antlitz der Natur mit ihrer verjüngenden Farbe ſchmücken, aber bald hüllt ſie ſich mitten im Kampf der Natur in Wolken. Neugierde und Unbefriedigtheit mögen zu der Frage veranlaſſen, warum der Schöpfer aller Dinge das Vorhandenſeyn von Urſachen geſtattet habe, die das animaliſche Leben zerſtören müſſen? Aber Religion und Vernunft werden darauf antworten, daß der Menſch ſeine Abhängigkeit von dem fühlen ſolle, der alle Kräfte in ſeiner Gewalt hat, und der ſie ſo eingerichtet hat, daß ſie im Einklang mit der Natur ſeiner irdiſchen Regierung die Erfüllung ſeines Willens möglich machen, und der größeren Anzahl ſeiner Geſchöpfe das größte Glück ſichern.

---

5. Frühlings-Portrait.

Es liegt etwas ſo Glückliches, ich möchte faſt ſagen, ſo Gutes in einem reizenden Tage! Er entfaltet Schönheit, wie ein gütiges Wort die ſchüchternen Gefühle des ſich in ſich ſelbſt zurückziehenden Herzens hervorruft. So ſanft und ſo hold, daß man ſogar über ein nicht liebenswürdiges Aeußere der Natur kaum verdrießlich ſeyn kann, wenn die glänzende Sonne ſcheint, und die zarten Schatten drauf ſpielen.

Heute schaffen die mit unzähligen Augen von Nelken und Maßlieben besternten Hecken, die kleinen, mit wohlriechendem Majoran, Lattich oder purpurfarbenem Quendel bebuschten Gärten, der Johannisbeerstrauch, der grüne Hollunder, das Geisblatt und andere niedrige Knospen, Blätter und Blumen noch in ihrer Frühlingsfrische im Herzen ein entzückendes, ländliches Gefühl, das seiner Einfachheit und seines Heimischen wegen um so inniger ist. Dieß ist gerade der Tag für den wilden Strom und das Veilchenufer, für der Drossel Gesang und des Hänflings, und für die niedliche, gelbe Bachstelze, die kleine Schäferin des Frühlings, die mit ihrer freundlichen, pickenden Miene zwischen den Schafen umher hüpft.

Wie wunder- und wonnevoll rührt der Frühling die Menschenseele zugleich mit der Erde an. Allen Sinnen erzählt er ein Traummärchen, und das Herz umwebt und berauscht er wie eine Braut. Geheimnißvoll schafft er in und über seinem Erdenleibe. Voll von Aetherduft treibt er im Frühlingswehen jungfräulich verschlossene, in harziges Aroma *) getränkte Knospen, Aprilhumor mit süßem Maientag wechselnd. Aber Märzwunder zuvor, Krokusblüthen brechen da orangefarben, blattlos aus der winterkalten Erde, wie wachsend Gold, das im blauen Aether Sonnengold trinken will. Veilchen und Schneeglöckchen duften unter Schnee und Eis, und die Brunnenkresse steht so kraus am fließenden Quell, ihr frisches Grün sticht so wunderbar herzergreifend gegen die dünne Eisrinde ab, die alltäglich der Morgenfrost bildet, und die Mittagssonne zerschmilzt. So erscheint noch der Frühling im Kampfe mit dem Winter; aber die Lerchen wissen es besser, und singen über den Furchen des gefrornen Sturzackers, wie wenn nie ein Winter gewesen wäre.

Bald erwarmt auch das Erdreich. Hervor kriecht der Käfer, und jeder Wurm empfindet von neuem sein Daseyn. Ueberall eine himmlische Verheißung und ein Sieg des Lebens über den Tod.

Jetzt brechen auch die Waldseen ihre festen Decken, die

---

*) Ein gewürzhaft riechender, und nur dem Geruchssinn wahrnehmbarer, flüchtiger Stoff.

Ströme ihre Brücken von Eis. Schon treiben die Schollen zum Meer, es ruft der Kukuk auf sprossenden Wipfeln der Waldbäume, und die Rohrdommel stöhnt ihre tiefen Seufzer in den Sumpf, welchen der Storch mit pedantischen Schritten durchmißt.

Frühlingslüfte schmeicheln Kinderlocken und rascheln im braunen Laube der Stein-Eichen. Aus hellem Himmel spielen und glitzern Sonnenstrahlen in den Fensterscheiben und an der Messingkugel des Kirchthurms. So blinken sie auch auf den blanken Knöpfen des Knabenjäckchens und in den metallnen Griffen von ausgegrabenen Sargruinen, mit denen die Kinder auf den Leichensteinen des Kirchhofs spielen.

Unter trocknem Laub und zwischen all' den geknickten Halmen im Stoppelfelde, unter dem Wiesenmoos, im gebleichten Schilfe des Teichs, im hohen Röhricht der Waldseen, auf den Hofplätzen unter der Hausschwelle hervor, an dem Saume der Mauern, überall: sprießende Gräser, circulirende Säfte, geschäftige Kräuter, wuchernde Unkräuter, kreisende Winkel, witzige Brennnesseln, vorwitzige Spatzen, hurtige Ameisen, rennende Käfer, neugierige Eidechsen, berstende Knospen, spritzende Mandelblüthen, Pfirsich- und Aepfelblüthen, die kaum ihre Blätter abwarten können, purpurrothe, verschämte Haselnußblüthen und ihre lang heraushangenden Kinderschäfchen. Zu früh herausgeflogene Schmetterlinge, wie gelbe Blüthen und Flocken, gaukeln in lauer Luft. Und all dieß Schmeicheln, all dieß Leben um den winterstarren, schwarzen Erdenkoloß, ihn anzurühren, ihn zu wecken. Schon athmet er, schon regt und bewegt er sich in Träumen, und diese Träume werden zu neuen Frühlingswundern, zu immer üppigern Blüthen und bunten Schmetterlingen, zum Käfersummen uud Mückenschwarm, zu Sommervögeln, zu Nachtigallengesang, zum tiefern Himmelsblau, zum glühendern Sonnengold.

Immer plastischer,*) immer sommerlicher und phantastischer werden die Gestalten des Frühlings. Aus ihrem Winterschlafe sind die Schlangen und die Schlehdornblüthen ans Sonnenlicht hervorgelockt. Tief in das Erdreich hinein, in verbor-

*) Wie von Künstlerhand gebildet.

genen Schluchten und auf Bergeshöhen ist der letzte Frost und Eishauch geschmolzen. Jetzt ist Maien- und Frühlings-Mitte! Selbst des Winters bloßes Angedenken ist von der verjüngten Erde gewichen wie von den Menschen, und unser Herrgott wieder der alte Gott, welcher Himmel und Erde zusammengetraut wie im Paradies.

6. Die Tropengewächse.

Am glühenden Sonnenstrahle des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cimbidium *) und duftende Vanille den Stamm der Anacardien **) und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter †) und der Dracontien ††) contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchiden. †††) Rankende Bauhinien, ††††) Passifloren †††††)

*)] Cimbidium und Vanilla, schmarotzerartige Orchisgewächse, jenes in Indien, dieses im tropischen Amerika, die an den Waldbäumen wie Epheu hinaufranken und sich durch ihre prachtvollen Blüthen auszeichnen. Die schotenförmige Samenkapsel der Vanille liefert das bekannte sehr feine Vanillengewürz. —

**) Meist tropische Gewächse, deren Rinde viel Balsam und Harz enthält, mit starkriechenden, drüsigen Blättern. Die Früchte sind meist Stein- und Nußfrüchte, die theils eßbar, theils mit giftigen Säften angefüllt sind. Köstliche Früchte tragen der indische Mangobaum und der Pistazienbaum. —

†) Pothos, eine ostindische Schlingpflanze, die mit ihrem Stengel 20 — 30 Fuß hoch auf Bäumen hinanklettert, sich dann wieder zur Erde senkt, neue Wurzeln schlägt, und nahestehende Bäume umschlingt. —

††) Dracontien, palmartige, jedoch stengellose Pflanzen, deren Blätter, oft 2—3 Fuß hoch, später als die Blüthen kommen, die einen widerlichen Geruch haben.

†††) Orchisgewächse, über die ganze Erde verbreitete, durch schöne, zum Theil auch wohlriechende Blüthen ausgezeichuete Pflanzen, von denen manche, besonders die gemeine Ragwurz, in Knollenwurzeln viel Stärkmehl (unter dem Namen Salep bekannt) enthält. Von den tropischen Gewächsen dieser Art sind manche Schmarotzerpflanzen. —

††††) Große Schlingkräuter oder Bäume in heißen Ländern, mit zusammengesetzten Blättern und schönen traubenförmigen Blüthen. —

†††††) Passionsblumen, kletternde Sträuche, meist in Südamerika, dessen Wälder sie zieren. Viele tragen schöne, wohlriechende Blüthen und schmackhafte Früchte. Den Namen haben sie von der Aehnlichkeit, die man in den einzelnen Pflanzentheilen mit den Leidenswerkzeugen Christi findet. —

und gelbblühende Banisterien *) umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma **) wie aus der dichten rauhen Rinde der Crescentien ***) und der Gustavia. ****) Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse, wird es oft dem Naturforscher schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, †) Bignonien ††) und Deudrobium †††) geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich.

Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Südamerika wächst eine rankende Aristolochia ††††) deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia *†) fast drei Fuß Durchmesser und wiegt 14 Pfund.

---

*) Kletternde Sträucher in Guiana, und dienen in unsern Treibhäusern zur Bekleidung der Wände. —

**) Kakao- oder Chokoladebaum, ein hoher im heißen Amerika einheimischer Baum. In der gurkenähnlichen Frucht befinden sich 30—40 Samenkörner (Kakaobohnen), aus welchen die Chokolade gefertigt wird. —

***) Bäume im heißen Amerika, deren kürbisartige Früchte mit harten Schalen umgeben sind, die man zu Gefäßen u. dergl. verarbeitet. —

****) Ein zur natürlichen Familie der Myrthen gehöriger großer Baum in Guiana, mit schönen großen Blättern und Blüthen, aber übelriechendem Holze. —

†) Rankende Sträucher in den Urwäldern Brasiliens, oft mit giftigen Stoffen, aus denen die Eingebornen ihr berüchtigtes Pfeilgift bereiten. —

††) Lippenblüthige, weit rankende Sträucher, mit großen orangefarbigen Blüthen, meistens in Amerika.

†††) Orchisartige Schlingpflanzen in Japan.

††††) Osterlucei, giftige Pflanzengattung, von der bei uns die gemeine Osterlucei am gewöhnlichsten vorkommt. Die im tropischen Amerika lebenden Arten zeichnen sich durch schöne Blüthen und Heilkräfte aus. —

*†) Riesenblume, gehört auch zu den Osterluceigewächsen und wurde erst vor 30

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht nur einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen *), umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen **), Tannen und Eichen, Berberissträucher ***) und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten Palmen †) und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen ††) bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unsrer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungkraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur.

Im kalten Norden, in der öden Haide kann der einsame Mensch sich aneignen was in den fernsten Erdstrichen erforscht

Jahren auf der Insel Sumatra aufgefunden. Ihre Blüthe, die größte aller bis jetzt bekannten Blüthen, ist stiel- und blattlos. —

*) Baumähnliche, nur in der heißen Zone, besonders in Indien einheimische Gewächse, mit vorteflichen Früchten und nützlichen Blättern. —

**) Die amerikanischen Cypressen erreichen eine Höhe von 100 u. m. Fuß.

***) Sauerdorn, ein in der gemäßigten, seltner in der heißen Zone einheimischer Strauch mit bitterem Stoff (Berberie) in Holz und Rinde. —

†) Gewächse mit baumartigen oder strauchigem astlosen Stamm, auf dessen Spitze eine Krone von sehr großen fächerförmigen oder gefiederten Blättern sich befindet. Merkwürdig ist die Zahl der Blüthen, die fast hunderttausende beträgt. Die Früchte wiegen oft mehrere Pfund schwer (Cocosnuß). —

††) Sinnpflanzen, wegen ihrer Reizbarkeit so genannt, zu den Schoten- oder Hülsenpflanzen gehörig.

wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie dieser ist.

---

7. Der brasilianische Urwald.

Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwicklung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und verdämmen sich mehr noch, als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück, und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophischen *) Leidens von Ameisen und andern Insecten zernagt, von Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer andern Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstcultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die

*) Schwindsüchtig, abmagernd.

Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen- ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum erstenmale hieher versetzt, weiß nicht ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll.

Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor.

Den Morgen verkündet das Gebrüll der Heulaffen, *) die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden **) und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbstgebauten Straßen; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten ***), die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden †) eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelnen Haufen zusamengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, ††) Nestor, Adonis, Läertes,

---

*) Heul-, Brüllaffe, eine in Südamerika ganz gemeine Affenart, mit eine Schallblase am Zungenbein zur Verstärkung ihrer brüllenden Stimme. —

**) Zirpen, mit Singapparat und Springbeinen versehene Insecten, deren größte Art in Brasilien lebt. Ihr Schwirren ist ein monotones, d. h. eintöniges.

***) Meist ungeflügelte, ameisenähnliche Insecten in der heißen Zone, in gemeinschaftlichen, 12 Fuß hohen Wohnungen von Lehm und Sand, für den Menschen sehr lästige Thierchen, da sie als Larven, Puppen und in vollkommenem Zustand mit ihren stark entwickelten Freßwerkzeugen in kurzer Zeit ganze Wohnungen zerstören können. —

†) Kleine Tagschmetterlinge, welche in ihrem Körperbau Uebergänge zu den Nachtschmetterlingen (Eulen) zeigen. —

††) Dieser und die nachgenannten sind Tagschmetterlinge in Südamerika, mit prächtigen Farben.

die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eifrig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend den Abend erwartet. Myriaden *) der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Hoccos **) und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau und roth gefärbten Papagaien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan ***) klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen †) schlüpfen aus ihren lang herabhängenden, beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung des Men-

---

*) Myriade ist eigentlich eine Zahl von 10,000, wird dann aber überhaupt für eine sehr große Zahl gebraucht. —

**) Jacus und Hoccos, Hühnervögel in den Wäldern Südamerika's von 2—3 Fuß Größe, wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches ein Gegenstand der Jagd.

***) Pfefferfraß, ein Vogel in Amerika, dessen Schnabel dreimal länger als der Kopf, sehr dick und hohl ist, mit buntem Gefieder. —

†) Goldamsel, Singvogel mit goldgelbem Gefieder. —

schen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper *) schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahinwogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuch verborgen thut indessen die hüpfende Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren **) belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigalltönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboß ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris ***), an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergange der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari ****), die furchtsame Agouti †) und der rüsselige Tapir ††) weiden noch umher; die Nasen- †††) und Beutelthiere ††††), die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich

---

*) Kleine Insecten fressende Singvögel. —

**) Kleine, den Lerchen ähnliche Singvögel.

***) Kleine, durch Farbenpracht ausgezeichnete Vögel des heißen Amerika; sie bauen sich kleine Nester von Pflanzenwolle.

****) Warzen- oder Bisamschwein in den Urwäldern Südamerika's, mit einer Drüse auf dem Kreuz, welche eine starkriechende Flüssigkeit absondert. —

†) Gehört zur Gattung der Meerschweinchen, gleicht in Größe und Gestalt dem Kaninchen, mit braunem Pelz, hat vorne einen sehr kurzen Daumen mit einem Nagel, ist sehr gefräßig, lebt von Gras und allerlei Früchten. —

††) Ein vielhufiges dickhäutiges Thier mit kurzem Rüssel, von der Größe eines Esels. —

†††) Ein bärenartiges, 14 Fuß großes Raubthier, wühlt mit seiner beweglichen Nase Würmer aus der Erde. —

††††) Sind Säugethiere, welche in Körperbildung und Lebensweise eine Uebergangsgruppe von den Raub- und Nagethieren bilden. Sie bewohnen Neuholland und Amerika und haben ihren Namen von einer sackartigen aus zwei Hautfalten gebildeten und durch zwei platte Knochen gestützten Tasche am Bauche; worin die unreif gebornen Jungen bis zu ihrer völligen Entwicklung getragen werden, und worin sie sich auch später bei nahender Gefahr verbergen. —

die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, *) die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc **), der Capueira, des Ziegenmelkers ***) und die Baßtöne des Ochsenfrosches ****) den Eintrit der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

8. Schilderung einer Wüstenreise. †)

Eine Reise durch die Wüste ist schon für sich allein von allen andern Arten des Reisens weit verschieden. Man sitzt hoch und frei auf dem Rücken des Kamels, dessen Fortbewegung zwar eine eigenthümlich schaukelnde, dabei aber so gleichmäßige ist, wie der Lauf der Sonne am Himmel, mit welchem jenes Thier, „das Schiff der Wüste," merkwürdiger Weise gleichen Schritt hält ††) und gleiche Dauer des Tagmarsches. Denn wie die Sonne ohne Stillstand vom Aufgang zum Niedergang eilet, so schreitet auch das Kamel in den gewöhnlichen Tagereisen der Karawanen †††) rastlos vom Orte des Auf-

*) Faulthiere, wegen ihrer Langsamkeit so genannt, mit plumpem Körper, mangelhaftem Gebiß, rauher Haarbedeckung, verwachsenen Zehen und langen Krallen. —

**) Grashuhn, ohne Schwanzfedern, bildet den Uebergang zwischen den Wasser- und Feldhühnern. —

***) Ziegenmelker, zur Familie der Schwalben gehöriger Singvogel, der in der Dämmerung nach Nachtschmetterlingen umherfliegt, und von dem man fabelt, er sauge den Ziegen die Milch aus. —

****) Ein Frosch in Amerika, mit ausgestreckten Beinen an 18" groß, dessen Geschrei dem eines Ochsen ähnlich seyn soll.

†) Eine Wüste ist ein wegen Wassermangel, Anhäufung von Sand oder Fels u. drgl. unbewohnbarer Landstrich. Wo finden sich die größten Wüsten, und wie heißen sie?

††) Die scheinbar fortrückende Bewegung der Sonne auf der jährlichen Bahn am Himmel durchmißt eben so wie die des Kamels auf der Erdoberfläche in zwölf Stunden reichlich einen halben Grad.

†††) Karawane, eine größere Gesellschaft Reisender, oft unter bewaffneter Bedeckung zum Schutze gegen räuberische Horden.

bruches bis zu dem der Lagerung fort; der Reisende, wenn er nicht die Gewandtheit eines Arabers im Auf- und Absteigen hat, und den Gesammtzug nicht hemmen will, muß es sich gefallen lassen, vom Morgen an bis etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang auf seinem Sitze auszuharren*). Und wie der Taglauf des Kamels an Gleichmäßigkeit und an Dauer der Stunden dem täglichen Gang der Sonne gleichet, so gleicht er ihm auch an Stille; man hört keinen Schritt des vorsichtig auftretenden Thieres, dabei reitet man gewöhnlich, damit das Gepäck des einen Reisenden nicht etwa durch das Zusammenstoßen mit dem des andern beschädigt werde, in langen Reihen, einer so weit vom andern entfernt, daß man beim Sprechen gerne nur auf das Nöthigste sich beschränkt; so feiert man, und wird man still mit der hier immer feiernden, stillen Natur. Diese Natur da in der Wüste macht auf die Seele einen ähnlichen Eindruck, als das Wandeln über einen großen Kirchhof, unter dessen Denksteinen viele sind von besonders ausgezeichneter Gestalt oder mit inhaltsreicher Aufschrift. Sosehr nun auch ein Todtenfeld geeignet scheinen mag, Empfindungen des Trauerns zu erwecken, so gibt es dennoch Seelen, für welche das Wandeln über die stillen Gräber und das Verweilen neben den gedankenvollen Inschriften einen größeren Reiz hat, als das Wandeln durch die geräuschvollen Gassen mancher volkreichen, gewerb- und lebenslustigen Stadt. Wird doch überdieß selbst der Körper — dieses wundervoll besaitete Instrument, auf welchem die Meisterin, die Seele, das vieltönige Spiel ihrer Gefühle, Lust wie Schmerz, Hoffnung wie Furcht sich hervorruft — durch das tägliche Leben in der Wüste so eigenthümlich gestimmt wie sonst nirgends. Die leibliche Natur eines Reisenden, welcher sich das Ungewöhnliche nicht zu theuer erkaufen will oder kann, ist wie die Gummimose der arabischen Sandfelder, nur auf eine Ernährung beschränkt, die dem leichten Thau der Morgenstunden gleichet; die alltägliche Kost ist außer dem Schiffszwiback oder dem bald sich

*) Die Kamele selber, wenn man sie, um auf- und absteigen zu können, während des Marsches zum Niederknieen nöthigt, erheben, als wenn ihnen Wunder was zu Leid geschähe, ein Erbarmen erregendes Gebrüll.

verhärtenden arabischen Brode, zum milchlosen Thee oder Kaffee des Frühstückes, am Abend als Hauptmahlzeit der Reis, in Wasser gekocht, dessen immer vom Hunger gewürztes Einerlei nur selten durch den Zusatz getrockneter Früchte, noch seltner durch etwas Ziegen- oder Lammfleisch in einen Festtagsschmaus verwandelt wird; so viel Wasser am Morgen aus den Schläuchen in die ledernen Feldflaschen gefüllt wird, mit oder ohne Beimischung von Datteln-Branntwein (Racki genannt), dient den Tag über als Getränk; zum Nachtlager wählt man gern eine Stätte, wo es ein wenig Grünes gibt; der Schlaf auf dem nicht weichlichen Lager ist da so leicht wie die Decke, die den Leib verhüllt.

Das fast beständige Alleinseyn der Seele mit sich selber, das Ruhen ihres Wesens auf der eigenthümlichen, innern Welt, das hier, in der hehren Stille, durch kein immer wiederkehrendes Vernehmen des Neuen unterbrochen wird, äußert auf empfängliche Naturen einen ganz besondern Einfluß. Man wird da leichter erregbar für alle Eindrücke, für alle inneren Bewegungen, als jemals sonst, sowohl für die schlimmen als für die guten. „Mich wenigstens", sagt ein Pilger nach dem Sinai, „erinnerte meine damalige ungewöhnliche Reizbarkeit an die Geschichte jenes Anachoreten, welcher, um seiner Neigung zur Zornmüthigkeit alle Gelegenheit zu ihren Ausbrüchen abzuschneiden, sich zurückgezogen hatte in die menschenleere Wüste. Er hatte nichts mit sich hinaus genommen als einen Wasserkrug, keine lebendige Creatur war da, die seinen Ingrimm hätte aufreizen können. Aber eines Tages fällt ihm der Wasserkrug um, und da er ihn kaum wieder aufgestellt hat, fällt er noch einmal; wer könnte so etwas ansehen, ohne außer sich zu gerathen? Unser Einsiedler wenigstens konnte es nicht, er ergriff den Krug im höchsten Zorne und zerschlug ihn am Boden, lernte aber zugleich aus der Betrachtung der Scherben, daß unsre guten Vorsätze in der Einsamkeit der Wüste eben so wie im Getümmel der Welt dem Zusammenbrechen ausgesetzt sind, wenn sie nicht durch eine andere, höhere Kraft gestützt und gehalten werden, als die unsrige ist. Und ähnliche Erfahrungen machte in der Wüste auch ich. Aber dieselbe Reizbarkeit, welche die Aufwallungen der schlimmern Art

begünstigte, gab auch, ich darf dieß nicht verschweigen, den Gefühlen der Andacht eine flammende Kraft, wie ich sonst nur selten sie empfunden."

Unter den mancherlei Gefahren, die dem Wanderer in der Wüste drohen, ist eine der schrecklichsten ein Orkan. Der eben erwähnte Reisende erlebte einen solchen auf dem Wege von Sinai nach dem Hor, auf welchem Aarons Grab ist; er beschreibt diese furchtbare Naturerscheinung folgendermaßen: „Hinter uns am Meere dämmte sichs wie ein röthlich graues Gebirge am Horizont auf; die Sonne, die noch einmal mit falbem Schimmer, wie durch den Rauchdampf einer brennenden Stadt über das Gebirge hereinblickte, brach ihre Strahlen auf so sonderbare Weise an dem immer höher steigenden Damme, daß man leicht bemerkte, daß er von anderer, dichterer Natur sey als unsere heimathlichen Wolken; es war als wenn der Abglanz eines pfeilerartig zertheilten Sandsteingebirges in trübem Wasser sich gegen uns her bewegte. Das Licht der Sonne erneute noch immer auf einzelne Augenblicke den Kampf mit dem Rauchnebel des Thales, so etwa, als ob wir mitten in einem Brande der Natur an einer Stelle vorbeikämen, wo die gesteigerte Gluth den Rußdampf verzehrte. Wir genossen einigemale noch eine Aussicht in die nächsten Engthäler des östlichen Gebirges; unter andern kamen wir an einem vorüber, in welchem Palmen stunden, und, — doch möchte ich dieses bei solcher unsicherer Beleuchtung nicht als sicher verbürgen — jenseits derselben einige Mauerwerke. Noch blieben unsre Kamele in geordnetem Schritt, und die Beduinen *) sammelten ruhig einige am Boden wachsende, schöne Exemplare des Cynomorium, welche sie roh verzehrten. Jetzt aber bemerkte nicht bloß das Auge, sondern auch der übrige Körper, daß der Nebel, der die Luft trübte, ein andrer als der gewöhnliche sey; der feine Sand, welcher anfangs nur die Kraft der Staubwolken unsers Vaterlandes hatte, die der Sturmwind eines Hochgewitters emporwirbelt, mischte sich immer mehr mit gröberen Gesteintrümmern und abgerissenen Zweigen der dornigen Wüstengewächse, und fiel nun

*) Wüstenbewohner.

so dicht und schwer auf uns, daß die Kamele mit lautem Gebrüll ihre Reihen verließen und ohne Ordnung vorwärts rannten. Gleich in den ersten Augenblicken, in denen der Sandsturm mit seinen gröberen Massen uns ereilte, hatte die Sonne sich verhüllt, wie in einen härenen Sack; mit einer wahrhaft furchtbaren Schnelle wuchs aber jetzt das Dunkel, das unsern Pfad und seine Nachbarschaft bedeckte, zu solcher Nächtlichkeit, daß die Finsterniß der dichtesten Nebel unsrer Spätherbst- und Wintertage in keinem Vergleich damit steht. Obgleich zu unserm großen Glücke der Wind mit seinen Sandmassen uns gerade im Rücken war, hielten wir es dennoch für ein noch größeres Glück, daß unsere Beduinen für uns und ihre Kamele bei guter Zeit das Bett eines Winterstromes erreichten, welches von dickstämmigem Tamariskengesträuch gegen den Sturm ein wenig geschützt war. Im Anfang schien es unmöglich ein Zelt aufzuspannen, wir versteckten uns mit niedergebeugtem Körper hinter den Uferdamm des Gießbaches, und seine dichten Gesträuche ließen die Sandwolken über uns hinstreichen; später wurden, mit der Anstrengung eines Ringers, der mit einem eben so starken ringt als er selber ist, die Stangen des Zeltes aufgerichtet, dessen Seile, außer an den tief eingeschlagenen Pflöcken, zugleich an den Stämmen der Tamarisken befestigt wurden. Jetzt saßen wir auf dem Geräthe im Innern des Zeltes oder hinter dem Damm des Bachufers, hörten das Niederrieseln des Sandes auf das Zelt und Gesträuch und gaben uns jener angenehmen Empfindung hin, die den gesicherten Zuschauer bei jeder ungewöhnlichen, auch in ihrem Kreise zerstörenden Naturerscheinung anwandelt. Doch war der feinere Sandstaub, welcher mit dem gröberen zugleich die Luft erfüllte, von so durchdringender Kraft, daß er sich in alle unsre verschlossenen Behältnisse für Kleider, Wäsche, für Speisen und Getränke, so wie durch die Kleider, auf die Haut des Körpers hineinzog. Der Reis, den wir, da sich endlich gegen Abend an ein Anzünden des Feuers und an eine Zubereitung des Abendessens denken ließ, genossen, war so versandet und vom Staube braun gefärbt, daß wir ihn gerne, ohne ihn im Munde zu prüfen, ganz verschluckten." —

9. Der Sinai.

Wie das Alterthum sieben Bauwerke zählte, an denen die Hand des Menschen mit wunderbarer Kraft sich kundthat, so kennt der Christ sieben Berge der Erde, an denen Gottes Macht in Thaten der Wunder sich verherrlichte: der eine ist der Ararat, der andere der Attaka, der dritte der Sinai, der vierte ist der Nebo, der fünfte der Tabor, der sechste der Golgatha, der siebente der Oelberg. Der Ararat wie der Attaka beginnen in wechselnden Chören den Triumphgesang der Errettung aus großen Wassern; *) der Sinai aber verkündet die Majestät des wunderthätigen Gottes, wie kein anderer Ort auf Erden.

Die hier folgende Beschreibung des Sinai verdankt der Leser einem Reisenden, der für einen so heiligen Ort den rechten Sinn hatte. Er war mit seinen Reisegefährten dem Prior im Katharinenkloster des Sinai, von Kairo her, im voraus angemeldet worden. Dieser, ein freundlicher Greis, war ihnen entgegengegangen und hatte sie schon außen vor der Mauer des Klostergartens bewillkommt. Seinen Aufenthalt am Sinai beschreibt der fromme Pilger also:

Beim Eintritt in den Garten, auf dessen Boden an der innern Seite der Mauer, von dem kleinen Häuschen des Gartenwächters Stufen hinabführen, wandelte mich ein Gefühl an, deßgleichen ich niemals sonst in meinem Leben empfunden hatte. Ich möchte dasselbe mit einem Vorschmack jener Wonne vergleichen, welche einst solche Seelen erwartet, die aus des Lebens Angst und Mühe, die aus dem schmerzenvollen Kampfe der letzten, siebenten Trübsal auf einmal eintreten dürfen in den seligen Frieden des Paradieses. Der Frühling ergoß so eben über dieses hochgelegene Thal die ganze Fülle seiner Kräfte. Die Pfirsichbäume und Mandeln hatten den Boden mit den schon abfallenden Blättern ihrer Blüthen bedeckt, und jeder Windhauch schüttelte einen neuen Blüthenregen aus ihren

*) Am Ararat ließ sich die Arche Noah's nieder, und am Fuße des Attaka theilte sich das Meer, um den Kindern Israels den Auszug aus Aegypten zu sichern.

Zweigen herab, während die Aprikosenbäume noch mit dem jugendlichen Roth fest umgürtet standen, die Blüthen der Kirschen so eben sich öffneten, die Birnen aber und Aepfel noch schlummernd in der Wiege der großen, weißen Knospen lagen. Dazwischen erhoben die Cypressen ihre dunkelgrünen Wipfel, und im untern Theile des Gartens duftete der kleine Wald der Orangenbäume, und ein erfrischender Hauch stieg herauf aus den reichlich mit Wasser gefüllten Cisternen. Ausruhend saßen wir einige Zeit in diesem kleinen, friedlich stillen Paradiese, dann brachte uns der gute alte Prior durch den langen, mit eisernen Thoren und Fallthüren wohlverwahrten, unterirdischen Gang, der treppab und treppauf aus dem Garten zuerst in einen äußern, von den hohen Ringmauern umschlossenen Vorhof, dann durch ein mächtig befestigtes Thor zu einem der innern Höfe führt, hinein ins Kloster. Hier fanden wir eine Reihe von reinlichen, kleinen Zimmern — Dank den Briefen aus Kairo, die uns angekündigt hatten — schon zu unsrer Aufnahme bereit und mit allem versehen, was zur Bequemlichkeit eines aus der Wüste kommenden Reisenden dient. Wie wohl thaten dem Körper hier die lang entbehrten Segnungen — ja wahrlich das sind sie — der Reinlichkeit.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, was hier im Kloster, da ich jetzt aus dem Zimmer wieder hervortrat, mein erster Gang, meine erste Bitte an den alten Prior war. Der durch den Geist der Liebe, die in ihm waltet, wahrhaft ehrwürdige Greis führte mich hinab zur Hauptkirche, zu jener Stätte, da Moses, so spricht die Sage welche das Andenken weckt an Thaten, die in dieser Gebirgsgegend geschahen, den Busch in einem Feuer flammen sah, das nicht zerstört noch verzehrt. Es war ja dasselbe Feuer, das nachmals in der Gestalt der schirmenden Säule und Wolke, wie ein Adler seine Jungen, die Heere Israels führte und über sie seine Fittiche breitete; dasselbe, das über die Verschmachtenden die Ströme des Manna herniederregnete; dasselbe Feuer der Liebe, das bei Gethsemane's Grotte, so wie auf Golgatha's Felsen als Blut der Versöhnung sich ergoß. Da wir uns der Stätte naheten, zog der Greis seine Schuhe aus, und es hätte seines bittend an mich gerichteten Blickes nicht bedurft,

denn ich hatte schon von selber der Worte gedacht, die Der im flammenden Busche zu Moses sprach: „ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land". Wie kurz oder wie lange ich hier knieend im Halbdunkel der Capelle verweilte, ich weiß das nicht. Es war ja ein Ausruhen auch der Seele, die vom Wandern in der Wüste seit Jahren so oft und viel müde und matt geworden; *) und es gibt Thränen unter dem Monde, die nicht von innrem Leid, sondern von Freuden des Himmels reden.

Wir stiegen jetzt, geführt von unserm guten Prior, noch hinan zu den Zinnen und Thürmlein des ganz zur Festung eingerichteten Klosters. Da stehen sogar einige kleine Kanonen, und alles, was man sieht, erinnert an die Bedrängnisse und an die feindseligen Angriffe der Beduinen, denen die armen Mönche, bis Mehemed Ali's Macht Einhalt that, ohne Aufhören ausgesetzt waren. Stiegen doch diese Raben, wenn die Zeit des Reifens der Früchte kam, selbst noch in neuerer Zeit in den Garten und raubten alles, außer dem Gemüse, so daß die armen Mönche, wenn sie einige Früchte ihres Fleißes genießen wollten, sie von den Räubern wieder erkaufen oder andere der Art von Kairo kommen lassen mußten. Deßhalb war die vorsichtige und wohlbefestigte Anlage des unterirdischen Ganges, der aus dem Garten in das Kloster führte, gar nöthig. Auch außer jenen Räubereien mußten die armen Einsamen fast täglich von ihrem bescheidenen Theil der Nahrungsmittel etwas an ihre Dränger abgeben; denn alle vorüberziehenden Beduinen begehrten mit Ungestüm wenigstens Brod, wenn ihnen auch nicht immer große Schüsseln mit gekochten Speisen gereicht wurden. Und die Raben, je weniger die menschliche Nachgiebigkeit sie von hinnen scheuchte, wurden immer zudringlicher, so daß man doch zuweilen einen Schreckschuß aus den alten Kanonen oder verrosteten Büchsen unter ihre Schaaren loslassen mußte.

Heute Abend genossen wir freilich ein Fürstenmahl. Schon am Nachmittag hatte der Prior uns ein Geschenk von Granat-

*) Inwiefern gleicht das menschliche Leben dem Wandern in der Wüste?

äpfeln gebracht, die uns sehr gelabt hatten. Jetzt aber wurde das Fleisch einer wilden Ziege, die man bereits gestern für uns geschossen hatte, gesotten und gebraten, mit einer Sauce von gekochtem Mischmisch *) für uns aufgetragen; dazu ein süßer Wein, welchen die Mönche in ihrem Garten gebaut und selbst gekeltert hatten. Der gute Prior durfte zwar, nach der Strenge seines Ordens, kein Fleisch genießen, aber er saß doch bei uns und erfreute uns durch seine freundlichen Mienen und Worte. Auch die Ruhe der Nacht, auf breiten Teppichen, that unbeschreiblich wohl; der erste März war schon mehr als zum vierten Theil vorüber, da wir seine liebe klare Frühlingssonne begrüßten, welche, als wir zum Zimmer hinaustraten, ganz hell auf den offnen Gang schien. Der Horeb, den ich so oft durch fremde Augen mit innigster Theilnahme betrachtet hatte, der Weg der Felsen der hinan zum Sinai führt, der Menegada Musa: jener Hügel auf welchem Moses die Schafe hütete, lagen vor mir, von der Morgensonne bestrahlt; ich sah sie nun selber mit meinen eignen leiblichen Augen; mir war es als sey ich in einer neuen Welt erwacht.

Der alte Prior saß schon da auf dem Gange, bei dem Ikonomos oder Haushalter des Klosters, einem rüstigen, heitern Manne, in einem der hölzernen, zierlich geschnitzten Lehnstühle und wärmte sich an der Morgensonne. Er begrüßte uns freundlich und nahm mit uns — denn es war heute kein Fasttag und die lange strenge Fastenzeit der Griechen hatte noch nicht begonnen — das Frühstück des Milchkaffees. Heute hielten wir Rasttag, den wir zu einer innern wie äußern Vorbereitung auf das Besteigen des Berges benutzten. Mit welch andrer gewaltigen Empfindung liest man doch hier, im Anblick des Horeb, die Bücher Mosis als daheim im Zimmer! Und doch ist es nicht die Stärke solcher äußerer Empfindung, welche dem Worte sein wahres Leben gibt, sondern eine andre Kraft, die in dem Worte selber liegt, und welche auch ohne die Sturmesgewalt der Gefühle dieselbe bleibt.

*) D. i. von getrockneten Aprikosen.

Am 2ten März, bald nach Sonnenaufgang, machten wir uns auf zum Besteigen des Sinai. Der ehrwürdige Prior hatte es sich nicht nehmen lassen; er wollte uns selber auf dem Wege geleiten. Der Greis mit seinem Wanderstabe ging voran; eine Schaar der Beduinen, welche die Vorräthe des frischen Brodes, der Datteln und eingesalzenen Fische, sowie eine Flasche mit Racki trug, folgte uns nach. Nahe beim Kloster, in einer Bergschlucht an der nordöstlichen Seite des Horeb, steigt man auf jenen, zum Theil verfallenen Stufen empor, welche schon die fromme Kaiserin Helena oder doch Kaiser Justinian zur Bequemlichkeit der Pilgrime anlegen und einhauen ließen. Zu beiden Seiten erschienen die zum Theil prunklosen, meist aber gewürzhaften Gewächse des arabischen Felsenlandes. Doch das Auge hatte jetzt keine Zeit sie zu sehen. Bei der Quelle des heiligen Sangarius, in der Grotte, am klaren frischen Wasser, ruheten wir aus, denn wir waren vom Kloster aus hieher schon 920 Fuß, mithin zweimal so hoch gestiegen, als der Münsterthurm in Straßburg emporragt. Diese Quelle, so erzählt die fromme Sage des Klosters, ward zur Erquickung seiner Bewohner, deren Bedürfniß das Wasser der Cisternen einst in dürrer Zeit nur spärlich befriedigte, durch das Gebet des frommen Abtes Sangarius eröffnet und gefunden; und welche Quelle der Erquickung und des Trostes sollte sich nicht schon, auch da, wo alles dürrer Fels schien, dem Gebet eröffnet haben.

Die Schlucht verengert sich nun, das Ansteigen auf den oft ganz ausgebrochenen Stufen und Felsblöcken wird mühsamer; einer Art von Portal steht noch als Ruine da. Endlich gelangt man zu einer Gebirgsplatte, auf welcher, im Schatten der Cypresse, ein gemauerter Brunnen steht, und hier ist man auf der Höhe des im engeren Sinne sogenannten Horeb, *) von welchem der Sinai eigentlich nur der südöstliche, höher ansteigende Gipfel ist. Dort in der Felsenhöhle war die Stätte, dahin Elias der Thisbite zu dem Angesicht Gottes sich rettete, als Ahab und sein abgöttisches Weib Jesabel mit blutdürstigem Zorne ihm nach dem Leben

*) Im weiteren Sinne wird unter dem Namen Horeb in der heil. Schrift die ganze Gebirgswüste der Umgegend des Sinai verstanden.

trachteten (3. Kön. Cap. 19.). Hier war es, wo das Wort des Herrn ihn heraustreten hieß auf den Berg, und wo an ihm vorüberging der Bote des Sturmes, der die Felsen zerriß und die Berge zerbrach; nach diesem der Bote des Erdbebens, dann der des Feuers, zuletzt aber Er selber, der Herr, ihm nahete, in einem stillen sanften Sausen. Siehe da verhüllte der Thisbite, der den Boten des Sturmes, des Erdbebens und des Feuers kühn ins Angesicht gesehen, sein Haupt, und eine Stimme kam zu ihm und sprach: was hast du hier zu thun Elia? Und Elias sprach aus, was er selber, in den Stunden seines Eifers um den Herrn, an Carmels Quell, in der Kraft jener Boten gethan, *) die der Herr vor sich hersendet. Die Stimme aber redete in der Weise des sanften, stillen Säuselns; denn neben dem Worte der Drohung, das zu seinen Boten den Elisa und Jehu und Hasael erwählte, sprach sie von Gnade und Erbarmung über jene sieben Tausende, die ihre Kniee nicht gebeugt hatten vor Baals Götzen.

Wir ruhten ziemlich lange am Brunnen des Elias, unter der hohen Cypresse, und besahen dann das meist verfallene Kirchlein der Eliasgrotte, sowie die Trümmer eines kleinen Klosters, welches auch hierher die Andacht der Mönche erbaut hatte. Die Höhe des Horeb bei dem Eliasbrunnen ist 6125 Fuß über dem Meere, 1400 Fuß über dem Thal des Klosters.

Am Saum der Gebirgsplatte der Horebhöhe steigt, wie schon erwähnt, der eigentliche Sinai an, dessen Gipfel noch 900 Fuß höher raget, als die Gegend der Eliasgrotte. Das Ansteigen geschieht abermals auf Stufen, welche etwas besser erhalten sind, denn die am Horeb.

Ohngefähr an der Mitte des Berges wurden wir von dem Prior heraus auf eine Felsenplatte geführt, von welcher sich die Aussicht in ein breites Thal (Sebaye) öffnet. Bei dieser Stelle erinnerte unser ehrwürdiger Führer an Israels

---

*) 3. Kön. Cap. 18. Elias hatte die Baalspriester getödtet, nachdem er durch ein Wunder gezeigt, wer der Gott Israels sey.

Kampf gegen Amaleks Heer; an jenen Sieg, welcher nicht durch die Macht von Bogen und Schwert, sondern durch die Kraft des Gebetes errungen ward, welches Moses mit aufgehobenen Händen rief. Denn hier an dieser Stätte erbaute sich der Geist der christlichen Andacht jenen Altar, den Moses nannte „der Herr mein Panier." *)

Die höher gestiegene Sonne beleuchtete jetzt des Horeb und Sinai's majestätischen Gipfel in vollem Glanze; ich erhob mein Auge, und mich ergriff ein Mitgefühl mit jener Furcht, welche Israels Volk bis auf unsere Tage davon abhält den Sinai zu besteigen. Denn, wie uns dieß in Jerusalem versichert wurde, kein strenggläubiger Jude wagt noch jetzt auf den Berg zu steigen, noch seine Gränzen zu berühren; **) so tief hat sich dem unter dem Gesetze stehenden Volke das Andenken jener Stunden eingeprägt, da sich, in der Frühe des Morgens, „ein Donnern und Blitzen erhob, und eine dicke Wolke auf dem Berge und der Ton einer sehr starken Posaune." ***) Jene Stunde, „da der Berg rauchte und sehr erbebte, weil der Herr auf ihn herabfuhr mit Feuer." Aber was die Furcht, die aus dem Gesetze kommt, nicht vermag, das darf die Ehrfurcht wagen, welche aus der Gnade geboren ward, die durch Ihn, den Erfüller des Gesetzes, kam. Siehe, da stehen wir schon bei der heiligen Kluft, bei welcher Moses stand, der Mann, „den der Herr mit Namen kannte," als er begehrt hatte die Herrlichkeit des Herrn zu sehen, und als Gott an ihm die Verheißung erfüllte, daß Er vor seinem Angesichte hergehen lassen wollte alle Seine Güte. ****) Hier ist der Ort, von welchem Gott sprach: „Siehe es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen;" der Ort, da der Herr sich nahete dem sterblichen Menschen, wie ein Mann seinem Freunde nahet, und ihm verkündete in göttlicher Rede jenes Geheimniß Seines Namens, das Moses in seiner Menschenrede durch die Worte aussprach: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue.

---

*) 2. Mos. Cap. 17.
**) 2. Mos. 19, 12.
***) 2. Mos. 19, 16.
****) 2. Mos. 33, 19—23. Cap. 34, 5—7.

Der Gipfel des Berges, der ganz nahe bei der Kluft des Moses ist, war jetzt erstiegen; der Gipfel des Berges, welcher der größern Hälfte der Völker der Erde ein heiliger Ort ist. Denn er ist heilig dem Volke Israel, welches nur aus ehrfurchtsvoller Ferne ihn betrachtet, heilig den Mohamedanern, welche hier, der alten christlichen Capelle gegenüber, eine kleine Moschee errichtet haben; heilig den Christen, denen ihr Glaube lehrt, daß kein Titel, kein Jota dieser prophetisch das Fernkünftige andeutenden Worte des Gesetzes, auf Sinai's Höhen gegeben, verloren gehen solle, bis daß sie einst alle in Erfüllung gingen.

Ich habe stark aussehende Menschen gekannt, auf welche der erstmalige Anblick des Meeres einen solch erschütternden Eindruck machte, daß sie fast ohnmächtig wurden. Ohnmächtig zwar wurde keiner von uns; mächtig erschüttert aber wurden wir alle durch die Aussicht vom Berge, deren schon an sich selber große Macht durch das Andenken an das, was einst hier geschehen, noch vielfach erhöht wird. Der Gipfel des Sinai ragt mehr denn sieben Tausend Fuß hoch über das Meer, er beherrscht mithin, wie sich berechnen läßt, eine Aussicht über das niedere, ebene Land und die Wasserfläche, welche, wo sie durch vorliegende Berge nicht gehemmt wird, nach allen Richtungen hin bis gegen 23 Meilen beträgt, mithin einen Kreis, welcher im Durchmesser 46, im Umfange 144 Meilen mißt. Wo aber jenseits dieses Kreises ein Berg von gleicher Höhe steht, da erweitert sich die Aussicht auf das Doppelte und in gleichem Verhältniß der Gesichtskreis. Zwar sind nun die Berge, welche jenseits des Ailanitischen wie des Heroopolitanischen Busens des rothen Meeres liegen, wahrscheinlich größtentheils viel niedriger als der Sinai; indeß darf man wohl den zackigen Umriß des furchtbar schönen Wüsten-Panorama's, das sich hier dem Auge darbeut, nahe auf 200 Meilen anschlagen, eine Ausdehnung, welche unter dem reinen klaren Himmel Arabiens, bei solch heiterm Wetter als wir hier trafen, in unverkürzter Deutlichkeit dasteht.

Nach meiner Ueberzeugung wird wohl jeder Reisende, der den Sinai besteigt und so wie wir die Aussicht von seinem Gipfel beachtet, in ihr eine so außerordentliche und eigenthüm-

liche anerkenen müssen, daß er derselben keine andere auf Erden zu vergleichen weiß. Im Süden wie im Ost und West bemerkt man an einzelnen Punkten den Gürtel des Meeres, der das Hochland der peträischen Halbinsel umschlingt; jenseit des Meeres, in weiter Ferne, mehrere Gebirgshöhen der arabischen und ägyptischen Küste. Es ist als stünde man in der Mitte des riesengroßen Horstes eines einsamen Adlers, gegründet auf nackten, öden Felsen, zwischen die Gränzen der Meere. Nirgends, wohin man auch sieht, eine grünende Alpenwiese; nirgends ein Wald, kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Alpenhütte noch Dorfschaft; und wenn nicht gerade der Sturmwind oder die Donner ihre Stimme reden, da ist hier eine Stille, wie ich sie noch nirgends auf Erden also hehr und also tief empfunden habe. Die Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte ist ein Denkstein, *ein* unverändert stehen gebliebenes Werkstück des dritten Tages der Schöpfung, da Gott sprach: „es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe;" eine Versinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras und Kraut noch fruchtbare Bäume, kein lebendes und webendes Thier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menschen waren, sondern da statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, das der Erdveste ihre Gestaltung, dem Gewässer seine bestimmten Gränzen gab.

Wo kann man wohl in weiterem Umfange und ungehemmter in das Getriebe der krystallinischen Gestaltung der Felsen hineinschauen als hier, wo kein Erzeugniß der späteren Schöpfungstage die des dritten überkleidet und verhüllt; wo das granitische Gebirge mit seinen riesenhaften Tafeln und Felsenpyramiden unvermischt mit jüngeren Bergarten emporsteigt, keiner seiner zunächst liegenden gähen, tiefen Schluchten mit Sandstein oder Kalk ausgefüllt ist, und wo man die Gänge der Wacke und des Basaltes wie schwarze Adern stundenweit durch das Gestell seiner Bergwände und Kuppen fortlaufen sieht.

Und auf diese Felsenwarte läßt nun auch die Geschichte der vergangenen Tage ihren verklärenden Strahl fallen, und erhebt den innern Blick auf einen Standort, da derselbe, in noch viel

anderem Umfange als das äußere Auge, ein Reich der Zeiten und Völker überblickt. Hier ward den Menschen das Gesetz gegeben, das wie eine Erdveste dem Meere der Leidenschaften und Begierden zur sichern Gränze dient; das Gesetz, das auf Christum hinweist, weil in Ihm des Gesetzes Erfüllung ist. Wie dann hier unter dem Fittiche des einsamen Adlers, der sein Volk hieher in die Stille der Felsenwüste führte, der Lebenskeim der beiden Religionen, der des Gesetzes und jener der Erfüllung, ausgeboren ward; so nahm dort in Südosten das stürmische Meer des Islamismus seinen Ausgang; wir stehen hier im Geburtslande der drei Hauptreligionnen der Völker.

Um hier nur mit einigen Zügen die Hauptpunkte zu bezeichnen, welche an einem heitern Frühlingstage von Sinai aus ins Auge fallen, so bemerkt man in Nordwest die Meerenge von Suez und als dunkles Pünktlein Suez selber; nahe dabei den Attakaberg. Weiter nach Westen herab hemmen zwar die Höhen des Mokkateb- und Serbalgebirges die freiere Aussicht nach dem Meere, doch glaubten wir das jenseits gelegene Gebirge von Kolzüm, die alte Wohnstätte der ägyptischen Anachoreten, und ganz nahe neben dem Gipfel des Katharinenberges, von West in Süd, das Gebirge Agarib (in Aegypten) zu bemerken. Weiter von West nach Süd stellt sich, wie eine von der Mittagssonne erleuchtete Wetterwolke, der dunkelfarbige, zackige Katharinenberg vor das Auge hin, und läßt hier nichts anderes sehen als seine Felsengiebel, welche noch um ein bedeutendes höher über das Meer ragen, denn der Sinaigipfel. Wenn man noch weiter vom Katharinenberg zur Linken oder von West nach Süd sich wendet, bemerkt man die südlichen Ausläufer des Om Schomar, des Gebirges, in dessen Innerem, wie die Beduinen versichern, zuweilen ein Laut wie von fernem Donner vernommen wird; ganz im Süden erhebt sich der Gipfel des Mahalaberges; ihm zur Rechten wie zur Linken sieht man das Meer, welches die südliche Spitze der Halbinsel umgränzt. Auf der rechten Seite verliert sich die Aussicht gränzenlos im Spiegel des Gewässers, auf der linken aber erscheinen Berghöhen der arabischen Küste, am Ras Fartak und an der Insel Tiran; weiterhin von Süd gen Ost

hemmen wieder die diesseits Nebeky, auf der Halbinsel gelegenen Höhen die Aussicht nach dem Meere hin. Oefters zeigen sich nach dieser Richtung Streifen von Wüstensand, welche den Anschein einer Wasserfläche tragen, dann folgen wieder Berge in der Richtung von Jethro's Vaterlande, dem alten Midian. Noch weiter von Ost gen Nord werden an einigen Punkten der Merbusen von Attaka, ganz im Norden die sandigen Höhen der Wüste el Tih erkannt. Während die eben genannten Punkte die äußerste Gränze des Gesichtskreises andeuten, sehen wir näher am Berge, gegen Westen hinab, ins Thal Erbain, von West nach Süd in das breite Wadi Sebaye oder Spahiah, dann weiter in Süd und von Süd nach Ost den Menegata Musa: den Huthberg, auf welchem Moses die Schafe seines Schwiegervaters Jethro hütete; in Ost und von Ost nach Nord die Felsenhöhen des Epistemiberges; von Nord nach West die jenseitigen Wände des Bostanthales, von welchem ich, so wie vou allen diesen näher gelegenen Punkten, nachher noch reden will.

Uns beschäftigte jetzt, nachdem wir uns länger als eine Stunde an der Aussicht erfreut hatten, die Bereitung des Mittagsmahles als das Nächste diesseits des leiblich Nähern. Der gute Prior, nachdem er mehrmale uns alle augenfälligen Gegenstände des Panorama's *) genannt und erläutert hatte, saß da im Schatten des kleinen, halbzerstörten Christenkirchleins; neben ihm standen die Beduinen, mit den an einem Quell des Bergabhanges gefüllten Wasserkrügen, und mit allen anderen flüssigen und festen Lebensvorräthen. Unser Tisch war eine Platte von weißem Marmor, aus der zerstörten Capelle der heil. Helena; als Voressen und Nachessen gab es Brod mit trefflichem Ziegenkäse und Brod mit gesalzenen Fischen, zum Getränk Wasser aus der Quelle, an welchem einst Moses und Elias sich erquickten, und Racki aus den Früchten der Datteln. Der gesunde Mensch empfindet schon bei jeder alltäglichen Sättigung seines Hungers etwas von dem Bewegen jenes Lebensstromes,

*) Panorama nennt man ein nach allen Seiten hin überschaubares, eine weite Gegend mit einer Menge naher und ferner Gegenstände darstellendes Gemälde.

der sich durch die ganze Sichtbarkeit ergießt und Alles erfüllt mit Lust und Wohlgefallen; bei diesem Mahle auf der Felsenwarte des Sinai hatte sich derselbe in das Gewand einer Lust und Wonne gekleidet, welche von mehr als leiblicher Art und Natur ist.

Nach dem Essen besahen wir uns noch etwas genauer die kleinen Gebäude des Berggipfels, die Moschee, aus Werkstücken, wie es scheint, eines schon hier vorhanden gewesenen christlichen Gebäudes errichtet, steht noch ganz wohlerhalten da, denn die Christen haben dieses Obdach eines fremden Glaubens weder zerstören dürfen noch wollen; anders aber sieht es mit der gleich gegenüber liegenden Christenkirche aus, welche von der Moschee nur wenige Schritte entfernt und durch einen Felsenabsatz geschieden ist. Daß neben der noch jetzt dastehenden Mosiscapelle oder an ihrer Stelle in älterer Zeit eine Kirche müsse vorhanden gewesen seyn, welche durch Form und Material von anderen,reichern Erbauern zeugte als später die armen Mönche waren, das wird an den prachtvollen Resten der Gesimse und Säulen aus weißem Marmor erkannt. Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora, so wie lange vor ihnen die heil. Helena, hatten auch diese Stätte mit Werken der Byzantinischen Baukunst ausgestattet, welche, so fest auch der Grund war, auf dem sie standen, dennoch dem zerstörenden Ungestüm der Araber erlagen.

Wir verweilten noch einige Stunden auf dem Berggipfel, während unser Maler, Herr Bernatz, das Panorama vom Sinai zeichnete, welches er im zweiten Hefte seiner Bilder aus dem heiligen Lande öffentlich mitgetheilt hat. Einige unsrer jungen Freunde faßten den Entschluß und führten ihn aus, an der steilen, unwegsamen Felsenwand des Berges, zwischen der kleinen Moschee und der Capelle hinunter zu steigen ins Thal — ein Unterfangen, das ich nicht vielen Reisenden rathen möchte. Weiter unten in der Schlucht, welche die Gränze zwischen dem Sinai und Horeb bildet, führt ein gangbarer Weg mit ausgehauenen Stufen hinab zum Thal und Kloster Erbain. Wir andern kehrten auf dem gewöhnlichen Wege zurück, und beim Hinabgehen wurde uns noch an einer

seitwärts anstehenden Felsenplatte die vermeintliche Fußspur des Propheten Mohamed gezeigt, welche von den mohamedanischen Pilgrimen sehr verehrt wird. Einer Sage nach sollte der Prophet einige Zeit im Kloster bei den Mönchen verweilt und den Berg bestiegen haben.

Dritte Abtheilung.

Erfindungen und Gewerbe.

[illegible] [illegible] Felsenplatte die vermeintliche Fußspur des [illegible] Mohammed gezeigt, welche von den mohämedanischen Pilgern sehr verehrt wird. Einer Sage nach soll der Prophet einige Zeit im Kloster bei den Mönchen verweilt und den Berg bestiegen haben.

1. Von einigen Erfindungen.

Die Buchdruckerkunst.

Die Kunst durch den Abdruck beweglicher Typen, d. h. gegossener Buchstaben, Schriften zu vervielfältigen, ist die Buchdruckerkunst. Sie ist unter allen Erfindungen vielleicht die wichtigste, denn sie ward gleichsam das Thor, durch welches alle Bildung und Wissenschaft sich schnell nach allen Gegenden verbreitete. Alles Große und Schöne, was einzelne Männer gedacht und erfunden hatten, konnte durch sie in kurzer Zeit unter das Volk gebracht werden.

Früher gab es nur geschriebene Bücher. Die Mönche vorzüglich beschäftigten sich mit dem Abschreiben; und es ist zum Erstaunen, wie weit sie es in der Schönschreibekunst gebracht hatten. Die großen Anfangsbuchstaben wurden sehr schön mit bunten Farben angemalt, auch wohl mit Gold ausgelegt, oft sogar mit kleinen niedlichen Bildchen umgeben. Solche Abschriften erforderten viel Zeit und Mühe; sie waren deßhalb auch sehr theuer. Eine Bibel kostete wohl dreihundert Thaler. Daher fand man nur Bücher bei reichen und vornehmen Leuten. An Schulbücher war gar nicht zu denken; selbst die Lehrer entbehrten größtentheils dieses wichtigen Hülfsmittels; deßhalb konnte auch der Unterricht nur höchst mangelhaft seyn.

Dem Bücherdruck ging die Formschneidekunst voran. Man schnitt nämlich in hölzerne Täfelchen allerei Bilder von Heiligen, bestrich sie mit Farben und drückte sie dann auf Papier oder Pergament ab. Diese Holzschnitte waren anfangs sehr roh, die Zeichnung kaum kenntlich; um anzudeuten was sie darstelle, wurde der Name des Heiligen dabei gesetzt. Bald schnitt man nicht nur einzelne Wörter, sondern auch ganze Bibelstellen, zuletzt sogar ganze Seiten in Holz. Sollte nun ein geschriebenes Buch gedruckt werden, so mußten gerade so

viele Holztafeln da seyn, als das Buch Seiten hatte. Jede Seite ward in die Holztafel geschnitten, mit Schwärze bestrichen und dann abgedruckt. Ein so mühsames Geschäft ging nur äußerst langsam von Statten. Da dachte ein Deutscher, Johann Gutenberg, um 1397 geboren, darüber nach, ob es nicht möglich wäre, ein Buch zu drucken, wenn man die Buchstaben alle einzeln, von gleicher Größe aus Holz schnitzte, gehörig an einander setzte und abdruckte, welches den Vortheil verschaffen müßte, daß man nach dem Druck die Buchstaben wieder auseinander nehmen und zu einem neuen Buche gebrauchen könnte. Der erste Versuch gelang nicht nach Wunsch, weil die hölzernen Buchstaben leicht zersprangen. Im Jahre 1445 ging Guttenberg von Straßburg, wo er die ersten Versuche in der neuen Kunst gemacht, nach Mainz, seinem Geburtsorte, und trat mit Faust, einem reichen Goldschmied, und mit Schöffer, Fausts nachmaligem Schwiegersohn, in Verbindung. Der letztere gab den Rath, die Buchstaben einzeln zu gießen, statt sie mühsam zu schneiden; auch erfand er eine bessere Druckerschwärze aus Kienruß und Leinöl. Von nun an schritt die Kunst rasch vorwärts. Das erste Werk, welches man 1456 druckte, war eine lateinische Bibel. Der habsüchtige Faust verdrängte bald den Erfinder Gutenberg, bemächtigte sich allein der Druckerei und zog großen Gewinn davon. — Außer den Deutschen machen noch die Holländer auf die Ehre Anspruch, die Buchdruckerei erfunden zu haben, und schreiben die Erfindung einem Laurenz Janson Coster zu, der sie schon 1423 gemacht haben soll. Die neuern Untersuchungen zeigen indessen, daß dieser Laurenz Coster, wenn er je gelebt hat, nur mit aus dem Ganzen geschnittenen Tafeln (nicht mit beweglichen Lettern) druckte, was außer ihm viele gleichzeitig gethan haben.

Die Steindruckerei.

Ein erfinderischer Kopf hatte einmal ein Stück Kalkstein auf einem Spaziergange aufgehoben und mit nach Hause gebracht.

Es kam dort ein Fetttropfen auf den Stein und dann Nässe, und als er den Stein mit Druckerschwärze bestrich, zeigte sich daß die Stelle, auf welcher Fett gewesen war, allein Druckerschwärze annahm, während der übrige Stein deren Aufnahme verweigerte. Der dieß bemerkte, und dadurch der Erfinder der Steindruckerei ward, war Aloys Sennefelder, geboren zu Prag 1771, gestorben zu München 1834, wohin er schon i. J. 1806 gekommen war.

Die Theorie des Steindrucks oder der Lithographie beruht auf der gegenseitigen Unverträglichkeit von Wasser und Fett, welche bewirkt, daß ein Stein, der ebenso fähig ist Wasser als Fett einzusaugen, ein Fett oder Oel auf seiner Oberfläche zwar da annimmt wo er vorher schon Fett, nicht aber wo er Wasser eingesaugt hat. Schreibt oder zeichnet man also mit einer seifenartigen Substanz auf solchen Stein, so nehmen die Stellen, wo sie eingedrungen ist, die Druckschwärze, welche eine Oelfarbe ist, an, während er, mit Wasser angefeuchtet, übrigens für dieselbe unempfänglich ist. So einfach dieß auf den ersten Anblick scheint, so wenig ist jedoch die Sache, wie wir sehen werden, damit abgethan.

Für die Ausübung der Lithographie ist hauptsächlich Folgendes nöthig: 1) ein dichter Kalkstein, von einerlei lichter Farbe, feinem Korn und gleichförmigem Gefüge, welcher keine fremdartigen Bestandtheile enthält und sich also in Salpeter und anderen Säuren auflöst. 2) Eine fette Tinte oder Kreide zum Auftragen der Schrift oder Zeichnung auf den Stein, um ihn an den bezeichneten Stellen für die Druckfarbe empfänglich zu machen und zu erhalten. Beide, sowohl die Tinte als die Kreide, bestehen aus einer Mischung von fetten und harzigen Substanzen und Alkalien, denen als Farbestoff gewöhnlich Ruß hinzugesetzt wird. Ihre Zusammensetzung richtet sich nach den verschiedenen Arten des Gebrauchs; es gibt aber auch dazu für jede Art desselben eine Menge Vorschriften, die in der Wirkung jedoch auf dasselbe hinauslaufen. 3) Ein Verfahren, wodurch der Stein die Eigenschaft erhält, bei jedem Abdruck nur an den bezeichneten Stellen die Druckfarbe anzunehmen, an allen übrigen aber nicht. Dazu ist weder die Tinte oder Kreide auf der einen, noch die

Anfeuchtung mit Wasser auf der andern Seite allein hinlänglich; diese Eigenschaft erhält er vielmehr erst durch das Aetzen und durch das Gummiren. Das Aetzen mit sehr verdünnter Salpeter- oder einer andern dazu geeigneten Säure reinigt die Oberfläche des Steins, und macht sie da wo sie mit der fetten Substanz nicht bezeichnet ist, etwas rauh, wodurch sie für die gleichzeitig mit der Säure oder nachher aufgetragene Gummiauflösung empfänglicher wird, so daß das Gummi einen dauerhaften Ueberzug bildet, der die nicht bezeichneten Stellen, die also im Abdrucke weiß bleiben sollen, vor der Annahme der fetten Druckschwärze schützt, besonders wenn der Stein vor jedem Abdruck mit Wasser wieder angefeuchtet wird. 4) Eine eigens für diese Druckart eingerichtete Presse.

Der Lithographirstein wird fast allein aus den Kalkschieferbrüchen bei Solnhofen, in der ehemaligen Herrschaft Pappenheim in Bayern, bezogen, und wenngleich derselbe auch anderwärts hie und da, z. B. in Frankreich am Jura, in England zu Corston bei Bath und bei Stony Stratford gefunden worden, so steht er doch daselbst entweder in Bezug auf Farbe, Feinheit oder Gleichförmigkeit der Masse dem Solnhofer nicht gleich, oder er ist schwerer und kostbarer zu bearbeiten.

Von den verschiedenen Arten der Lithographie genügt es folgende anzuführen: 1) Die Steinzeichnung, und zwar a) mit der lithographischen Tinte, um Geschriebenes durch Abdruck zu vervielfältigen — die Schrift wird mit dem Pinsel oder besser mit der Stahlfeder verkehrt auf den Stein geschrieben; b) mit der lithographischen Kreide, für die Nachahmung von Gemälden und Werken der zeichnenden Kunst, in Kreidemanier. 2) Der Steinstich. Hier wird die Zeichnung mit Radirnadeln auf dem Steine ausgeführt. 3) Die Autographie oder der Ueberdruck, ein Erleichterungsmittel, welches der Lithographie ganz eigenthümlich und hauptsächlich für den Schriftdruck wichtig ist, weil er das Verkehrtschreiben auf der Platte erspart. Die Schrift oder Zeichnung wird nämlich so, wie sie im Abdruck erscheinen soll, mit einer fließendern als der gewöhnlichen lithographischen Tinte auf Papier gemacht, welchem man einen Ueberzug von Gummikleister gibt, damit sich die Tinte

unter der Presse besser davon wieder ablöst. Darauf wird das Papier auf den Stein umgedruckt, wo nun weiter nichts nöthig ist, als letztern durch Aetzen und Gummiren wie gewöhnlich druckfertig zu machen.

Sennefelders Grabstätte bezeichnet eine Inschriftplatte aus demselben Solnhofer Stein, den er so hoch in Ehren gebracht hat.

Gasbeleuchtung.

Einer der glänzendsten Fortschritte, welche das öffentliche und in gewissem Grade auch das häusliche Wohlleben der Wissenschaft zu danken hat, bezeichnet die Erfindung der Gasbeleuchtung, welche zwar in ihren ersten Anfängen dem vorigen Jahrhundert, in ihrer eigentlichen Entwickelung und Vervollkommnung aber fast ganz der Gegenwart angehört. Sie ist entsprungen aus den Beobachtungen über die Natur der luftförmigen Producte, welche sich bei sogenannter trockener Destillation kohlenstoffreicher organischer Substanzen entwickeln. Unter trockener Destillation versteht man aber jene Zerstörung, welche diese Stoffe durch Erhitzung in abgeschlossenen, der Luft unzugänglichen Räumen erleiden; und solche Stoffe sind: Steinkohlen, Torf, Oel, Harz u. s. w. Werden diese trocken destillirt, so entwickelt sich Wasser (welches mit dem Oele und harzigen Theilen vermischt den Theer bildet), kohlensaures Gas, Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, und letzteres ist der Verbrennung mit heller Flamme fähig. Diese Flamme leuchtet stärker als die des Kerzenlichtes oder der Oellampe, und raucht nicht.

Die ganze Gasfabrication zerfällt in drei Abschnitte, in die Erzeugung des Gases, die Reinigung und die Fortleitung zu den Brennern. In der erstern Beziehung erfordern die verschiedenen Materialien auch verschiedene Verfahrungsweisen, zum Theil auch in der zweiten, aber gar nicht in der dritten. Bei der Gasbereitung aus Steinkohlen ist das Verfahren dieses: man zersetzt die Steinkohlen in liegenden eisernen Cylin-

dern (Gasretorten), welche hinten und vorn durch Deckel luftdicht geschlossen sind, durch die hintere Oeffnung gefüllt werden, an der vordern aber mit einer senkrecht aufwärts steigenden Abführungsröhre versehen, und zu drei oder fünf über einer gemeinschaftlichen Feuerung in den Gasofen so eingelagert sind, daß das auf dem Roste angezündete Feuer sie allseitig umspülen und in lebhafte Rothglühhitze versetzen kann. Die dadurch entweichenden Dämpfe und Gase sind jedoch sehr gemischter Art; sie bestehen außer Kohlenwasserstoff aus Kohlenoxydgas, Wasserstoffgas und Stickstoffgas, welche vier zusammen die zur Verbrennung gelangende Luft bilden, aus Kohlensäure, Schwefelwasserstoffgas, Wasserdampf, Ammoniak und Theeröl. Es gilt nun, die unbrauchbaren Bestandtheile auszuscheiden. Dazu dient zunächst ein oberhalb der Gasretorten befindlicher Behälter, in welchen man das Gas eintreten läßt, damit vorerst der Theer abfließe. Von da tritt das Gas in einen, den Kühlapparaten der Branntweinbrennereien ähnlichen Apparat, den sogenannten Condensator, wo es die öligen und rußigen Theile vollends absetzt, auch mit ihnen einen Theil des Ammoniaks. Um aber Kohlensäure, welche nicht brennt, und Schwefelwasserstoffgas, welches übel riecht, zu entfernen, läßt man das Gas noch durch den Reinigungsapparat, einen mit Kalkmilch, welche durch einen Mechanismus stets umgerührt wird, gefüllten Kasten streichen. Aus diesem tritt nun endlich ein Gas aus, welches 60—70 Procent eigentliches Leuchtgas, im übrigen die drei andern noch erwähnten Gase und wohl stets noch Antheile von Ammoniak und Schwefelwasserstoff enthält.

Der Umstand, daß das Gas bei der gewöhnlichen Methode ziemlich unrein erhalten wird, mußte den Erfindungsgeist anspornen, auf weitere Verbesserungen in diesem Fache zu sinnen, und wirklich ist man dem Hauptzwecke: ein von schädlichen oder unangenehmen Beimengungen freies und ein möglichst stark leuchtendes Gas ohne merkliche Erhöhung des Preises zu fabriciren, um vieles näher gekommen.

Hat man das Gas fertig, so handelt es sich nur noch darum, dasselbe an die verschiedenen Orte, wo es brennen soll, zu vertheilen. Dieser Vertheilung muß eine Ansammlung vor-

hergehen. Dazu dienen die Gasometer, große, 20—30,000 Cubikfuß fassende, umgekehrt in einem Wasserbehälter stehende eiserne Kästen, welche, um ihre Schwere etwas zu balanciren, mittels eines Gegengewichtes aufgehangen sind. Unter diese strömt das Gas ein und hebt sie in die Höhe, indem es sich über dem Wasser ansammelt. Wird nun das Ausflußrohr geöffnet, so strömt es natürlich mit einer Gewalt aus, welche von der Schwere des Gasometers abhängt, somit durch das Gegengewicht regulirt werden kann. Die Hauptausflußröhre theilt sich, unter der Erde angelangt, wieder in Zweige und so fort nach dem Bedürfniß; in die unter dem Boden liegenden Röhren werden dann die engern zu den Brennern führenden Röhren eingesetzt. Die Brenner aber sind Mundstücke, welche durch feine Durchbohrungen das Gas ausströmen lassen, wenn der unterhalb angebrachte Hahn geöffnet wird.

Der Gasbeleuchtung kommt keine andere an Reinlichkeit, an Weiße und Reinheit des Lichtes gleich; auch ist sie, im Großen angewendet, verhältnißmäßig wohlfeiler als jede andere. Die Gasbeleuchtungsanstalt einer Stadt dient bekanntlich nicht bloß dazu, die öffentlichen Straßen und Plätze zu beleuchten, auch Privatleute, welche große Räumlichkeiten zu beleuchten haben, z. B. Kaufleute, können sich dabei betheiligen. Darum eignet sich die Gasbeleuchtung auch vorzugsweise für blühende Handelsstädte.

Die in Rede stehende Erfindung wurde, wie es scheint unabhängig von einander, fast gleichzeitig von Murdoch in London (1798), und Lebon (1801) in Paris gemacht. Ersterer wendete gleich anfangs neben Torf auch Steinkohlen an, letzerer nur Holz, ein jetzt gar nicht mehr zur Leuchtgaserzeugung angewendetes Material. Seit dieser Zeit hat man nicht allein die Methoden der Erzeugung, Reinigung und Fortleitung des Leuchtgases mannigfach verbessert, sondern auch eine Menge anderer Materialien zur Erzeugung des Gases in Gebrauch gezogen. In England und Deutschland werden jedoch fast ausschließlich Steinkohlen angewendet.

Dampfmaschinen.

Dampf nennen wir solche luftförmige Materien oder leichte und expansible *) Flüssigkeiten, die diesen ihren luftförmigen Zustand dem Einflusse der Wärme verdanken, und ihn durch Entziehung derselben mehr oder weniger wieder einbüßen. So wie es viele Luft- oder Gasarten gibt, so gibt es auch vielerlei Dämpfe, da eine Menge sowohl fester als flüssiger Körper unter Einwirkung der Wärme die Dampfform annehmen kann. Gewöhnlich aber versteht man, wenn von Dampf die Rede ist, darunter ausschließlich den Wasserdampf, und zwar namentlich den beim Kochen oder Sieden entstandenen. So bekannt es zu allen Zeiten seyn mußte, was mit dem Wasser vorgeht, wenn es zum Kochen gebracht wird, so sind doch in späterer Zeit erst die Erscheinungen und Gesetze der Dampfbildung genauer erforscht worden, und es ist zum Erstaunen, zu wie wichtigen und mannigfaltigen Anwendungen diese Untersuchungen geführt haben.

Die wichtigste Anwendung des Wasserdampfes besteht unstreitig in der Benützung seiner Elasticität **) mittels der Dampfmaschinen. Nicht jede Vorrichtung indessen, die mit Dampf arbeitet, oder den Dampf benützbar macht, pflegt man eine Dampfmaschine zu nennen, sondern man begreift darunter ausschließlich solche Maschinen, welche mittels des Wasserdampfes eine mechanische Kraft erzeugen sollen. Der Zweck der Dampfmaschinen ist also kein anderer, als der, durch Kunst eine neue leblose Elementarkraft zu schaffen. Auf den ersten Blick dürfte es befremdend scheinen, daß wir dieser Erfindung einen so großen Werth beilegen, da die Natur in den Winden und fließenden Gewässern uns unentgeltlich zwei mächtige Kräfte spendet, die wir noch immer nur zum kleinsten Theil benutzen. Bedenkt man indessen, wie schwierig es oft ist, dieselben unsern Zwecken dienstbar zu machen, abgesehen von der Unstätigkeit und Veränderlichkeit der einen

*) Expansibel — ausdehnbar.

**) Elasticität, (Springkraft, Federkraft) ist das Bestreben der Körper, nach Zusammendrückung oder auch Ausdehnung den vorigen Zustand wieder anzunehmen. Dämpfe äußern übrigens ihre Elasticität bloß durch Ausdehnbarkeit.

dieser Kräfte, so wird es leicht begreiflich, wie ungemein wichtig eine Maschine werden mußte, wodurch wir allerwärts und von jeglicher Stärke eine verfügbare Kraft erlangen können.

Die Stärke einer Dampfmaschine wird gewöhnlich nach Pferdekraft gemessen; unter einer Pferdekraft versteht man das Maß von Kraft, welches dazu gehört, um ein Gewicht von 3300 Pd. wenigstens 10 Fuß hoch (in englischem Maß) zu heben, somit eine noch etwas größere Kraft, als die von lebenden Pferden. Eine Dampfmaschine von 20 Pferdekraft leistet aber meist so viel als eine doppelte, und oft so viel als eine dreifache Anzahl Pferde, weil sie nicht wie diese höchstens acht Stunden des Tages arbeitet; übrigens hat die große Mehrzahl dieser Maschinen eine Stärke von 20 — 40 Pferdekraft, ja viele haben eine von 80 — 100 und mehr Pferdekraft. Man kann sich demnach vorstellen, was eine einzige Dampfmaschine zu leisten im Stande ist. In der That ist eine Dampfmaschine von 30 Pferdekraft hinreichend, um eine Baumwollspinnerei von 15,000 Spindeln, oder eine mechanische Weberei von 300 Stühlen mit Inbegriff aller Hülfsmaschinen in Gang zu setzen. Allerdings sind diese Maschinen kostbar, weil sie sehr gut und solid gearbeitet seyn müssen; eine Maschine von 30 Pferdekraft kostet in der Regel über 6000 Thaler. Dagegen sind sie aber auch viel länger als ein lebendiges Pferd zu gebrauchen, und ungleich wohlfeiler ist der Unterhalt, zumal in Gegenden, wo das Brennmaterial (Steinkohlen) wenig kostet.

Daß diese Dampfmaschinen die mannigfaltigste Anwendung gestatten, leuchtet von selbst ein, denn obwohl der Dampf zunächst auf einen Kolben wirkt, und also eine hin- und hergehende Bewegung hervorbringt, so wird diese doch leicht in eine rotirende (umschwingende) umgewandelt, die dann so gut wie die Achse eines Wasserrades jede Mühle oder was immer für eine Maschine in Thätigkeit setzen kann. Zu weit mehreren Verrichtungen noch wird die Dampfmaschine dadurch geeignet, daß sie sich überall hinsetzen, leicht reguliren und leiten, in jeder Größe construiren läßt und verhältnißmäßig wenig Raum einnimmt. Der größte Triumph der Erfindung war es jedoch, diese kunstvollen und gewaltigen Maschinen l o c o m o t i v zu machen (d. h. ihnen die

Fähigkeit zu geben, schwere Apparate vorwärts zu bewegen), sie auf Schiffen anzubringen, um durch sie die Ruderräder umtreiben zu lassen, und auf Wagen zu versetzen, um durch sie auf Eisenbahnen pfeilschnell ganze Züge beladener Fuhrwerke fortzubewegen. Und welche colossale Apparate hat man nicht auf diese Weise schon beweglich gemacht? Die meisten Locomotivwagen sind 200 — 240 Centner schwer, und die Maschinen der Dampfschiffe, welche regelmäßig von England nach Neuyork fahren, haben eine Stärke von mehr als 400 Pferdekraft. — Kein Land besitzt so viele dieser Maschinen als das Mutterland derselben, England. Was wäre auch die Industrie dieses Landes ohne diese Hülfskraft? Wenn es so viel Eisen erzeugt und verarbeitet, so viel Steinkohlen zu Tage fördert, und so viel Baumwolle verspinnt und verwebt als der ganze Continent, so verdankt es diese erstaunliche Entwickelung der Industrie hauptsächlich ihrer Mitwirkung.

Jede Dampfmaschine besteht aus zwei, meist getrennten, Apparaten, wovon der eine zur Erzeugung des Dampfes dient, der andere zur Verwendung, welcher letztere die eigentliche Dampfmaschine ausmacht. Der nothwendigste Theil zur Erzeugung des Dampfes ist der Kessel. Gewöhnlich liegt derselbe in einem Ofen, und es erhält das Feuer durch einen sehr hohen Rauchfang den erforderlichen Zug. Zuweilen ist jedoch, wie bei den Locomotiv- und Schiffmaschinen, kein Ofen anzubringen; Feuerherd und Feuerröhren zur Verdampfung des Wassers müssen bei solchen daher im Kessel selbst vorhanden seyn. Die Kessel werden selten mehr aus Gußeisen, sondern aus zusammengenieteten Eisenplatten gebildet, und müssen desto stärker seyn, einem je größern Dampfdrucke sie widerstehen sollen. Wird ein Kessel vor dem Gebrauche einer richtigen Probe unterworfen und fortwährend gehörig untersucht; ist er mit guten Sicherheitsklappen versehen und werden diese fleißig beobachtet, so fällt die Gefahr einer Explosion fast ganz weg, wie denn überhaupt die meisten derartigen Unglücksfälle der Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit zur Schuld fallen.

Noch zusammengesetzter und künstlicher als der erste ist der zweite Apparat, die eigentliche Dampfmaschine. Da es ganz vergeblich wäre, durch bloße Beschreibung eine klare Vorstellung

von ihrer Construction hervorzurufen, so gedenken wir nur noch der Erfinder dieser merkwürdigen Maschinen mit einigen Worten.

Obwohl man schon früh auf die große Spannkraft des Dampfes aufmerksam geworden war, so ist doch ohne Zweifel die Vorrichtung, die der Engländer Saveri (1698) erfand, die erste, die als eine brauchbare Maschine dieser Art betrachtet werden kann, wenngleich das Princip, nach welchem er den Dampf wirken ließ, jetzt so gut als aufgegeben ist. Ein großer Fortschritt war es, als Newcomman wenige Jahre später (1705) den Dampf in einem Cylinder wirken ließ, wodurch er der Erfinder der ersten Kolbenmaschine wurde. Dessenungeachtet blieb die Maschine noch lange sehr unvollkommen, da sie fast einzig zur Bewegung von Pumpen geeignet war und daher fast nur in Bergwerken in Anwendung kam. Erst durch J. Watt (von 1769 an) erhielt sie eine gänzliche Umwandlung, und wurde nun zu einer wahren Dampfmaschine. Es geschah dieses vornehmlich, indem er zur Condensirung des Dampfes einen besondern Apparat mit einer Art Luftpumpe einführte und oben wie unten geschlossene Cylinder, so daß das Kolbenspiel auf- und abwärts durch den Dampf selbst vollzogen wurde; indem er ferner treffliche Mechanismen ersann, um eine rotirende Bewegung zu erhalten und die Geschwindigkeit zu reguliren; indem er endlich höchst wesentliche Verbesserungen in der Construction des Kessels und Ofens zur Ersparung des Brennstoffs anbrachte. Es versteht sich daß die unzähligen Bemühungen, die seit Watt stattgefunden, diese Maschine noch ferner zu vervollkommnen, zu manchen mitunter sehr wichtigen Verbesserungen und Abänderungen geführt haben müssen, und daß allmählich ziemlich verschiedene Constructionssysteme sich ergeben haben werden; noch immer sind indessen alle diese Maschinen, fast ohne Ausnahme, Kolbenmaschinen, indem alle Bemühungen durch den Dampf eine directe rotative Bewegung zu bewirken, bis jetzt keinen entschieden günstigen Erfolg gehabt haben.

In Deutschland mußte man die ersten Dampfmaschinen aus dem Auslande beziehen; jetzt liefert auch das Inland derartige Maschinen, und namentlich hat die Maffei'sche Fabrik in der Hirschau bei München große Berühmtheit erlangt.

Der galvanische Telegraph. *)

Ein Telegraph ist eine Vorrichtung, um auf größere Entfernungen mit einander reden zu können, als der Laut der Stimme trägt. Wenn ihr jemanden von weitem seht, aber in so großer Ferne daß ihr ihn nicht mehr rufen könnt, so schwenkt ihr ein Tuch oder den Hut, und sucht ihm durch Zeichen begreiflich zu machen was ihr wünscht. Sehet, da habet ihr auch schon einen Telegraphen, aber einen sehr unvollkommenen; denn der andere sieht eure Zeichen vielleicht gar nicht, und wenn er sie sieht, so weiß er gewiß in den meisten Fällen nicht was ihr damit sagen wollt. Die Aufgabe der Telegraphen ist es nun, die Zeichen die man gibt, so einzurichten, daß sie eine Art von Zeichensprache werden, die der andere auf große Entfernung hin vernimmt und versteht; daß aber dieß mit Schwierigkeiten aller Art verbunden seyn muß, werdet ihr wohl leicht begreifen. Ihr kennt indessen alle auch eine Zeichensprache. Denn wenn der andere mit dem Kopfe nickt, oder mit dem Kopfe schüttelt, so heißt das Ja oder Nein; wenn er mit der Hand gegen sich her winkt, so heißt das: komm her! und so könnte ich euch eine ganze Menge von Zeichen aufführen, die ihr alle versteht. So reich aber auch diese Gebärdensprache ist, so reicht sie doch nicht aus, alles zu sagen was man will, und das sicher zu sagen. Sie würde zugleich auch nicht mehr ausreichen auf große Entfernungen, weil ihr die Zeichen nicht mehr genau unterscheiden könntet. Bei der Nacht aber wäre sie gar nicht anwendbar, und so sehet ihr wohl, daß man genöthigt war andere Zeichen zu machen, die frei sind von diesen Mängeln.

Im allgemeinen hat man gesucht Zeichen zu machen, die unsere Buchstaben vorstellen sollen, so daß man das was man sagen will, dem andern Buchstab um Buchstab vorbuchstabirt. Ihr schreibt also eigentlich dem andern auf großer Weite;

*) Ein Sachverständiger, der rühmlichst bekannte Steinheil in Wien, wollte sich über diese merkwürdige Erfindung dem einfachen Landmanne verständlich machen. Er versuchte dieß in dem hier folgenden, einem österreichischen Blatte entlehnten Aufsatze.

z. B. zuerst ein G, dann ein U, dann ein T, GUT, das heißt: gut, und so jedes andere Wort.

Ihr schreibt also eigentlich dem Andern, und darum heißt die Vorrichtung Weitschreiber, auf griechisch Telegraph. — Was also ein Telegraph ist, und wozu er dient, wisset Ihr jetzt im Allgemeinen. Was aber ein galvanischer Telegraph bedeutet, das muß ich Euch noch erzählen. Vorher aber will ich noch eine Frage beantworten, die vielleicht mancher schon gern gestellt hätte, nämlich: Was nützt denn der Telegraph, was nützt es, weiter reden zu können als die Stimme reicht? Seht! dagegen stelle ich eine andere Frage: Was nützt das Briefschreiben? Ja Briefe, das gebt Ihr zu, die sind in vielen Fällen außerordentlich bequem, sonst müßte man eigens dahin schicken, um die Antwort zu holen, die jetzt der Brief bringt. Aber der Telegraph, so behaupte ich, thut mehr als der Brief. Auf den Erfolg des Briefes müßt Ihr oft tagelang warten, der Telegraph kann in wenig Minuten die Antwort bringen. Im Handel wäre oft eine Frage um den Verkaufspreis an einem entfernten Orte ungemein wichtig, aber die Antwort würde zu spät kommen, um Euch darnach richten zu können. Der Telegraph bringt sie gleich. Ein Dieb, ein Mörder erreicht nach vollbrachter Missethat die Eisenbahn und entflieht jetzt mit der schnellsten Fähre der gerechten Strafe; aber, wenn er in der Ferne ankommt, wird er schon beim Aussteigen arretirt. Wie ist das möglich? Der Telegraph hat es vorher gemeldet! Eine Feuersbrunst ergreift Eure Habe; aber im Augenblick, wo die Flammen auflodern, fahren auch schon die Spritzen zu Eurer Hülfe vom Spritzenhause ab. Wie ist das möglich? Der Telegraph der Feuerwacht hat die Nachricht gegeben! — Ich könnte noch viele solche Beispiele anführen, aber schon diese werden ausreichen, um Euch zu zeigen, daß die Sache von großem Nutzen ist, und es daher wohl der Mühe lohnt, sie kennen zu lernen.

Nun komme ich dazu, Euch zu sagen, was ein galvanischer Telegraph ist.

Wenn man einen Kupferdraht an dem einen Ende an eine Kupferplatte, am andern Ende an eine Zinkplatte anlöthet und

diese beiden Platten so weit auseinander, als es die Länge des Drahtes thunlich macht, in den feuchten Erdboden hineinsteckt, so nimmt dieser Draht ganz wunderbare, auf den ersten Blick gar nicht zu vermuthende Eigenschaften an. Wenn man ihn z. B. mit feuchten Händen anfaßt und auseinander reißt, so fühlt man in beiden Händen an den Stellen, wo man ihn berührt, ein stechendes Reißen. Wird dieß Abreißen im Dunkeln bewirkt, so bemerkt man auch im Augenblicke des Abreißens einen kleinen Feuerfunken, der von einem Ende zum andern überspringt. Diesen Versuch kann man so oft wiederholen, als man Lust hat. Denn wie man die zwei Enden wieder in Berührung bringt, fühlt man das Reißen; wie man sie wieder auseinander nimmt, sieht man den Funken und empfindet den Riß. Dabei war es ganz einerlei, an welcher Stelle wir den Draht abgerissen haben, denn er hat diese Eigenschaft in seiner ganzen Länge. Man bemerkt aber noch allerlei wunderbare Eigenschaften an diesem Drahte. Zum Beispiel wenn eine Magnetnadel unter denselben der Länge nach gestellt wird, so behält sie nicht ihre Richtung nach Norden, sondern sie dreht sich aus der Richtung des Drahtes heraus und bleibt zuletzt in einer anderen Richtung stehen. Wie man aber jetzt an irgend einer Stelle den Draht abschneidet, so geht in demselben Augenblicke die Magnetnadel wieder zurück in die Richtung nach Norden, und auch dieses wunderbare Spiel wiederholt sich, so oft man den Draht aneinander bringt und auseinander nimmt. Ja, ich kann Euch eine noch merkwürdigere Eigenschaft von diesem Drahte erzählen. Wenn man ihn nämlich um eine Spule von Holz herumwickelt und durch die Spule ein weiches Eisen steckt, z. B. einen Bretternagel, so wird dieses weiche Eisen ein Magnet, d. h. es nimmt die Eigenschaft an, daß anderes Eisen daran kleben bleibt und nur mit einiger Gewalt abgerissen werden kann. Dieser Nagel bleibt aber nur so lange Magnet, er zieht nur so lange anderes Eisen an, als man ihn in der Spule stecken läßt. Herausgenommen ist er wieder ein Nagel wie jeder andere. Wie man ihn dagegen wieder in die Spule steckt, ist er wieder ein Magnet. Er hört aber auch in der Spule sogleich auf Magnet zu seyn, wie man den

Draht an irgend einer Stelle seiner ganzen Länge auseinander nimmt, und wird wieder ein Magnet, wie man die Enden wieder verbindet. Auch diese wunderbare Erscheinung kann man so oft wiederholen als man will, und man kann sich leicht davon überzeugen, daß der Nagel nur so lange Magnet ist, als der Draht beisammen bleibt. Denn legt man einen zweiten Nagel ganz nahe unter das Ende des in der Spule steckenden Nagels, so wird dieser zweite Nagel an den ersten hinaufspringen und hängen bleiben, wie Ihr den Kupferdraht verbindet. Wie Ihr aber den Kupferdraht wieder auseinander nehmet, fällt der Nagel wieder ab. Kurz, Ihr könnet ihn kommen und gehen machen, wie Ihr den Kupferdraht zusammen oder auseinander thut.

Ihr werdet an dem, was ich erzählt habe, jetzt schon begreifen, daß in dem Kupferdrahte, so lange er beisammen ist, etwas vorgehen müsse, was Ursache ist an diesen wunderbaren Erscheinungen, und dieses Etwas nennen wir galvanischen Strom; galvanisch, weil ein italienischer Doctor, Namens Galvani, zuerst solche Eigenschaften entdeckt hat — Strom, weil wir uns vorstellen, daß das Ding kommen und gehen muß, da es aufhört, wie man den Draht auseinander thut.

Ihr werdet jetzt aber auch leicht einsehen, daß man jede von diesen Eigenschaften des Kupferdrahtes benützen kann, um von einer Station auf der anderen ein Zeichen zu geben. Nehmet nun an, wir hätten einen solchen Kupferdraht in Wien an seinem einen Ende mit einer Kupferplatte verbunden in den Boden gesteckt, und jetzt über Stützen gespannt längs der Eisenbahn hin bis nach Gratz, dort aber das andere Ende mit Zinkblech verbunden ebenfalls in den Boden versenkt, so entsteht in dem Drahte, so lang er auch ist, das was wir jetzt galvanischen Strom nennen wollen, da Ihr wißt, was dieß zu bedeuten hat. In Wien aber machen wir die Einrichtung, daß der Draht, so schnell als man will, auseinander genommen oder wieder verbunden werden kann. Das ist leicht, wenn wir an dem Drahte eine Klappe anbringen, die so wie die Clarinetklappe beim Niederdrücken des Fingers aufgeht und den Draht trennt, beim Zurückziehen des Fingers aber wieder zugeht und den Draht verbindet. In Gratz dagegen wollen wir den Kupfer-

draht um eine Spule winden, in diese ein weiches Eisenstück hineinstecken und darunter ein anderes Stück Eisen legen, was also so lange hängen bleibt an dem Eisen in der Spule, als in Wien die Klappe geschlossen bleibt. Wie wir jetzt in Wien die Klappe öffnen, fällt in Gratz das Eisen von dem in der Spule ab, und macht einen Schlag auf den darunter gestellten Tisch. Wird in Wien die Klappe wieder geschlossen, so springt das Eisen in Gratz wieder an den Spulmagnet u. s. f. Ich kann daher in demselben Augenblicke, wo ich in Wien mit dem Finger niederdrücke, in Gratz klopfen, also ein Zeichen geben, was man hört, und das ist genug, um sich auf die große Entfernung hin zu verständigen, d. h. zu telegraphiren. Aber wie? auch das ist leicht. Ich brauchte mich ja nur zu verabreden, daß ein Schlag oder Klopfen a, zwei Schläge b u. s. w. bedeute, so brauchte der andere in Gratz nur die Schläge zu zählen, um zu wissen, welchen Buchstaben ich meine, und Wort für Wort herauszubringen, was ich so in Wien signalisirt habe. Ihr sehet aber auch, daß das sehr langsam ginge, weil ich z. B. für das z 25 Schläge nöthig hätte und der andere sich wohl auch dabei verzählen könnte. Drum muß man die Zeichen geschickter wählen. Wie wäre es denn, wenn wir erst zweierlei Arten von Schlägen wählten, z. B. den einfachen Schlag und einen Doppelschlag, d. h. zwei ganz schnell hintereinander gegebene Schläge? Da brauchten wir von jeder Art nur wenige Schläge, um alle Buchstaben wiederzugeben, weil wir doppelte und einfache Zeichen verschieden mit einander verbinden könnten. Noch geschwinder wird es gehen, wenn man die Buchstaben, die am öftesten vorkommen, in der Sprache mit den einfachsten Zeichen bezeichnete, z. B. das i mit einem einfachen Schlage, das e mit einem Doppelschlag, das u mit zwei einfachen Schlägen. Man könnte sich auch das Ganze geschrieben denken. Die Doppelschläge als Punkte nahe beisammen, die einfachen Schläge weiter auseinander, zwischen den Buchstaben einen noch größeren Abstand, zwischen den Worten einen noch größeren. Denken wir uns a gegeben durch doppelt, einfach, doppelt; u gegeben durch einfach, doppelt einfach; s durch doppelt doppelt, einfach einfach, so könnte man es so schreiben:

A U S

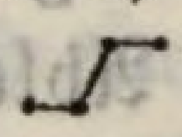
•• • •• •• • • •• • •• ••

Wir wollen jetzt zwei Linien aus der einen Linie bilden, indem wir alle einfachen Schläge in die obere Linie, alle doppelten in die untere Linie setzen, so schreibt sich das Wort „aus" doch einfacher so:

• • • • •

• • • • • • • • • •

Verbinden wir jetzt diese Punkte mit Linien, so wird daraus

A V 

so daß wir „aus" der Aehnlichkeit mit den großen lateinischen Buchstaben wegen fast lesen können, ohne das neue abc gelernt zu haben. Ihr sehet also, man kann bloß mit Klopfen Zeichen geben, deren Bedeutung ebenso, wie die der Buchstaben leicht zu merken ist, und damit sich eine eigene Sprache bilden, welche zu verstehen nur einige Uebung erfordert, und Ihr werdet nun zugeben, daß es gar nicht so schwer ist zu begreifen, was ein galvanischer Telegraph ist, und wie man durch diesen mit einander sprechen kann.

Aber gewiß sind Euch allerlei Einwendungen eingefallen gegen die Einrichtung des galvanischen Telegraphen, wie ich sie eben angegeben habe.

Vor allem wird es euch sehr fatal vorkommen, daß man einen Draht haben muß, der so lang ist als der Weg, auf welchem man die Nachricht geben will, und daß der Telegraph nicht mehr geht, wenn dieser lange Draht an einer einzigen Stelle abgerissen wird. Das muß ich Euch nun leider wirklich zugeben. Aber eben deßwegen haben wir diesen Telegraphendraht auch längs der Eisenbahn gezogen, daß er von den Bahnwärtern eben so gut als die Eisenbahnschienen selbst überwacht werde, und im Falle er unterbrochen wurde, von diesen gleich wieder reparirt werden kann. *)

Man hat jedoch in neuester Zeit auch Mittel gefunden, der Drahtleitung eine größere Sicherheit zu verschaffen und auch

*) Im Vertrauen, daß muthwillige Verletzungen unterbleiben werden, hat man doch auch da wo zur Zeit noch keine Eisenbahn ist, wie von Salzburg nach München, einen Telegraphen angelegt.

den Apparat, der die Zeichen gibt, vollkommener zu machen, als nach obiger Einrichtung. Dieß will ich jetzt erzählen.

Am besten wäre wohl die Drahtleitung für den Telegraphen gesichert, wenn man sie unter den Boden eingraben dürfte. Aber das geht nicht so ohne weiteres. Denn viele Versuche haben gezeigt, daß dann der galvanische Strom bald aufhört, und das kommt daher, daß ihn die Feuchtigkeit des Bodens ableitet. Will man das vermeiden, so muß der Draht nach seiner ganzen Länge mit einer anderen Substanz umwickelt werden, welche die Ableitung hindert. Unter den vielerlei Stoffen, welche man dazu versucht hat, bleibt ein Baumharz, das erst seit etlichen Jahren in Europa bekannt ist, das beste. Dieser uns neue Stoff heißt Gutta Percha. Er kömmt aus Ostindien, wo er aus einem Baume beim Fällen ausschwitzt und gesammelt wird. Dieser Stoff hat die Eigenschaft, daß er in siedendem Wasser weich und bildsam wie Wachs wird und sich gestalten läßt wie man will, bei der gewöhnlichen Temperatur aber wieder erhärtet wie Sohlleder, auch ungefähr so aussieht und in manchen Fällen so verwendet werden kann. Mit diesem Stoffe umgebene Drähte können unter den Boden gelegt werden, ohne daß sich unterwegs mehr von dem galvanischen Strome verliert, als wenn der Draht durch die Luft gezogen wäre. Diese Sache, die in Preußen erst in dem letzten Jahre im Großen durchgeführt wurde, ist für den galvanischen Telegraphen von unberechenbarem Vortheile, denn jetzt ist man nicht mehr an den Zug der Eisenbahnen gebunden. Man kann die Leitung eben so gut unter eine befahrene Straße eingraben, ja sogar unter den Flüssen fortführen und also alle Wege des Verkehres einschlagen. So hat man gegenwärtig in Preußen schon große, unterirdische Telegraphenleitungen in Wirksamkeit. Eine geht von Berlin bis nach Hamburg. Eine zweite von Berlin über Magdeburg, Hannover, Minden, Köln bis Aachen. Von Deutz nach Köln auf dem Grunde des Rheines in einer 1500 Schuh langen Gelenkkette. Eine dritte geht von Berlin über Wittenberg, Köthen, Weimar, Gotha bis Eisenach, von da einstweilen über der Erde bis Frankfurt. Im Ganzen sind schon an 200 deutsche Meilen von Preußen aus unter den Boden gelegt, und

eine noch viel größere Ausdehnung steht noch dieses Jahr zu erwarten. Denn auch die anderen Staaten, wie Oesterreich, Bayern ꝛc., werden solche Telegraphen unter dem Boden anlegen und sie gegen eine Entschädigung, wie die Briefpost, dem Publicum zu benutzen erlauben. So wird man noch im Laufe dieses Jahres von Triest aus durch den galvanischen Telegraphen direct in Hamburg Fragen stellen können und Antwort bekommen. Was aber dabei das Allermerkwürdigste scheint, ist die Geschwindigkeit, mit welcher der galvanische Strom die allerlängsten Leitungsketten durchläuft. Denkt Euch einmal, der Strom geht so geschwind, daß er von Triest nach Hamburg und zurück noch nicht den zehnten Theil der Zeit braucht, die zwischen zwei Pulsschlägen liegt. Er würde, wenn man im Stande wäre einen Draht um die ganze Erde herumzuziehen, um diesen zu durchlaufen, nur die Zeit zwischen zwei sich folgenden Pulsschlägen brauchen. Daher braucht er für alle in Europa vorkommenden Entfernungen eine kaum bemerkbar kleine Zeit, und daher kann auch die Antwort auf eine Frage durch den galvanischen Telegraphen auf der Stelle wieder da seyn, wenn auch die Orte einige hundert Meilen auseinander liegen. Welchen großen Nutzen eine so schnelle Correspondenz dem Handel gewährt, könnet Ihr nun wohl leicht begreifen.

Ich muß aber doch noch zum Schlusse erzählen, wie sehr man die Apparate zum Zeichengeben vervollkommnet hat. Anstatt des Eisens, das auf dem Tische klopft, hat man einen Hebel angebracht, der auf einen fortbewegten Papierstreifen Punkte eindrückt und also in der oben mitgetheilten Art schreibt. Auf der einen Station, z. B. in Wien, wird also die Klappe bewegt, und auf der andern Station z. B. in Gratz, schreibt der Telegraph die Nachricht bloß dadurch selbst nieder, daß der Hebel Punkte macht, aber diese treffen auf einen Papierstreifen, der beständig fortrückt, so daß die Punkte in einer Linie neben einander erscheinen. Durch die größeren Zeitabstände, die man zwischen dem Niederdrücken der Klappe läßt, entstehen auch größere Abstände zwischen den Punkten auf dem Papiere, und so wird die Schrift erzeugt, die wir oben erklärt haben. Dieses Schreiben durch die Klappe geht bei eingeübten Telegraphisten

so rasch, daß man in einer Minute durchschnittlich siebenzehn Worte zu Papier bringt, also ungefähr eben so viel, als ein geübter Schreiber mit der Feder wieder geben kann. Obiger Schreibapparat ist jetzt allgemein als der zweckmäßigste anerkannt, und auch schon sehr verbreitet. Er ist angewandt bei allen Telegraphenlinien der Vereinigten Staaten in Nordamerika auf einer Länge von nahe an 7000 englischen Meilen. Weniger in England, wo man sich eines unvollkommeneren Apparates bedient, weil er in England erfunden ist. In Deutschland ist er erst zwischen Hamburg und Curhaven in Anwendung. Er soll aber sowohl in Preußen als auch in Oesterreich und überhaupt allenthalben eingeführt werden, da er am schnellsten telegraphirt und die größte Sicherheit gibt. *)

---

2. Von einigen Gewerben.

Alles was der Mensch bedarf, liefert zwar die Natur, allein die meisten ihrer Erzeugnisse muß er zu seinem Gebrauch anders gestalten, oft in ihre Bestandtheile zerlegen, und dieß erfordert Mühe, Geschick und Nachdenken. Der Schöpfer hat aber den Menschen nicht umsonst mit so vorzüglichen Kräften des Geistes und Körpers ausgestattet; es war dem göttlichen Willen gemäß, daß er dieselben anwende, um seinen Zustand zu verbessern und zu veredeln. Das Gebiet menschlicher Thätigkeit ist gegenwärtig außerordentlich groß; in alten Zeiten hatte es einen geringen Umfang, und beschränkte sich bloß auf das Erlangen der dringendsten Bedürfnisse. Die ersten Menschen trieben Ackerbau und Viehzucht. Da sie sich unter einem milden Himmelsstriche und in einer fruchtbaren Gegend befanden, so fiel es ihnen gar nicht schwer, den nothwendigen Unterhalt zu gewinnen. Die Werkzeuge, die sie zu den Geschäften anwendeten, waren höchst einfach. Nachdem sie aber bei ihrer

*) Inzwischen ist dieß hie und da schon geschehen, z. B. auf der Telegraphenlinie von Wien nach München.

wachsenden Anzahl gezwungen wurden auseinander zu ziehen, und oft in fremden, unwirthbaren Ländern mit Mangel und Ungemach zu kämpfen hatten, strengten sie ihre Kräfte an, und erlangten Hülfe durch allerlei Mittel, die sie vorher nicht kannten; sie machten Erfindungen und theilten sie einander mit. Manches Werk unternahmen Viele gemeinschaftlich; dabei war eine geregelte Thätigkeit und ein Vertheilen der Arbeit vonnöthen. Daß einige Verrichtungen eine lange Uebung erforderten, gab zugleich Anlaß zur Entstehung einzelner Gewerbe. Die meisten Erfindungen und Entdeckungen, welche im Alterthum und auch späterhin gemacht wurden, verdankt man dem Zufall; sehr viele, besonders in neueren Zeiten, waren aber auch die Folge von tiefem Nachdenken, und von den Fortschritten in der Naturkunde. — Anfangs machte der Mensch fast alle Arbeiten selbst, dann nahm er Thiere zu Gehülfen, und weiterhin bediente er sich auch des Feuers und Wassers; jetzt gebietet er über ein Heer von Kräften und Werkzeugen zu den mannichfachsten Leistungen.

Eine Kenntniß der verschiedenen Gewerbe ist für Jeden nützlich. Er lernt über die Erzeugnisse des Fleißes, über ihre Entstehung, mühsame Zubereitung und allmähliche Vervollkommung richtiger urtheilen, wird die Menschen, welche oft schwere und mit Unrecht verachtete Arbeiten verrichten, besser schätzen, die Ausdauer und Anstrengungen, nach denen gewisse Handwerker und Künstler erst zur Betreibung ihrer Geschäfte gelangen, mehr würdigen, und endlich einsehen, wie derjenige welcher für Andere thätig ist, zugleich sein eigenes Wohl fördert. — Manche Arbeiten lassen sich nicht gut beschreiben; man lernt sie am besten durch eigene Anschauung kennen; indeß werden doch schriftliche Darstellungen vieles deutlich machen.

Gewinnung und Bearbeitung der Erzeugnisse aus dem Mineralreiche.

Einige Mineralien, als Thon, Lehm, Sand und Mergel, werden ohne alle Kunst von gemeinen Handarbeitern ausgegraben;

andere hingegen erfordern zu ihrer Gewinnung mancherlei kostbare Anstalten, Geschick und Anstrengung. Dahin gehört der Bergbau und das Hüttenwesen. Der erstere bezweckt vorzüglich die Förderung, das letztere die Schmelzung und Veredlung der Erze. Die meisten Erze finden sich in den Spalten und Schichten der Gebirge, und solch ein erzhaltiges Gestein heißt Gangart. Wenn ein Bergwerk angelegt wird, so räumt erst der Bergmann die oben aufliegende Erde weg, und sucht dann in das Gestein einzubrechen, um den Erzgang zu finden. Dieß geschieht durch Feuer, Pulver, oder durch Fimmel und Fäustel.

Das Feuersetzen ist gegenwärtig, weil es viel Holz kostet, wenig gebräuchlich. Mit dem Pulver sprengt man zuweilen Steinmassen von 20 bis 30 Centnern auf einmal los. Da aber dieses Verfahren gefährlich ist, ferner das Gestein klüftig und unsicher macht, so braucht man am gewöhnlichsten die beiden oben erwähnten Werkzeuge. Der Fäustel ist eine Art Hammer mit zwei breiten Schlagflächen; der Fimmel ein acht Zoll langes und einen Zoll dickes, vierkantiges Eisen. Dieses wird auf das Gestein angesetzt und mit jenem Hammer darauf geschlagen. Wenn die Steinart mürbe und schiefrig ist, so geht die Arbeit weniger mühsam von statten, obgleich sie immer viel Geduld, Zeit und Anstrengung erfordert. Gelangt der Bergmann in senkrechten Gruben, welche Schachte heißen, und manchmal einige tausend Fuß tief sind, zu den Erzlagen, so macht er wagerechte Gänge oder Stollen. Ein Schacht, welcher nicht durch ein festes Gestein geht, muß, damit er nicht einstürze, verzimmert werden. Dasselbe nimmt man mit den Stollen vor, die man auch öfters überwölbt oder durch Pfeiler stützt. Häufig verursacht das in die Gruben dringende Wasser viele Beschwerden; es überschwemmt, wenn es nicht herausgeschöpft werden kann, ganze Bergwerke. Der Bergmann entfernt es entweder durch Ableitestollen, oder durch Pumpwerke, zu deren Getriebe man Pferde und Dampfmaschinen anwendet. Auch bringen den Bergleuten große Nachtheile die schädlichen Dünste, die sogenannten bösen Wetter. Zu ihrer Vertreibung gebraucht man mancherlei Maschinen, als Blasebälge und Windladen, oder veranstaltet besondere Luftlöcher, Wetterschachte. — Die gewonnenen Erze

werden auf Karren an die Füllörter gefahren und in Kübeln durch einen Schacht aus der Tiefe herausgebracht, oder, wie der Bergmann sagt, aus der Teufe zu Tage gefördert. — Der vornehmste Beamte ist der Berghauptmann. Unter seinen Befehlen stehen die Oberbergmeister und Bergmeister, welche die Geschäfte der übrigen Bergleute ordnen. Der Markscheider wendet die Meßkunst auf die Gegenstände des Bergwerks an, berechnet die Länge, Breite, Tiefe und Höhe der Gänge und Gruben, und gibt unbekannte Punkte über und unter der Erde an, wo Stollen und Schachte angebracht werden sollen. Die Berggeschwornen haben die Aufsicht über gewisse Abtheilungen des Bergwerks, deren Schachte sie täglich besuchen müssen, damit alles ordentlich zugehe. Aehnliche Dienste verrichten die Obereinfahrer, Nachfahrer und Steiger.

Brechen die Erze nicht in so großen Stücken, daß man schon in der Grube das Gestein losschlagen kann, so werden sie entweder in einem Hause am Schacht, oder in den Hütten von dem groben und tauben Gestein, worin sie stecken, mit einem besonderen Hammer losgehauen und geschieden. Hierdurch sondert man aber bloß die gröberen Theile ab; um besser zu scheiden, hat man andere Hülfsmittel nöthig. Die Erze kommen in Pochwerke, und werden dort zu einem feinen Pulver, Schliche genannt, zerstoßen. Die Pochwerke sind Stampfmühlen, deren starke, vom Wasserrade bewegte Welle Zapfen hat, welche die mit Eisen beschlagenen Pochstempel heben und auf die Erze, die in hölzernen Trögen auf einer eisernen Unterlage ruhen, fallen lassen. Reines, gutes Erz pocht man trocken, schlechtes meist naß. Der Schlich von jenem wird nur noch durchgesiebt, und ist nun zum Schmelzen hinlänglich zubereitet; der vom Wascherz aber muß erst in Schlemmgraben oder auf Waschherden gereinigt werden, wobei alle erdigen Theile mit dem Wasser abgehen. Das Rösten, welches entweder vor, oder nach dem Pochen oder Waschen geschieht, dient dazu, die Erze mürbe zu machen, und den beigemischten Schwefel und Arsenik herauszutreiben. Das ungepochte Erz wird in Roststätten, wo man es schichtweise zwischen Kohlen und Holz legt, und dieses sodann anzündet, der Schlich aber in Brennöfen geröstet. Nun

erst kommt das Erz in den Schmelzofen, worin sich das Metall von den übrigen fremden Theilen vollends absondert. Um das Fließen des Metalles zu befördern, braucht man noch einen Zusatz von Kalk, Flußspath, Quarz oder andern Mineralien. Alle Oefen zu diesem Zwecke müssen starke Brandmauern haben und in der Nähe eines Wassers stehen, welches das hier erforderliche Gebläse treibt. Nach einer Schmelzung erhält man noch kein reines Metall, sondern ein Gemisch von mehreren. So ist z. B. in vielen Silbererzen Silber mit Blei, Schwefel und Erden enthalten. Beim ersten Schmelzen fliegt der Schwefel davon, das Erdige geht in den Schlacken ab, und das zurückgebliebene Metall, welches Rohstein heißt, besteht jetzt aus Silber und Blei. Dieser Rohstein wird nun noch einmal geschmolzen und einer starken Hitze ausgesetzt, in der sich das Blei zu Asche brennt, das Silber aber gereinigt zurückbleibt.

Gewinnung des Kupfers.

Da die meisten Kupfererze mit Schwefel und mehreren Metallen vermischt sind, so ist ihr Hüttenbetrieb nicht leicht. Gewöhnlich werden sie zuvor einigemal geröstet, nachher zerschlagen und in Hohöfen ausgeschmolzen. Das Erzeugniß der ersten Schmelzung nennt man Rohkupfer. Dieses wird in kleine Stücke zerstoßen, geröstet und wiederum geschmolzen. Nun ist ein reines Metall da, das schwärzlich aussieht, und deßhalb Schwarzkupfer heißt. Dann kommt das Schwarzkupfer mit einem Zusatz von Blei nochmals in den Schmelzofen und gibt, nachdem es durch ein heftiges Feuer von allen fremden Theilen und Schlacken befreit worden, das reine oder Gahrkupfer. — Auf dem Kupferhammer, einer Hütte, in welcher schwere Hämmer durch Wasser gehoben werden, schlägt man aus dem Metalle grobe Bleche für die Kupferschmiede, oder gießt daraus Tafeln zu mancherlei Gebrauch. — Mit dem Kupfer vermischt man häufig andere Metalle und bildet dergestalt ein künstliches, als Tombak, Prinzmetall und Messing. Letzteres wird aus Kupfer und Zink in den Messingbrennereien bereitet. Das Verhältniß der Mischung ist verschieden, gewöhnlich nimmt man

mehr Kupfer als Zink. Das Gießen der Messingplatten geschieht zwischen 2 steinernen Tafeln. Bei einem vollständigen Messingwerke befinden sich außer der Brennerei noch ein Blechhammer und ein Drahtzug. In der Drahthütte wird das Messingblech durch große, vom Wasser bewegte Scheeren zu schmalen Bändern, Zaine genannt, zerschnitten. Die Zaine werden an dem einen Ende spitzig gefeilt, auf die Ziehbank gebracht und durch die trichterförmigen Löcher einer stählernen Scheibe gezogen. Die große, dazu gehörige Kraft kommt gleichfalls von dem Wasser, welches eine Zange treibt, die den Zain ergreift und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt durch die enge Oeffnung zieht. Der Draht geht nach und nach durch immer kleinere Löcher der Scheibe und wird mit jedem Durchzuge länger und dünner. Auf ähnliche Weise verfertigt man auch den Eisendraht.

Gewinnung des Bleies.

Die Bleierze werden meist ungeröstet und ohne Zuschlag bei mäßigem Feuer ausgeschmolzen. Das Metall gießt man in Blöcke, oder walzt es zu Platten, von denen man die stärkeren zum Decken der Gebäude, zu Röhren, die dünnen zur Befestigung der Fensterscheiben und zum Einpacken mancher Waaren gebraucht. Sonst verfertigt man daraus Kugeln, Schrot, Gewichte, und benutzt es zur Befestigung der Eisenwerke in den Steinen, zum Löthen, und, wie schon erwähnt worden ist, zum Ausscheiden der Metalle. Das Blei liefert auch den Stoff zu besonderen Erzeugnissen. Dahin gehören die Bleiasche, die Glätte, welche zu Glasuren, die Mennige und das Bleiweiß, die als Farben dienen. Sie sind sämmtlich Metallkalke, und man bekommt die drei ersteren durch das Brennen, das letztere durch Auflösung des Bleies mittelst der Essigdämpfe.

Gewinnung des Eisens.

Die Behandlung der Eisenerze hängt von ihrer Beschaffenheit ab. Die kieshaltigen stürzt man mehrere Monate, oft

Jahre lang auf Halden, damit der Kies verwittere; die, welche viel Sand und Thon bei sich führen, werden gewaschen, einige noch vorher geröstet. Zuschläge zur Beförderung des Flusses sind Kalkstein, Quarzsand, Thonschiefer, Basalt. Der Hohofen, welcher die Gestalt eines abgestumpften Kegels, sehr feste Mauern und eine Höhe von 40 bis 50 Fuß hat, wird schichtenweis mit Kohlen und Erzen gefüllt. Anfangs unterhält man ein schwaches Feuer, nachher verstärkt man es allmählich zu einem bestimmten Grade durch das Gebläse. Die Erze kommen nach und nach ins Glühen und senken sich; von oben werden aber neue Lagen eingetragen. Vor dem unteren Raume gelangen das Roheisen und die zu Schlacken zusammengeschmolzenen Erden in dünnen Fluß, und sondern sich ab, indem sich das Eisen unten sammelt, die Schlacken aber oberhalb abgehen. Ist das Behältniß gefüllt, so wird das Metall durch eine Oeffnung abgelassen, damit es in eine Sandrinne laufe, und dort erkalte, wonach es ein mehrere Centner schweres Stück Gußeisen bildet. Bei manchen Hohöfen befinden sich Eisengießereien; daselbst werden Platten, Mörser, Kessel, Töpfe und andere Gefäße in Formen von Sand oder Lehm gegossen. Sonst kommt das Roheisen auf die Hütte, wo man es durch Schmelzen und Hämmern von den Schlackentheilen befreit und in Stabeisen verwandelt. — Der Stahl ist ein vorzüglich gutes, durch künstliche Bereitung verfeinertes, hartes, dehnbares und biegsames Eisen, das einen weißen, körnigen Bruch hat, und am Feuerstein Funken sprühet. Er ist von außerordentlichem Nutzen, besonders zu schneidenden, stechenden und feilenden Werkzeugen, zu elastischen Federn, zu Stempeln, Walzen u. s. w. Legt man dünne Stangen von gutem Eisen, mit Kohlenpulver bestreut, in wohlverkittete, eiserne oder irdene Kasten, und erhitzt sie mehrere Tage lang, so erhält man den Brennstahl. Aus guten Eisenerzen kann man nach sorgfältiger Schmelzung den Gußstahl bekommen. Ein sehr gehärteter Stahl muß aber bis auf einen gewissen Grad wieder weicher gemacht werden, damit er seine zu große Sprödigkeit verliere. Man erwärmt denselben nämlich über einem mäßigen Kohlenfeuer, nachdem man ihn, um seine Farben

besser beobachten zu können, vorher auf einer Seite angeschliffen hat. In der Hitze läuft er nun zuvor gelb, dann braun, roth, blau und zuletzt grau an. Bei der ersten Farbe ist er am härtesten, bei den übrigen wird er allmählich etwas weicher; bei der grauen ist er schon zu weich geworden, um in diesem Zustand noch brauchbar zu seyn. Taucht man glühenden Stahl in siedendes Oel, so soll er seine Sprödigkeit so weit verlieren, daß er für die meisten Stahlwaaren geeignet ist. — Die Erfindung des Stahles ist sehr alt und wahrscheinlich von den Kalyben, einem Volke in Cappadocien, gemacht worden. Die Griechen wußten vorzüglich gute stählerne Degenklingen und andere Waffen zu schmieden. Den besten Stahl bereiten gegenwärtig die Japaner, Indier und die Engländer. Außerordentlich berühmt ist der zu Damaskus in Syrien erfundene. Die daraus gefertigten Klingen sind so hart, daß man mit ihnen einen fingerdicken Nagel ohne allen Schaden der Schneide durchhauen kann.

Bearbeitung des Kobalts.

Der Kobalt wurde zwar immer als ein Erz betrachtet, allein das eigentliche Metall wußte man früher daraus nicht zu ziehen. Dieß gelang erst 1733 dem Scheidekünstler Brand. Von dem Kobaltmetall, welches eine matte, ins Graublaue fallende Farbe hat, hart und klingend, aber dabei spröde ist, weiß man bis jetzt noch keinen sonderlichen Gebrauch zu machen. Viel wichtiger ist dagegen die Bereitung einer blauen Farbe, der Schmalte, aus dem Kobalt, die Christoph Schürer, ein Glasmaler zu Schneeberg im Erzgebirge, um die Mitte des 16. Jahrhunderts erfand. Er versuchte einige glänzende Stücke Kobalt, wie man sie bis dahin immer als unnütz weggeworfen hatte, in seinem Glasofen zu schmelzen; und siehe da! er erhielt zu seiner großen Freude ein schönes blaues Glas. Er fing nun an dieses Glas zum Gebrauch für die Töpfer zu verfertigen, und mit einer Handmühle in feines Pulver zu verwandeln. Die Waare fand Absatz, und Schürer gründete später in Schneeberg ein großes Blaufarbenwerk. Solche Werke entstanden

dann auch in Böhmen und Schlesien. — Die Schmalte gewinnt man auf folgende Art: Man vermengt den gerösteten und gepochten Kobalt mit Potasche und fein zerstoßenem Quarz. Diese Mischung wird in feuerfesten Tiegeln geschmolzen, der glühende Fluß mit eisernen Kellen herausgeschöpft und in kaltes Wasser gegossen, wo er sich als blaue Glasklumpen niedersenkt. Das Glas bringt man nachher unter die Stempel des Pochwerks, stampft es zu Pulver und macht aus demselben in einer besonderen Mühle ein feines Mehl. Dieses schüttet man in Fässer, gießt reines Wasser darüber und rührt es einige Minuten um, bis sich das Gröbste gesetzt hat. Hierauf läßt man das trüb gewordene Wasser von oben ab in ein zweites Gefäß, dann wieder in ein drittes und viertes, so daß die Farben in jedem folgenden einen zartern Bodensatz bilden, und nothwendig verschiedene feinere und gröbere Arten entstehen müssen. Nach einiger Zeit wird das Wasser abgeleitet, die auf dem Boden befindliche Farbe getrocknet, mit Walzen zerdrückt, gesiebt und zum Verkauf eingepackt. Die Schmalte dient bekanntlich zum Bläuen der Wäsche, zum Malen, sowie zur Verfertigung künstlicher Edelsteine und gefärbter Gläser.

Gewinnung einiger Salze.

Das gewöhnliche Salz befindet sich in manchen Gegenden der Erde als sogenanntes Steinsalz. Außerordentlich viel Salz ist aufgelöst im Salzwasser. Man denke nur an das Wasser des Meeres, aus dem man Salz bereiten kann. Und wie viele Salzquellen gibt es nicht auf der Erde! Das Wasser solcher Quellen, Soole genannt, ist es hauptsächlich, woraus wir unser Küchensalz auf den Salzwerken oder Salinen sieden. Man füllt dort die Soole in große Pfannen von Eisenblech und läßt sie unter beständigem Abschäumen scharf kochen, bis sich auf der Oberfläche derselben Salzkörner zeigen. Nun wird das Feuer gemäßigt, das Wasser dünstet immer mehr ab, und das Salz fällt in Krystallen zu Boden. Man nimmt es mit hölzernen Schaufeln heraus, und füllt es zum Abtröpfeln in kegelformige Körbe. Nach diesem kommt es in eine erwärmte

Darrstube, wo man es auf Bretter schüttet und trocknet. Gutes Kochsalz muß weiß, fest und dicht seyn, leicht zergehen, klares Wasser nicht trüben, und, auf glühende Kohlen geworfen, stark knistern.

Der Vitriol ist ein scharfes Salz von herbem Geschmack. Es gibt mehrere Arten, grünen, blauen und weißen. Der erste wird meist aus Schwefelkies, der zweite aus Kupferkies, der dritte aus zinkhaltigen Erzen bereitet. Die Erze läßt man erst verwittern, oder röstet sie, thut sie dann in große Fässer, gießt heißes Wasser darauf und rührt sie öfter um. Nach 30 bis 40 Stunden hat das Wasser die darin enthaltenen Salztheile ausgezogen, und gibt eine Lauge. Diese gießt man zur Abklärung in andere Fässer und leitet sie daraus nach einer bleiernen Pfanne, um sie dort zu sieden. Wenn die Lauge so weit eingekocht ist, daß ein Tropfen derselben auf kaltem Holz bald Krystalle anschießt, so schüttet man sie zur allmählichen Abkühlung in eine Kühlpfanne und von da in hölzerne Fässer, worin kleine Stäbchen befestigt sind, auf welche sich der Vitriol anlegt. Die Vitriole dienen zur Verfertigung der Dinte, zu Farben, besonders aber zur Bereitung der Vitriolsäure, welche von mannichfachem Nutzen ist. — Der Alaun wird eben so wie der Vitriol erzeugt. Zuerst kommt es darauf an, die Alaunerze auszulaugen und dann, daß sich durch Absieden der Lauge das Salz in Krystallen ansetze.

Der Salpeter hat einen bitterlich salzigen Geschmack, schmilzt im Feuer und verpufft auf glühenden Kohlen. Bei uns kommt er selten in der Natur rein vor; aber in China und Ostindien ist er häufig. In Europa erhält man ihn aus einer künstlich zubereiteten Erde. Zur Gewinnung derselben wählt man einen freien Ort, welcher Thonboden hat, errichtet dort einen geräumigen Schuppen mit dichtem Dache und Klappen, bringt darunter ein Gemenge von Moorerde, Gassenkoth, Schlamm, Schutt, Abfälle von Thieren und Gewächsen in rundliche Haufen, die man durch hineingesteckte Reiser locker erhält und von Zeit zu Zeit mit Mistwasser befeuchtet. So bildet sich nach etwa zwei Jahren der Salpeter, dessen Gegenwart der bittere Geschmack und das Beschlagen der Erde andeuten. Ist die Erde hinlänglich vom Salpeter gesättigt, so kommt sie in Büt-

ten, welche über dem untersten noch einen durchlöcherten Boden haben. Auf den obern Boden wird die Erde mit Asche und etwas ungelöschtem Kalk geschichtet, und Wasser darauf gegossen. Hat dieses 12 Stunden darüber gestanden, so öffnet man den am unteren Boden angebrachten Zapfen, und läßt die klare Lauge in darunterstehende Fässer, Sümpfe genannt, laufen. Die erste Lauge ist noch nicht stark genug; sie wird deßhalb aus den Sümpfen von neuem auf frische Salpetererde gelassen. Je reicher die Erde an Salpetergehalt ist, desto leichter geht das Sieden von statten, das in einem tiefen kupfernen Kessel vorgenommen wird. Sobald die Flüssigkeit stark eingekocht ist, gießt man sie in hölzerne Gefäße, welche Wachsgefäße heißen, weil sich der Salpeter darinnen ansetzt oder wächst. Nach 2 Tagen wird das Wasser abgelassen, der Salpeter herausgenommen, an der Luft getrocknet, nochmals eingekocht, geläutert und zum Aufschießen gebracht. Das letztere Geschäft heißt Raffiniren, und man wiederholt es wohl noch einmal wenn man ganz reinen Salpeter bekommen will. Die Benutzung des Salpeters ist mannichfach. Man braucht ihn bei der Reinigung der edlen Metalle, als Flußmittel, zur Bereitung feiner Gläser, vorzüglich aber zur Verfertigung des Schießpulvers und Scheidewassers.

Bearbeitung der Steine.

In Hinsicht auf den Gebrauch werden die Steine in gemeine und edle eingetheilt. Ein Ort, wo erstere herausgefördert werden, heißt ein Steinbruch. Man bricht gewöhnlich den Sandstein, Gyps, Kalk, Marmor, Serpentin, Porphyr, Schiefer und Granit zur Pflasterung der Straßen, zum Bauen, zu Mühl- und Schleifsteinen und zu verschiedenen Gefäßen. Dergleichen Steine werden mit eisernen Stangen oder Keilen abgelöst, oder durch Pulver gesprengt. Das Spalten mancher Steine, wie des Thonschiefers zur Dachbedeckung und zu Schiefertafeln, geschieht ohne große Mühe. Die Arbeit wird nämlich gleich nach dem Brechen vorgenommen, weil sie später, wenn die Feuchtigkeit des Steines verdünstet, lange nicht so

gut geht. Den größern Block schlägt man erst mit einem starken Hammer in Stücke von erforderlicher Größe. Nun stellt der Arbeiter ein solches Stück auf den Balken, vor welchem er sitzt, lehnt es etwas schräg gegen ein ledernes Kissen, und spaltet hierauf mit Meißel und Schlägel eine Tafel nach der andern. Zuletzt nimmt er einen zugespitzten Hammer und haut die Ränder der Tafel zurecht. — Flintensteine werden durch Klopfen mit Hämmern gebildet, und zwar so schön, als wenn sie geschliffen wären. Der an beiden Enden scharfe Meißel ist in einem Klotze befestigt. Die Hämmer sind zum Theil stumpf, zum Theil spitzig. Zuvor wird der Stein durch den stumpfen Hammer zerstückelt, und nachher vermöge des Spitzhammers in kleinere Stücke zerspalten. Jedes Stück erhält über der Schneide des Meißels, an die man es hält, einen Schlag. Ein Arbeiter kann auf diese Weise in drei Tagen tausend Flintensteine zurichten. Nicht jeder Feuerstein ist zum Feuergewehr geeignet; die besten liefert Frankreich. Diese haben einen ebenen Bruch, sind gelblichbraun und durchsichtig. — Zuweilen werden Steine, als Marmor, in Steinsägmühlen, die fast sowie die Brettmühlen eingerichtet sind, zu Platten geschnitten. Die Säge hat dabei keine Zähne und reibt mehr als sie schneidet. Manche Steine, wie Serpentin, drechselt man, und macht daraus Mörser, Näpfe, Schüsseln, Federscheiden, Dintenfässer und andere Sachen. Einige Steinarten erhalten durch Schleifen und Poliren einen schönen Glanz und lebhafte Farben. Für die weniger kostbaren hat man Schleifmühlen, als für Achate, Karniole, Jaspise und Chrysoprase. Die Edelsteine bearbeitet der Steinschleifer. Dieß geschieht auf dem Schleiftische, in welchem sich eine Scheibe von Zinn, Kupfer oder Eisen befindet, die der Arbeiter mit dem Fuße drehen kann. Bei weicheren Steinen wird Schmirgel und Baumöl, bei ganz harten Diamantpulver über die Schleifsteine gestrichen.

Kalkbrennerei.

Das Brennen des Kalksteins unternimmt man am vortheilhaftesten in Oefen, wiewohl man sich auch zu diesem

Zwecke der Gruben zu bedienen pflegt. Die Kalköfen sind gewöhnlich von einer länglich viereckigen Gestalt und verschiedener Höhe. Sie müssen sehr feste Mauern haben, wenn sie nicht von der Hitze zersprengt werden sollen. Zur Feuerung braucht man Holz oder Steinkohlen. Vor dem Brennen füllt man den ganzen inneren Raum des Ofens mit Kalksteinen an, so daß sie schichtenweise über einander liegen. Anfangs unterhält man ein gelindes Feuer, bis sich der schwarze Rauch verliert; verstärkt es aber allmählich und setzt die Steine der höchsten Glut aus, welche ununterbrochen 3 bis 4 Tage lang dauert. Nach und nach geht die Farbe des Rauches von der schwarzen zur bläulichen und endlich zur weißen über. Dieß ist das Zeichen, daß die Steine gahr sind. Beobachtet man sie durch die Mündung des Ofens, so sehen sie einer lockeren Baumwolle ähnlich. Nun verstopft man alle Löcher und erstickt dergestalt die Glut. Nach einigen Tagen öffnet man den Ofen und nimmt die Steine heraus, welche durch diese Behandlung fast die Hälfte ihres früheren Gewichtes verloren haben und leicht zerreiblich geworden sind. Der gebrannte Kalk heißt lebendiger oder ungelöschter. Gießt man Wasser auf denselben, so dampft und brauset er, zerfällt und wird zu einem weißen Brei. Nun wird er gelöschter Kalk genannt und in Gruben oft viele Jahre hindurch aufbewahrt. So dient er zur Bereitung des Leders, der Seife, zur Färberei, und vor allem, mit Sand und Wasser vermischt, als Mörtel.

Die Ziegelei.

Die Erfindung künstliche Steine zu verfertigen, verliert sich in die frühesten Zeiten. Doch ließen die Alten ihre Ziegeln nicht brennen. Die Vortheile, welche uns diese künstlichen Bausteine gewähren, sind überaus wichtig, da sie theils den Mangel der natürlichen ersetzen, theils von jeder beliebigen Form gemacht werden können. Der Lehm, aus dem Ziegel gemacht werden, darf weder zu fett, noch zu mager seyn und keinen Kalk enthalten. Am besten läßt er sich behandeln, wenn er ein oder mehrere Jahre in freier Luft gelegen und ausge-

wittert ist. Zuerst wird er in einer mit Brettern ausgeschlagenen Grube eingeweicht und darauf durchknetet, wobei man ihn auch, wenn es nöthig ist, mit Sand vermischt. Zu dieser Arbeit, welche gewöhnlich durch Treten, oder mittelst gewisser Werkzeuge, als Hacken und Schaufeln, verrichtet wird, bedient man sich auch der Thonmühle. Wenn die Masse gehörig durchgearbeitet ist, bringt man sie in hölzerne oder eiserne Formen, die nur vier Seitenwände haben, macht die obere Seite mit einem Streichholze glatt, kippt das Geformte auf ein mit Sand bestreutes Brett aus, und läßt es unter einem Schuppen trocknen. Sodann kommen die Ziegeln in den Ofen, wo sie etwa 5 Tage lang gebrannt werden. Sonst brennt man sie auch in Feldöfen, die von ausgetrockneten Steinen mit Schürherden und Zuglöchern aufgeführt werden. Die mehr oder weniger rothe Farbe der Ziegelsteine ist die Folge des reichern oder ärmern Eisengehaltes im Thone, der aber auf die Beschaffenheit der Ziegeln keinen wesentlichen Einfluß hat. Die dauerhaftesten Ziegeln sind diejenigen, welche durch und durch verschlackt sind und stark klingen.

Verfertigung der gemeinen und feineren irdenen Waaren.

Der Töpfer macht aus einem fetten, zähen, meist graublauen Thone, der oft noch einen Zusatz von Sand verträgt, die gewöhnlichen Koch-, Eß- und Trinkgeschirre. Der beste Thon ist der geschmeidige, welcher in der Luft beim Austrocknen nicht zu stark schwindet, und sich, ohne zu schmelzen, hinreichend hart brennt. Die Kunst des Töpfers beruht nun darauf, den Thon durch die gehörige Vermengung mit Sand zuzubereiten, die mit Wasser in einen Teig verwandelte Masse durchzukneten und zu säubern, dann die Gefäße daraus zu bilden, dieselben zu trocknen, hart zu brennen, zu glasiren und allenfalls auch zu bemalen. Der eingeweichte Thon wird getreten, mit einem hölzernen Schlägel zusammengeschlagen, und durch ein großes, gekrümmtes Messer zu dünnen Scheiben geschnitten, die man wieder zusammenballt, und abermals schlägt und zerschneidet. Die dabei gefundenen Steinchen, oder andere, fremde Körper,

wirft der Arbeiter heraus. Ist dieß nun aufs beste geschehen, so wird die Bildung der Geschirre aus dem teigartigen Thone entweder durch Drehen auf der Scheibe, oder durch Formen vorgenommen. Sind die fertigen Sachen in der Luft an einem schattigen Orte, oder durch Ofenwärme gut getrocknet, wasserhart oder windtrocken geworden, so kommen sie zum Brennen in den Töpferofen. Vorher aber erhalten die trockenen Geschirre noch einen Ueberzug aus einem leicht schmelzbaren Gemisch mineralischer Stoffe, das als ein dünner Brei aufgetragen und in Feuer zur Glasur wird. Am öftesten gebraucht man dazu Bleiglätte, die jedoch, wenn sie nicht gut auf den Gefäßen eingeschmolzen worden ist, abfällt, von manchen Speisen und Getränken aufgelöst und der Gesundheit nachtheilig werden kann. Dieser Ursache, und überhaupt des Mißtrauens wegen, das man gegen Glasur aus Blei und Kupfer hat, ist längst eine ganz unschädliche gewünscht worden. Man kann sie erhalten aus 4 Theilen Soda und 5 Theilen weißem eisenfreien Sande. Das Gemenge dieser beiden sehr fein gepulverten Stoffe wird in einem inwendig mit Kreide ausgeriebenen, sehr dichten Tiegel der stärksten Hitze eines Töpferofens ausgesetzt und zu einer Art Glas geschmolzen, das man wieder so fein als möglich pulvert, und dann wie die Bleiglätte anwendet. Eine solche Glasur wird weder von Salzen noch von Säuren angegriffen. — Eine feinere irdene Waare ist die Fayance, welche man in eigenen Fabriken verfertigt. Sie hat ihren Namen von Faenza in Italien, wo man sie früher vorzüglich gut zu machen verstand. Es gehört dazu ein besserer, geschlämmter, wohl zubereiteter Thon, der sich weiß oder gelblich brennen läßt. Auf das sorgfältigste Durcheinanderkneten der Masse folgt die Bildung der Gefäße daraus; bei den runden auf der Töpferscheibe, bei manchen durch Eindrücken in Formen, oder aus freier Hand. Nach dem Trocknen werden die Geschirre in feuerfeste, rauchschützende, thönerne Kapseln eingeschlossen, und im Ofen halbgahr gebrannt. Der Ofen besteht aus drei übereinander befindlichen Abtheilungen, in deren unterster man das Feuer unterhält und die Kapseln

brennt, in den beiden obersten aber die Geschirre. Durchlöcherte Böden verbinden die Abtheilungen so mit einander, daß das Feuer überall gehörig durchstreichen kann. Hierauf läßt man die Waare erkalten, nimmt sie heraus, überzieht sie mit der Glasurmasse, die man aus einem Schmelzglase bereitet, und bringt sie, von Kapseln umschlossen, wieder in den Ofen, um sie vollends gahr zu machen. — Die schönste, aber auch kostbarste irdene Waare ist das Porzellan, das sich vor jedem anderen irdenen Erzeugnisse durch eine blendende Weiße, eine reine, glatte, glänzende Oberfläche, eine eigenthümliche Halbdurchsichtigkeit, einen glasartigen Bruch, und eine kunstvolle Malerei mit den lebhaftesten Farben auszeichnet. Es kann zugleich die schnellste Veränderung der Wärme und Kälte ertragen, schmilzt im heftigsten Ofenfeuer nicht zusammen und gibt einen schönen Klang. Das europäische Porzellan ist etwa 138 Jahre alt. Früher kannte man bloß chinesisches. Jenes ist von einem Apotheker in Sachsen, Böttcher, durch Zufall erfunden, und die erste Porzellanfabrik 1710 auf dem Schlosse zu Meißen gegründet worden. Böttcher wurde für seine wichtige Erfindung zum Reichsfreiherrn ernannt. Obgleich aus der Art der Verfertigung in Sachsen ein tiefes Geheimniß gemacht, und die Ausführung des dasigen Thons selbst bei Todesstrafe verboten wurde, so glückte es doch durch Nachdenken und mühevolle Versuche mancher geschickten Männer, auch in anderen Staaten nach und nach Porzellan zu erzeugen, das an Güte und Schönheit dem Meißner oft sehr nahe kam, im Einzelnen dasselbe zuweilen noch übertraf. Zum Porzellan ist eine reine, magere, sich weißbrennende Thonerde vonnöthen. Diese wird mit Kieselerde vermischt; man muß also guten Sand und Quarz haben. Nun bedarf man noch eines gehörigen Schmelzungsmittels; dazu dient entweder Fraueneis, oder recht weißer, verwitterter Feldspath. Diese Stoffe werden zerrieben, mit Beihülfe von Wasser unter einander gemengt, und in einen derben Teig verwandelt, woraus dann die Sachen fast so, wie bei der Fayance erwähnt wurde, gebildet, getrocknet und gebrannt werden.

Die Glashütte.

Das Glas ist eins der wichtigsten Kunsterzeugnisse. Ohne dasselbe entbehren wir nicht allein so mancher Trink- und anderer Gefäße, sondern auch der Fensterscheiben, der Spiegel, der Brillen, der Vergrößerungs- und Ferngläser, der Barometer, Thermometer und vieler Schmucksachen. Die Erfindung des Glases soll den alten Phöniciern angehören. Die Geschichte erzählt: phönicische Kaufleute, die mit Salpeter handelten, hätten am Ufer des Flusses Bellus Fleisch kochen wollen, und dabei sich, in Ermangelung der Steine zur Unterstützung des Topfes, einiger Salpeterstücke bedient. Da hätten sie denn eine glühende Flüssigkeit bemerkt, die nach dem Erkalten Glas gewesen sey. Diese Erscheinung soll das Feuer veranlaßt haben, welches durch Hülfe des Salpeters den Sand schmolz. Sehr selten war in den uralten Zeiten das Glas, und deßhalb fast so theuer wie Gold. In den ersten christlichen Jahrhunderten kam es schon mehr vor. Damals gab es Glasfenster, aber von gefärbtem Glase und nicht in Wohnhäusern, sondern in Kirchen. Erst im vierzehnten Jahrhundert sah man zuweilen Fenster von weißem Glase. Venedigs Glasfabriken waren damals die berühmtesten in Europa; später mußten sie mit den böhmischen, englischen und französischen ihren Ruhm theilen. Die Hauptstoffe des Glases sind Kieselerde und Salze, welche letztere den Fluß der ersteren befördern. Je reiner die Kieselerde ist, desto schöner fällt das Glas aus. Am reinsten befindet sie sich im Quarzkrystall, den man gleichsam als natürliches Glas ansehen kann. Aber auch andere Quarzarten und der Sand enthalten die Kieselerde in einem hinlänglich reinen Zustande. Die Salze, welche man gebraucht um den Quarz zum Fließen zu bringen, sind: Potasche, Kochsalz, Soda und Salpeter. Zu weißem Glase hat man außerdem noch eigene Entfärbungsmittel nöthig, um es möglichst weiß herzustellen, als Braunstein, Schmalte, Arsenik und Kohlenpulver; jedoch dürfen sie nur in geringer Menge beigegeben werden. So spröde und zerbrechlich das erkaltete Glas ist, so zähe und dehnbar ist das glühende; und eben auf dieser Zähigkeit beruht die Kunst, daraus so viele hohle und andere Sachen zu verfertigen. Durch

Hülfe eines Blaserohrs kann man auf ähnliche Art, wie man Seifenblasen macht, das Glas zu großen, hohlen Körpern blasen, und so lange es noch weich ist, dasselbe mit Zangen und anderen Werkzeugen, gleich dem Wachse, zu allen möglichen Gestalten drücken und biegen; es läßt sich mit Scheeren und Messern schneiden und sogar zu dünnen Fäden spinnen. Die vorbereiteten und wohldurchmengten Bestandtheile des Glases, Fritte genannt, kommen in einen Schmelzofen, der inwendig mit einem erhabenen, gemauerten Rande versehen ist, auf den die zwei Fuß hohen Schmelztiegel, Häfen, gesetzt werden. In der Mitte brennt Tag und Nacht auf dem Herde ein starkes Feuer, und vor jedem Hafen ist in dem Ofen eine Oeffnung. Zwei bis drei Tage sind erforderlich, bis die Masse völlig flüssig und hell wird, worauf das Blasen beginnt. Es gehört zu dieser Arbeit die Pfeife, ein eisernes, 3 bis 4 Fuß langes Rohr mit einem hölzernen Griffe. Der Arbeiter taucht den Knopf der Pfeife durch die im Ofen befindliche Oeffnung in das flüssige Glas, holt, so viel er braucht, damit heraus, streicht die Glasmasse mit einem Eisenbleche fester an, und wälzet den Klumpen auf einem Steine zu einer Kugel. Nun bläst er in das Rohr, dehnt die Glaskugel aus, schwingt die Pfeife mit derselben in der Luft, und verwandelt dadurch die Blase in einen länglich runden Körper. Erkaltet die Glasmasse während der Arbeit, so hält er sie so lange im Ofen, bis sie wieder weich geworden ist. Das Blasen und Schwingen wird wiederholt, bis die Glasblase die Gestalt hat, aus der sich leicht ein Gefäß durch Drehen, Biegen und Schneiden mit eisernen Werkzeugen bilden läßt. Ist die Glaswaare fertig, so darf sie nicht sogleich in freier Luft bleiben, sonst würde sie zu spröd und unhaltbar; sie muß erst in den Kühlofen gesetzt werden, und dort bei einer mäßigen Wärme allmählich erkalten.

Kunsterzeugnisse aus dem Pflanzenreiche.

Bereitung des Mehles.

Man gewinnt das Mehl aus dem Getreide auf Mühlen, die mehrentheils der Wind oder das Wasser in Gang setzt.

Die Mahlmühlen haben zum Zerreiben der Körner zwei Steine. Der obere, welcher sich beim Mahlen dreht, heißt der Läufer, der untere, unbeweglich liegende, der Bodenstein. Beide sind mit einer hölzernen Einfassung umgeben und über derselben steht ein großer Kasten, in dem sich das Getreide befindet, und aus dessen Oeffnung es durch das Loch des oberen Steines auf den unteren fällt. Mittelst der kreisförmigen Bewegung des Läufers, welcher so gestellt ist, daß noch ein kleiner Raum zwischen ihm und dem Bodensteine bleibt, werden die Körner zermalmt, dann in den Beutel gestoßen. Dieser ist schräge im Mehlkasten ausgespannt. Während das Gemahlene durch den immerfort gerüttelten Beutel hinläuft, wird das Mehl ausgesiebt, das Gröbere aber, das nicht durchfallen kann, kommt in den Vorderkasten, von wo aus man es mehreremale wieder aufschüttet und durch den Beutel wie zuvor gehen läßt. Was zuletzt in den Vorderkasten läuft, ist Kleie. Man kann annehmen, daß 100 Pfund Getreidekörner 77 bis 81 Pf. Mehl geben, die übrigen 19 bis 23 Pf. machen die hülsigen und faserigen Theile aus. Unreifes und feuchtes Getreide liefert schlechtes klebriges Mehl, das eine ungesunde Speise abgibt. Das Zermalmen des Getreides durch die Mühlsteine muß mehr ein Zerschneiden von den scharfen Steintheilchen, als ein Zerdrücken seyn, wenn man gutes Mehl erhalten will. Letzteres fällt immer besser aus, je geringer der Druck ist, den der Läufer auf das Getreide ausübt.

Die Stärkebereitung.

Die Stärke, welche man zu Backwerken, zu Kleister und zum Steifen der Wäsche verbraucht, wird meist aus Weizen, zuweilen aus anderen Getreidearten, auch aus Kartoffeln verfertigt. Zuerst wäscht man den Weizen in einem Troge mit reinem Wasser, um ihn von sandigen, erdigen und ähnlichen Schmutztheilen, so wie von tauben Körnern zu befreien. Dann gießt man reichlich Wasser über denselben und läßt ihn mehrere Tage darin, bis er ganz durchweicht ist. Hierauf wird das Wasser abgegossen, die gequollenen Körner getreten, oder zwi-

schen hölzernen Walzen zerdrückt. Zu dem im Gefäße befindlichen zerquetschten Getreide thut man so viel Wasser, daß daraus ein dünner Brei entsteht, den man an einem warmen Orte etwa acht Tage stehen läßt. So kommt das Ganze in Gährung, wobei sich die klebrigen und schleimigen Theile vom Stärkemehl absondern. Jetzt legt man ein schmales Brett oder ein paar dünne Stäbe über die Bütte, setzt ein blechernes Sieb darauf, schöpft den Brei hinein und drückt ihn im Siebe kräftig mit den Händen aus. Die Stärke läuft dann sammt dem Wasser durch die Löcher des Siebes in die Bütte zurück; die ausgedrückten Ballen aber bringt man noch einmal zwischen die Walzen, quetscht sie wieder, drückt sie zum zweitenmale und legt sie endlich als Viehfutter bei Seite. Das Stärkemehl fällt in der Bütte bald zu Boden. Hat es sich dort ordentlich gelagert, so zapft man das darüberstehende saure Wasser ab, gießt frisches darauf, rührt damit den Bodensatz um, und läßt ihn noch einmal durch ein Sieb in eine zweite Bütte laufen. Auch in dieser muß das Satzmehl sich wieder auf dem Boden lagern, wornach das Wasser abgegossen, und so mehreremale mit dem Waschen und Umrühren fortgefahren wird, bis die Stärke von allen fremden Stoffen befreit worden ist. Zuletzt bringt man den Bodensatz in grobe leinene Säcke und mit denselben unter eine gewöhnliche Presse, um das Wasser herauszuschaffen. Das Durchgepreßte wird wie Seife in Stücke geschnitten, und auf einem Flechtwerke von Weidenruthen an der Luft getrocknet. Hernach zerschlägt man alles in kleine Theile.

Die Bierbrauerei.

Wohlbereitetes Bier ist ein nahrhaftes und gesundes Getränk. Man braut es aus Getreide, Wasser und Hopfen. Sind diese Erfordernisse von gehöriger Güte, versteht der Brauer sein Gewerbe, und spart er weder Zuthat noch Sorgfalt, so muß das Bier gut ausfallen. Unter dem Getreide eignet sich Gerste am besten zum Bierbrauen; nach dieser folgt der Weizen. Der Hopfen, den der Brauer haben muß, besteht aus den Samenkapseln der Hopfenpflanze. Er gibt dem Biere einen angenehmen Geschmack und Haltbarkeit. Die Verwand-

lung der Gerste in Malz ist die erste Arbeit in der Bierbrauerei und wird auf folgende Art vorgenommen. Wenn das Getreide rein gewaschen worden ist, so weicht man es in großen Malzbütten ein und läßt es 40 bis 48 Stunden lang quellen. Nachher schüttet man es auf luftige Böden zum Keimen, wodurch der mehlige Bestandtheil des Getreides in Zuckerstoff verwandelt wird, und nun heißt es Malz. Damit jedoch das weitere Auswachsen des Keimes verhindert werde, trocknet man es auf den Malzdarren, oder, um Luftmalz zu erhalten, des Sommers in warmer Luft. Das gedörrte Malz wird ferner in der Mühle zu Schrot gemacht. Das Brauen selbst geschieht nicht überall auf gleiche Weise. Einige kochen das Malzschrot in der Pfanne, nachdem es darin den Abend vorher mit Wasser angerührt wurde; andere schütten das Malz in ein großes, rundes Gefäß, rühren es dort erst mit kaltem Wasser an, tragen dann kochendes dazu, bringen alles, wenn es genug gezogen hat, in die Braupfanne und kochen es darin unter beständigem Umrühren. Die Braupfanne ist von Kupfer und wiegt oft 30 Centner. Nun heißt die Flüssigkeit Würze und die Gefäße in welche sie gelassen wird, Würzbütten. Sie ist außerordentlich süß und würde bald zu Essig werden, wenn man dieß nicht durch einen Zusatz von Hopfen zu verhindern suchte. Man kocht also eine gewisse Menge in einem besonderen Gefäße und gießt den Absud unter die Würze, die nun gehopft und verwandelt ist. Aber ehe solches geschieht, muß man sie erst bis auf einen gewissen Grad abkühlen lassen. Daher bringt man sie in große viereckige Gefäße von der Gestalt eines flachen Kastens und rührt sie dort eine Zeit lang um. Endlich leitet man die Flüssigkeiten in die sogenannten Stellbütten zum Gähren, welches durch Beimischung von Hefen befördert wird. Das fertige Bier kommt in ausgepichte Tonnen, und gährt noch hier einige Tage langsam nach. Die Stärke des Bieres hängt von der Menge des Malzes, und die Farbe von dem Dörren desselben ab.

Die Weinbereitung.

Man erhält den Wein aus den Früchten verschiedener Gewächse; allein nur die Trauben des Weinstockes geben den

eigentlichen Wein. Die Beeren der vollkommen reifen Trauben werden von den Stielen abgepflückt und in Tonnen, deren Böden durchlöchert sind, mit Füßen ausgetreten, oder mit Stampfen zerquetscht, so daß der Saft in ein untergesetztes Gefäß läuft. Die ausgetretenen Hülsen, Trester, schüttet man wieder unter den Saft und drückt diesen Brei in der Weinpresse vollends rein aus. Das Keltern geschieht 3 bis 4 mal. Der dadurch erhaltene Saft, Most genannt, wird nun in Fässer gefüllt, und der Gährung überlassen. In dieser entwickeln sich die geistigen Theile des Mostes, und die gröbern, erdigen sondern sich als Hefen ab. Sobald die stärkste Gährung vorüber ist, muß der Wein auf frische Fässer gezogen werden. Es dauert nun eine fast unmerkliche Gährung fort, die den Wein immer mehr veredelt, weßhalb die Fässer noch lange offen im Keller liegen müssen, bis er ganz klar wird. — Den Obstwein behandelt man auf ähnliche Art wie den Traubenwein. Man nimmt dazu vollkommen reifes Obst, das etwas herbe ist, um dem Weine mehr Stärke und Dauerhaftigkeit zu geben. Aepfel und Birnen von ungepfropften Stämmen geben den besten, doch taugen die ganz sauren Holzäpfel nicht viel. Aus Sauerkirschen und Johannisbeeren, deren Saft man mit einem Zusatz von Zucker gähren läßt, erhält man einen sehr wohlschmeckenden, starken und ziemlich dauerhaften Wein.

Oelschlägerei.

In den Samen und Früchten mancher Pflanzen ist dasjenige fette Oel enthalten, welches wir so häufig zu den Speisen, zum Brennen in Lampen, zum Seifensieden, zum Malen, zur Bereitung mancher Firnisse, als Arznei und zu manchen andern Zwecken nützlich anwenden. Das reinste und süßeste unter allen diesen Oelen ist das aus der Frucht des Oelbaumes, den Oliven, welches wir vorzugsweise Baumöl nennen. Das Nußöl aus den welschen und Haselnüssen, das Mandelöl aus den süßen Mandeln, das Lindenöl aus dem Lindensamen, das Mohnöl und manche andere sind fast eben so gut zu den Speisen als das Olivenöl. Rüböl aus Rübsamen, Leinöl aus

Leinsamen, werden hauptsächlich zum Brennen angewendet. Es gibt der Pflanzen viele, aus deren Samen man Oel machen kann; solche sind noch außer den genannten: die Rothbuche, der Hanf, Leindotter, Hederich, Senf, Kürbis, die Sonnenblume, der Hartriegel u. s. w. Die Bereitung des Oels aus Oliven ist ganz einfach. Man preßt die Früchte, wenn sie reif sind, aus; der Saft läuft in ein untergesetztes Behältniß; das Oel sondert sich bald von den wässerigen Theilen ab und schwimmt oben; es wird abgenommen und in Fässern aufbewahrt. — Da unsere ölhaltigen Samen meist so hart sind, daß sie durch bloßes Pressen kein Oel geben, so müssen sie dazu erst vorbereitet werden. Dieß geschieht durch das Stampfen in der Oelmühle. Der zu einem Teige gestoßene Samen wird hierauf erwärmt, in Haartücher eingeschlagen und mit denselben zwischen Preßplatten gelegt. Nachdem diese in die Gruben der Oellade gesetzt sind, treibt man den Preßkeil mit dem Schlägel hinein, worauf das Oel aus einer Oeffnung der Lade in die untergestellten Gefäße rinnt. Der einmal gepreßte Samen wird nochmals gestampft, dann mit Wasser angefeuchtet, in einem Kessel unter stetem Umrühren warm gemacht, wiederum in Haartücher gehüllt und zum zweitenmale in die Presse gebracht. Wenn man die gewonnene Flüssigkeit eine Zeitlang in reinen Gefäßen ruhig stehen läßt, so setzt sich nach und nach ein Schleim zu Boden, von welchem das Oel abgeklärt werden muß, ehe man es zum Aufbewahren in Keller bringt. In neuerer Zeit sind Mittel erfunden worden, das Oel von dem Schleime ganz zu befreien und es auch im Großen zu läutern oder zu raffiniren, daß es jahrelang, selbst in offenen Behältnissen erhalten werden kann. Am einfachsten ist folgende Läuterungsart. Man nimmt Oel und warmes Wasser, worin man die Hand noch leiden kann, zu gleichen Theilen, und schüttet oder peitscht diese Flüssigkeit mit Besen recht tüchtig unter einander. Läßt man sie hierauf 24 Stunden stehen, so sondert sich das Oel vom Wasser, welches die Schleimtheile an sich gezogen hatte. Das gereinigte Oel schöpft man dann, weil es oben schwimmt, ab. Der Scheidekünstler Damart setzte zu dem lauen Wasser noch Kochsalz hinzu, und verfuhr übrigens

wie vorhin angeführt wurde. Wieder ein anderer that das Oel in siedendes Wasser, worin rein gewaschener Sand befindlich war. Durch gewaltsames Schütteln dieser Mischung schied er gleichfalls die unreinen Theile aus.

Bereitung des Papiers.

In alten Zeiten schrieben die Menschen auf Stein, Holz, Rinde, später auf Thierhäute und Baumblätter. Indessen war 600 Jahre vor Christus das Papier aus den bastartigen, fest auf einander geleimten Häuten des Papyrus-Schilfs von den Aegyptiern verfertigt worden. Mit solchem Papiere, und mit dem nachher aus Thierhäuten hervorgebrachten Pergament, behalf man sich bis zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo das Baumwollenpapier erfunden wurde. Das erste ist aus roher Baumwolle gemacht worden, später erhielt man es, und wahrscheinlich in China zuerst, aus abgetragenen baumwollenen Zeugen. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts verfertigten es schon die Deutschen aus leinenen Lumpen. — Das Erste, wofür der Papiermüller zu sorgen hat, ist die Erlangung einer gehörigen Menge gebrauchter Stücke von Leinwand oder Baumwollenzeug. Je feiner und weißer diese sind, desto feineres und weißeres Papier erhält man. — Zuvor werden die Lumpen gesondert, indem man die, welche an Güte gleich sind, auf einen Haufen wirft. Die feinen bestimmt man zu Briefpapier, eine geringere Sorte zum gewöhnlichen Schreibpapier und noch eine schlechtere zu Druck- und Packpapier; Tuchstücke dienen zu Löschpapier. Nun werden die Lumpen gewaschen, getrocknet und durch ein besonderes Schneidewerkzeug zerstückt, so daß sie wie grobe Hobelspäne aussehen. Jetzt thut man sie in Bütten und gießt Wasser darauf, wodurch Schmutz und Farben abgelöst und die folgende Arbeit beschleunigt wird. Hierauf kommen sie in das Geschirr; so nennt der Papiermacher die Stampfmühle. Diese hat einen Löcherbaum mit mehreren Gruben. In der ersten werden die Lumpen durch scharf beschlagene, an langen Stielen befindliche Hämmer oder Stampfer zerhackt; in der zweiten, welche den Brei von der ersten

aufnimmt, durch weniger scharfe, in den folgenden durch stumpf beschlagene, die nur reiben. So entsteht eine Masse, die Halbzeug heißt. In die Gruben läuft Wasser vermittelst einer Röhre, das wieder am Ende durch eine Art von Sieb fließt. Das Halbzeug kommt nun in den sogenannten Holländer, wo es eine umlaufende, mit stählernen Schienen besetzte Walze vollends zerreibt. Aus dem Holländertroge wird der dünne Brei, der jetzt eine milchartige Farbe hat, in den Zeugkasten gelassen, wo man ihn in Papier verwandelt. Ein Arbeiter fährt nämlich mit der Form, einem flachen, viereckigen Drahtsiebe, welches die Größe des Bogens hat, in die Masse, und schöpft so viel heraus, als zur Bedeckung des Drahtbodens vonnöthen ist, schüttelt dann die Form, um das überflüssige Wasser wegzuschaffen, und schiebt sie einem anderen Arbeiter zu, welcher die nassen Bogen zwischen Filze legt. Ein Stoß solcher Filze wird stark gepreßt, dann auseinandergelegt, und das Papier auf luftigen Böden an Schnüren getrocknet. Ist dasselbe trocken, so muß man es noch, wenn es zum Schreiben bestimmt ist, durch Leimwasser ziehen, damit es die Dinte hält. Das letzte Geschäft besteht im Ebnen, Glätten und Zusammenlegen der Bogen.

Kunsterzeugnisse aus dem Thierreiche.

Die Kürschnerei.

Der Kürschner ist eine Art Gerber und Schneider in einer Person. Als Gerber versteht er die Kunst, Häute und Felle von Thieren, ohne sie zu enthaaren, auszuarbeiten; als Schneider muß er sie dann zu Pelzkleidern zuschneiden und zusammennähen. Ehe der Kürschner die Felle gahr zu machen anfängt, muß er sie von dem natürlichen Schmutze und Fette befreien. Dazu darf er aber keine scharf beizenden Mittel nehmen, sondern solche, die das Haar nicht angreifen, denn die Erhaltung desselben ist ja Hauptzweck bei der Zurichtung des Pelzwerks. Zuerst kehrt er den unaufgeschnittenen Balg um, so daß die Haarseite inwendig kommt. Die Fleischseite reibt er mit Oel oder Schweineschmalz ein, legt die Felle in die Trampeltonne und tritt sie mit bloßen Füßen drei bis vier Stunden lang,

auf daß sie geschmeidig werden. Nun nimmt er sie heraus, bestreicht sie auf der Fleischseite mit einem scharfen Salzwasser, kleine Felle auch wohl mit einer Beize von Flußwasser und Weizenkleie. Nachher packt er sie auf einander und läßt sie zugedeckt eine Nacht liegen. Sie kommen dadurch in eine Art von Gährung, schwellen auf und man kann an ihnen das Schaben und Abfleischen vornehmen. Jetzt werden die Felle zum Trocknen an luftigen Plätzen auf Stricke gehangen; da sie aber nachher wieder etwas ungeschmeidig sind, so bestreicht man sie von neuem mit Salzwasser, trampelt sie nochmals einige Stunden, und streicht sie dann mit einem schärfern Abschleifeisen rein. Um nun das Fett aus ihnen herauszuschaffen, bestreut man sie in der Leitertonne mit Sand und Gyps, tritt sie in dem erwärmten Tretstocke mit Sägespänen, Kleie oder Häcksel und reinigt sie durch ein stumpfes Eisen. Endlich klopft man die Felle aus, und bringt die Haare mit einem eisernen Kamme in Ordnung.

Die Leimsiederei.

Die Abfälle von Häuten, wie sie bei Gerbern und Kürschnern vorkommen, ferner Hufe, Knorpel, Flechsen, Sehnen, Ohren und andere ähnliche Theile von verschiedenen Säugethieren dienen zur Verfertigung des Leims, welchen Tischler, Sattler, Papiermacher, Buchbinder und Maler nicht entbehren können. Manche Handwerker machen sich im Kleinen den Leim selbst, den sie gebrauchen. Es gibt aber auch eigene Leimsiedereien, wo er in Menge bereitet wird. Die vorhin genannten thierischen Theile bringt man in ein Faß mit Kalkwasser, und läßt sie dort mehrere Monate liegen. Dann werden sie herausgenommen, abgewaschen, getrocknet, zum Sieden in den Kessel gethan und mit Wasser übergossen. Während des Kochens rührt man öfters mit einem Holze stark um. Will man erfahren ob der Leim gut ist, so schöpft man etwas in eine Schale und trägt sie an einen kühlen Ort; gerinnt er, und setzt er eine Haut an, so ist er gahr. Nun wird er durchgeseiht, geklärt, in Formen gegossen, abgekühlt, dann in Tafeln zerschnitten und auf

Netzen, die zwischen Rahmen ausgespannt sind, getrocknet. — Guter Leim muß schön gelb, halb durchsichtig und spröde wie Glas seyn.

Verfertigung der Darmsaiten.

Man macht die Darmsaiten, welche nicht bloß zum Beziehen der Geigen, Harfen und anderer Tonwerkzeuge, sondern auch als Schnüre an Spinnrädern, Drehbänken u. s. w. dienen, aus den Gedärmen der Schafe, Lämmer und Ziegen. Die besten und berühmtesten Darmsaiten sind die italienischen. Diese zeichnen sich vorzüglich durch ihre Reinheit, Klarheit und Gleichheit, hellen Klang und Dauerhaftigkeit aus. Die in Deutschland verfertigten sind allerdings auch brauchbar; aber die dünnsten kommen doch bei uns selten in gehöriger Güte zum Vorschein. — Das Reinigen der Därme ist die erste und wichtigste Arbeit. Nachdem sie nämlich gesondert und für dickere und feinere Saiten eingetheilt sind, legt man sie in klares Wasser. Aufgeschlitzt und über einen Streichbaum gespannt, schabt man sie der Länge nach mit einem stumpfen, nur gegen die Spitze schneidenden Messer. Ein durch Schaben von allem Fett und Schleim befreiter Darm ist so dünn, wie ein Zwirnsfaden. Zu noch besserer Reinigung bringt man die geschabten Därme in eine Seifensiederlauge, die man des Tages mehreremale mit frischer wechselt. Dann werden sie geschweift und zum Drehen aufgewunden, welches nach Seilerart, jedoch nicht auf einmal, sondern in drei Absätzen verrichtet wird. Während man das erstemal dreht, reibt man die Saite ihrer ganzen Länge nach mit Schachtelhalm; beim zweiten und dritten Drehen glättet man sie mit einem Reibholze und entfernt zugleich die Ungleichheiten mit einem scharfen Messer. Man nimmt sie hierauf ab und rollt sie zusammen. Auf diese Weise verfährt man indeß nur mit den groben Saiten, die feinern verlangen eine umständlichere Behandlung. Zu der Quinte der Geigen werden drei, zum A vier bis fünf, zum D sieben Därme, zu einem D hingegen für den Violon mehr als hundert genommen. Hieraus ist leicht zu ersehen, warum die stärksten Baßsaiten die theuersten sind. Die groben Saiten zu Spinnrädern macht man aus Därmen der Pferde und Esel.

Die Seifensiederei.

Unsere gemeine Seife ist ein Gemisch aus Fett und Laugensalz. Das letztere wird hinzugesetzt, damit sich jenes im Wasser auflöse. Bei uns nimmt man zwar zur Seife nur thierisches Fett, allein auch jedes Oel aus dem Pflanzenreiche kann dazu dienen. Das Laugensalz, der zweite wesentliche Bestandtheil der Seife, hat seinen Namen davon, weil es durch das Auslaugen der Asche von Gewächsen erzeugt wird. Der Seifensieder braucht, um die Kosten zu ersparen, die bloße Lauge, ohne das Salz von dem Wasser vorher zu scheiden. So wie die Beschaffenheit des Fettes, so hat auch die des Laugensalzes einen großen Einfluß auf die Güte der Seife. — Zur gewöhnlichen Waschseife dient der Talg von Rindern und Schafen; allein nicht selten nimmt der Seifensieder alles Fett zusammen, was er bekommen kann, sey es auch schlecht; dabei behauptet er, daß er aus altem, schmierigem Talge, wenngleich nicht bessere, doch mehr Seife bekomme als aus frischem. Uebrigens verlangt der rein geschmolzene Talg weiter keine Vorbereitung. Die Verfertigung der Lauge hingegen macht dem Seifensieder schon mehr Umstände. Am liebsten nimmt er dazu die Asche von hartem Holze. Da er die Lauge so scharf als möglich zu haben wünscht, so sucht er sie mit Kalk ätzender zu machen. Er wirft demnach die Asche in einen Haufen, feuchtet ihn mit Wasser oder alter gebrauchter Lauge an, macht oben eine Vertiefung und legt ungelöschten Kalk hinein. Wenn sich dieser allmählich abgelöscht hat, so wird alles sorgfältig durch einander geschaufelt. Dieses Gemenge bringt er in das Ascherfaß, welches einen doppelten Boden hat. Der obere besteht aus durchlöcherten Brettern und ist mit Stroh belegt. Auf denselben schüttet man nun jenes Aschengemisch, stampft es fest, und übergießt es mit siedendem Wasser. Nach einiger Zeit, wenn sich das Wasser mit den Salztheilen der Asche verbunden hat, zapft man die Lauge in ein unten befindliches Gefäß ab. Findet der Seifensieder die Lauge noch nicht

stark genug, so gießt er sie von neuem auf und wiederholt dieß so oft, bis sie die gehörige Schärfe hat; dann nennt er sie Meisterlauge. — Wenn alles bereitet ist, so wird der zerschnittene Talg in einen eingemauerten Kessel, der oben einen hölzernen büttenförmigen Ansatz hat, geworfen, und darauf die Meisterlauge gegossen, wobei aber der vierte Theil des Kessels leer bleiben muß. Alles das wird 6 bis 9 Stunden lang gelinde gekocht, und oft umgerührt. Die Masse erhält dann eine durchsichtige, gallertartige Beschaffenheit, ähnlich dem erstarrenden Leime, weßhalb man sie auch Seifenleim nennt. Derselbe muß so beschaffen seyn, daß er sich bei fortgesetztem Sieden noch mehr verdichtet, daß er auch beim Zusatz frischer Lauge nicht dünner wird, daß er von dem Spaten nicht abtröpfelt, sondern sich beim Drehen desselben als ein zusammenhängender Strahl um ihn herumwindet, und daß er auf einen kalten Stein gegossen leicht erstarrt. Hat er diese Eigenschaften noch nicht, so gießt man unter fortwährendem Sieden nach und nach Lauge hinzu. Hierauf löset man Küchensalz in heißem Wasser auf, thut es in den Kessel und läßt alles zusammen ohne Feuer die Nacht über stehen. Den andern Morgen fährt man mit dem Sieden fort, bis eine Probe an dem Spaten die Gestalt des gekochten Grieses annimmt, und bald eine klare Flüssigkeit sich daraus absondert. Nun wird die Hitze gemildert, das Kochen noch einige Zeit fortgesetzt, und endlich das Feuer unter dem Kessel eingestellt. Jetzt schöpft man die oben schwimmende Seife ab und läßt sie durch grobe Leinwand in ein Kühlfaß laufen, um sie von Unreinigkeiten zu befreien. Aus diesem Gefäße wird sie wieder in den Kessel gebracht, mit Salz und Lauge versetzt, dann noch mehrere Stunden lang gekocht, bis sich auf der Oberfläche große, zähe, glänzende Blasen bilden, und einige herausgenommene Tropfen beim Drücken mit dem Daumen sich nicht mehr an denselben hängen, sondern in dünne Blätter zerspringen. Sind solche Kennzeichen da, so bringt man die Seife in Formen. Diese sind viereckige Kasten, die aus einander genommen werden können. Daselbst bleibt die Seife bis zum völligen Erkalten. Zuletzt zieht der Seifensieder die Riegel aus der Form, und erhält also ein großes, viereckiges

Stück Seife. Daraus schneidet er mittelst eines Drahtes längliche Tafeln, welche er kreuzweis über einander aufschichtet und an der Luft trocknet.

3. Fabriken.

Es ist einleuchtend, daß jeder Handwerker durch Vermehrung seiner Gesellen, ohne die geringste Veränderung in der Art des Betriebes, seine Production beliebig steigern kann, aber darum ist er noch nicht Fabrikant; ihm kostet jedes einzelne Stück immer gleichviel Zeit und Arbeitslohn, und wenn er noch viel mehr producirte. Der Fabrikant producirt vielleicht das Dreifache als die gewöhnlichen Handwerker, aber mit dem dreifach geringern Aufwande an Zeit und Arbeitslohn, woraus nothwendig folgt, daß er sein Product billiger verkaufen und trotzdem mehr verdienen kann als der Handwerker. Die Mittel nun, welche eine so schnelle und billige Production möglich machen, bilden das Wesentliche des Fabrikbetriebes. Sie wurzeln alle in dem Hauptprincip der Theilung der Arbeit. Jedes Kunstproduct erfordert eine mehr oder minder große Reihe verschiedener Bearbeitungen (Operationen), denen das Material der Reihe nach unterworfen werden muß. Der Handwerker vollführt alle diese Operationen selbst, eine und dieselbe Person macht das Arbeitsstück, nur etwa mit Ausnahme von Nebendingen, ganz fertig. In der Fabrik kommt jedes Stück in so viele verschiedene Hände (oder Maschinen), als einzelne Operationen damit auszuführen sind; jeder Arbeiter macht stets nur einen gewissen Theil der Arbeit. Die Vortheile, welche dieses Verfahren bietet, sind hauptsächlich folgende: 1) der Zeitverlust beim Uebergange von einer Operation zur andern wird zum großen Theil vermieden; 2) die Arbeiter, immer auf dieselbe, meist sehr einfache Arbeit beschränkt, erlernen dieselbe nicht allein geschwinder, sondern erlangen auch eine Schnelligkeit und Geschicklichkeit, welche ein Handwerker, der seine Aufmerksamkeit auf verschiedene Operationen richten muß, nicht zu erlangen vermag.

3) die stete Beschäftigung mit derselben Arbeit führt gute Arbeiter nothwendig auf Verbesserungen an Werkzeugen oder Erfindung von Maschinen, wodurch die Arbeit an Genauigkeit oder Schnelligkeit gewinnt; 4) man wird, da unter den einzelnen Arbeiten nur wenige sehr schwierig sind, auch ungeschicktere Arbeiter, selbst Kinder mit Nutzen beschäftigen, überhaupt jeden Arbeiter gerade dahin stellen können, wo er das Vorzüglichste leistet; 5) alle Arbeiten, welche an jedem einzelnen Stücke auf völlig gleiche Weise ausgeführt werden müssen, und keine individuelle Behandlung der einzelnen Stücke erfordern, kann man durch Maschinen verrichten lassen, sobald es die Sache selbst erlaubt; 6) da es keinen großen Unterschied macht, ob die Reihenfolge der Operationen etwas verlängert wird, so ist man in geeigneten Fällen im Stande, eine weit allmählichere Verfeinerung des rohen Materials zu bewirken, wovon oft die Güte und Egalität des Products abhängt; endlich 7) wird man in Fabriken stets mehr Gelegenheit haben, die Abfälle jeder Art entweder selbst zu benutzen, oder doch mit Vortheil zu verwerthen.

Je umsichtiger ein Fabrikant alle diese Vortheile zu benutzen versteht, desto billiger kann er seine Fabrikate liefern, und überdieß werden diese, in vielen Fällen wenigstens, besser und von einer sonst nicht zu erreichenden Egalität seyn. Dieß führt auf die Frage: welche Gegenstände sich vorzugsweise für den Fabrikbetrieb eignen? Die Antwort ergibt sich gewissermaßen von selbst. Ueberall, wo ein im Wesentlichen gleichmäßiges Material zu einer großen Anzahl ebenfalls gleichförmiger Stücke zu verarbeiten ist, findet der Fabrikbetrieb seinen eigentlichen Platz. Ein passendes Beispiel gibt die Nadelfabrication.

Verfertigung der Stecknadeln.

Wer da weiß, wie mancherlei Verrichtungen die Herstellung einer jeden Stecknadel erfordert, muß es unbegreiflich finden, wie wohlfeil diese Waare geliefert wird, wenn nicht bei dieser Fabrikation sich besonders zeigte, wie erstaunlich durch eine zweckmäßige Theilung der einzelnen Geschäfte die

Productivität der Arbeit gesteigert werden kann. Betrachten wir dieselbe daher etwas umständlicher.

Fast alle Stecknadeln werden aus Messingdraht gemacht, und gewöhnlich ist der Knopf aus zwei Windungen eines dünnern Drahts gebildet. Es muß daher, da der käufliche Draht meist zu weich und zu dick ist, derselbe vorerst dünner gezogen, dann, weil er beim Ziehen krumm wird, gerade gerichtet, darauf in Schäfte, d. h. in Stücke von der gewünschten Nadellänge zerschnitten und jeder am einen Ende zugespitzt werden. Ferner muß man aus dünnerem Draht jene kleine Doppelringe bilden, die den Kopf geben sollen, und an jede Nadel einen solchen anstecken und festmachen. Jede Nadel endlich ist noch zu reinigen und zu verzinnen. Wie wenige Nadeln ein Arbeiter in einem Tage zu verfertigen im Stande wäre, wollte er jede einzeln vollenden, springt in die Augen. Ganz anders verhält es sich bei dem eingeführten fabrikmäßigen Verfahren. Gesetzt nämlich, es sollen Tag für Tag 300,000 Nadeln von 1—1¼″ Länge fabricirt werden, so erfordert die allererste Arbeit oder 1) das vorläufige Feiner- und Härterziehen des Drahts wohl nur einen Arbeiter, denn ein solcher wird in zehn Stunden leicht 30,000′ verfeinern können. Noch weniger Zeit erheischt 2) das Geradrichten, was dadurch bewirkt wird, daß man den Draht durch mehrere verschränkt stehende Stifte zieht und, so oft etwa 20′ durchpassirt, abkneipt. — Ebenso rasch sind 3) diese Drähte zu Enden von der zweifachen Länge einer Nadel zerschnitten, da man vermittelst einer kräftigen Schrotscheere und des Schaftmodels an 80 und mehr Drähte auf einmal und alle von der nöthigen Länge zerschneiden, und in einer Stunde wohl 400 Schnitte thun, hiemit Schäfte für 60,000 Nadeln erzeugen kann. — Die Schäfte werden nun 4) an beiden Enden spitz geschliffen und darauf entzweigeschnitten. Es geschieht dieß mittelst eines stählernen, am Umfang feilenartig behauenen Spitzrings, und ein geschickter Schleifer schleift wohl 30 oder mehr Schäfte auf einmal und so schnell, daß er in einer Minute 100—120, oder in 8 oder 9 Stunden über 60,000 Nadeln zu spitzen vermag, und 5 Schleifer also für 300,000 hinreichen. — 5) Die Bildung der Köpfe

zerfällt in zwei Arbeiten, die, wie fast alle folgenden, meist von Kindern verrichtet werden. Der feine Knopfdraht wird nämlich zuerst auf einem Rade über einen stärkern Draht dergestalt spiralförmig *) aufgewickelt, daß, zieht man diesen heraus, Röhrchen entstehen, und diese werden darauf zu Stückchen, die genau aus zwei Windungen bestehen, zerschnitten. Auch dieß geht so schnell, daß in 1 Minute 2 oder 3 Röhren, jede mit 5—600 Gewinden, gebildet werden; und da Kinder sogar mehrere Röhrchen auf einmal zerschneiden, daß eines täglich wohl 50,000 Köpfe liefert, und obige Fabrik also kaum 8 Kinder zu diesen beiden Arbeiten bedarf. — Etwas mehr Arbeit kostet 6) das Anschlagen der Köpfe vermittelst eines kleinen Fallwerks, der Wippe, da zum Festmachen 6—7 Schläge nothwendig sind. Immerhin mag ein Kind 6—7000 Nadeln anköpfen. — Alle Nadeln müssen nun 7) noch (in einem Sauerwasser) gereinigt, darauf gewöhnlich noch verzinnt und nach beiden Operationen getrocknet werden. Diese Geschäfte kosten indeß wenig Zeit, weil man sie mit 100,000 Nadeln zugleich vornimmt. Das Verzinnen geschieht, indem man die Nadeln einige Stunden lang in einer Auflösung von Weinstein mit etwas gekörntem Zinn kocht, und das Trocknen, indem man sie mit Kleie oder Sägemehl in Fässern schüttelt. — Die meisten Nadeln werden endlich nicht pfundweise, sondern reihenweise in Papier gesteckt, verkauft. Allein auch diese letzte 8te Manipulation **) oder das Einbriefen geht ungemein rasch vor sich, da allerlei Handgriffe und Uebung das Ordnen, das Zusammenfalten und Durchstechen des Papiers, sowie das Einstecken dergestalt erleichtern, daß kleine Mädchen wohl an 20,000 Stück täglich stecken können.

Zur Verfertigung von 300,000 Stecknadeln von gewöhnlicher Größe sind in einer Fabrik also nur etwa 10 Männer und 60—80 Kinder erforderlich; und rechnen wir den Lohn der Männer zu 48 kr., den der Kinder zu 14 kr., so kommt die Arbeit allein für 1000 Stück nur auf 4½—5 kr.***) — Noch wohlfeiler

*) Schraubenförmig, oder schneckenartig gewunden.

**) Jede Verrichtung mit der Hand, wozu besondere Geschicklichkeit der Finger nöthig ist, kann man Manipulation nennen.

***) In Ländern wo ein wohlgeordnetes Schulwesen besteht, wie in Bayern, ist das Verwenden schulpflichtiger Kinder in Fabriken verboten.

kommt sie da, wo die Köpfe angegossen werden. Die Schäfte werden in Formen vertheilt, die an 50--100 kleine, dicht neben einander liegende und in eine kugelichte Höhlung endigende Rinnen enthalten, und die Formen, gehörig geschlossen, dann einem Gießer übergeben, der in einer Minute an 1000 Köpfe angießen kann.

In neuester Zeit ist endlich noch ein ganz andres Verfahren in Gebrauch gekommen. Im Jahre 1824 erfand der Amerikaner Whright eine Maschine, die völlig automatisch, ohne Zuthun und Mithülfe der Menschen, den ihr aufgegebenen Draht in Stecknadeln umwandelt. Auf dieser, wie leicht zu erachten, überaus künstlich zusammengesetzten Maschine wird die Nadel durch 5 aufeinander folgende Operationen gebildet, so daß gleichzeitig immer 5 in Arbeit sind: die erste besteht darin, daß eine Zange den aufgegebenen Draht zur gehörigen Länge herbeizieht und zerschneiden läßt; durch eine zweite und dritte Zange wird das eine Ende an zwei Stahlscheiben spitz geschliffen; durch die beiden letzten wird das andere stumpfe Ende des Schafts durch Pressen oder Stauchen zu einem Kopf gebildet. In $^1/_8$ Minute ist eine Nadel fertig, so daß in 1 Minute die Maschine 40 Nadeln liefert, und in 1 Stunde 2400. Jetzt sollen mehrere englische Fabriken mit solchen Maschinen arbeiten, und namentlich eine in Lightpool (bei Bath) von solcher Ausdehnung bestehen, daß sie täglich an 2 bis 3 Milionen Nadeln zu produciren vermag. Diese Fabrik ist 100′ lang, 5 Stockwerk hoch und durch ein Wasserrad von 40 Pferdekraft in Gang gesetzt.

Verfertigung der Nähnadeln.

Die Nähnadeln müssen nicht nur statt eines Knopfes ein Oehr haben, sondern sehr steif und elastisch, feiner und sorgfältiger gespitzt und gut polirt seyn. Die Verfertigung ist daher sehr verschieden und erfordert noch weit mehrere Manipulationen. — Der Draht, für die bessern Stahl-, die geringern Eisendraht, wird nicht in der Fabrik noch feiner gezogen, sondern bloß calibrirt*) und sofort bündelweise in Schäfte zerschnitten. Das

*) Calibriren heißt hier die rechte Gestalt, die gehörige Stärke (durch Feilen oder Abdrehen) geben.

Geradrichten geschieht, indem man sie glühend zwischen Ringen hin- und herrollt; das Spitzschleifen trocken, auf Sandsteinen die 2—4000 mal in einer Minute umlaufen; die Bildung des Oehrs mit jeder Nadel einzeln uud von Hand, mit Hülfe eines Hammers, eines kleinen Meißels und einer Feile. In neuerer Zeit erst ist hie und da ein kleines Fallwerk eingeführt worden, oder werden runde Oehre zuweilen gebohrt. Nadeln aus Eisendraht werden darauf, durch Einsetzen gestählt, andere sofort gescheuert, gehärtet und polirt. Diese letzten Operationen werden alle mit Hunderttausenden zugleich vorgenommen, und zwar das Poliren, indem man die Nadeln, mit etwas Oel und Schmirgelpulver besprengt und in Säcke von starker Leinwand gepackt, in einer Art Mange an 12 Stunden lang rollt, darauf säubert und ordnet und dieses Verfahren an 10 malen wiederholt, so daß das Poliren allein an 60 getrennte Manipulationen erheischt.

England hat noch immer den Ruf allein, ganz gute Nähnadeln zu liefern, und Frankreich bezieht noch immer diese vom Ausland. Eine Menge sogenannter englischen Nadeln kommt aber jetzt aus deutschen Fabriken, seitdem Pastor in Aachen das englische Verfahren eingeführt. Deutschland soll dermalen mit etwa 3000 Arbeitern wenigstens 1500 Millionen Nähnadeln liefern. Viele Fabriken erzeugen zugleich Stricknadeln, sowie die Stecknadelfabriken Haarnadeln u. a. Eine Fabrik in Iserlohn soll mit 700 Arbeitern wöchentlich an 7 Millionen Nähnadeln erzeugen und außerdem 2000 Gros Stricknadeln, so wie Fischangeln u. a. Auch Köln, Nürnberg und Schwabach haben sehr bedeutende Nadelfabriken.

Baumwollenspinnerei.

Es ist merkwürdig, welchen Aufschwung in neuerer Zeit die Baumwollenfabrikation gewonnen hat, namentlich in England. Vor 80 Jahren betrug der Verbrauch von Baumwolle daselbst im Ganzen nur 4 Millionen Pfund. In den neunziger Jahren war er schon auf 30 und 1818 auf 110 Millionen gestiegen. Im Jahre 1828 aber betrug er 217; 1836 an

360 und in den letzten Jahren über 550 Millionen Pfund, und daraus wurde, da ⅕ für Abgang und sonstige Verwendung zu rechnen, an 440 Millionen Pfund Garn gesponnen. Diesen merkwürdigen Aufschwung verdankt die Baumwollenfabrikation der mechanischen Spinnerei. Alles Baumwollengarn wird jetzt durch Spinnmaschinen erzeugt, die gewöhnlich durch Wasser- oder Dampfkraft in Gang gesetzt sind. Als Begründer dieses so unendlich wichtig gewordenen, mechanischen Spinnverfahrens ist unstreitig der Engländer Richard Arkwright anzusehen, der zuerst von dem Princip ausging, die Baumwolle allmählich in einen Faden zu verwandeln, und eine Reihe von Maschinen erfand, die dazu geeignet waren, nicht bloß die allmähliche Fadenbildung zu bewirken, sondern auch jede Operation mit großen Massen Baumwolle auf einmal vorzunehmen. Nach ihm haben andere diese Maschinen so sehr vervollkommnet, daß sie noch viel feinere Nummern Garn produciren könnten, wenn solche eine Verwendung fänden. Die Bedeutsamkeit einer Spinnerei wird nach der Spindelnzahl geschätzt. Viele Spinnereien enthalten in demselben Locale 15, 20 und mehr tausend, einige sogar 50,000 Spindeln.

Flachsspinnerei.

Lange wollte es nicht gelingen, den Flachs auf ähnliche Weise wie die Baumwolle mittelst Maschinen zu spinnen. Die Beschaffenheit der Flachsfaser, ihre größere und ungleiche Länge, ihre Glätte und Steifigkeit machten das mechanische Spinnen weit schwieriger. Dazu kam, daß, da das Hecheln zweierlei Stoffe liefert, ganzen Flachs und Werg, auch zweierlei Maschinen zu erfinden waren. Einen mächtigen Antrieb erhielt der Erfindungsgeist durch den Preis von 1 Mill. Franken, den i. J. 1810 Napoleon für diese Erfindung aussetzte; doch niemand erwarb ihn; und wenn auch die beiden Girard die schwierige Aufgabe gelöst zu haben schienen, so hatte ihr Etablissement doch keinen günstigen Fortgang und Erfolg; das Garn kam zu theuer. — Bald indeß erkannte man in England, daß der von den Girards eingeschlagene neue Weg zum Ziel

führen müsse, und ruhte darum nicht, die sinnreichen Maschinen, die sie erfunden, zu vervollkommnen. Man verfiel namentlich auf den glücklichen Gedanken, den Flachs beim Fertigspinnen durch heißes Wasser zu erweichen; erfand für die ganze Zubereitung des Stoffs geeignete Maschinen und bemühte sich nicht weniger, ein möglichst gutes Garn auch aus dem Werg zu erzeugen, was um so nöthiger, da man bei fleißigem Hecheln und zumal bei Anwendung von Hechelmaschinen mehr Werg erhält. Mit 1825 trat die Maschinenspinnerei als eine neue Industrie ins Leben; eine erste große Spinnerei wurde von den Gebrüdern Marschall in Leeds errichtet, und in wenigen Jahren folgten über 100 andere. 1840 zählte man schon 420 Spinnereien mit mehr als 1½ Mill. Spindeln; jetzt aber dürfte die Zahl der Spindeln wohl 2½ Mill. seyn. 1834 betrug die Garnausfuhr noch nicht 2 Mill., 1842 bereits 29 Mill. Pfund.

Nicht minder merkwürdig ist die Ausdehnung einiger dieser Spinnereien. So bestand die von Marschall früher schon aus zwei sechsstockigen Gebäuden, in denen 12,000 Spindeln mit allen Präparationsmaschinen arbeiteten, und neulich wurde sie durch ein drittes erweitert, dessen originelle Construction zugleich in Erstaunen setzt. Es besteht dieses nämlich, damit alle Arbeiten besser verbunden und überwacht werden können, aus einem einzigen Saale, der an 400′ lang, 200′, breit und 20′ hoch ist. 66 von Säulen getragene Gewölbe bilden die Decke, und in jedem ist ein ummauertes, über 120 Quadratschuh großes Fenster, so daß der ganze Riesensaal von oben und sehr gut erhellt ist. Das flache Dach ist mit Asphalt überzogen und zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur überdieß mit einer Schicht Gartenerde bedeckt, die jetzt mit Gras bewachsen ist. Unter dem Erdgeschosse sind Räume, welche die Dampfmaschinen und Apparate zur Heizung und Beleuchtung enthalten.

Vierte Abtheilung.

Geschichtliches nebst christlichen Lebensregeln.

führen mußte, und ruhte darum nicht, die sinnreichen Maschinen, die sie erfunden, zu vervollkommnen. Man verfiel namentlich auf den glücklichen Gedanken, den Flachs beim Fertigspinnen durch heißes Wasser zu erweichen; erfand für die ganze Zubereitung des Stoffs geeignete Maschinen und bemühte sich nicht weniger, ein möglichst gutes Garn auch aus dem Werg zu erzeugen, was um so nöthiger, da man bei fleißigem Hecheln und zumal bei Anwendung von Hechelmaschinen mehr Werg erhält. Mit 1825 trat die Maschinenspinnerei als eine neue Industrie ins Leben; eine erste große Spinnerei wurde von den Gebrüdern Marschall in Leeds errichtet, und in wenigen Jahren folgten über 100 andere. 1840 zählte man [illegible] 1½ Mill. Spindeln, jetzt aber dürfte die Zahl der Spindeln wohl 2½ Mill. sein. 1836 betrug die Garnausfuhr noch nicht 2 Mill., 1852 bereits 23 Mill. Pfund.

Nicht weniger merkwürdig ist die Ausdehnung einiger großer Spinnereien. So bestand die von Marschall früher schon aus zwei [illegible] Gebäuden, in denen 12,000 Spindeln mit allen [illegible] Maschinen arbeiteten, und neulich wurde sie durch ein drittes erweitert, dessen originelle Construction zugleich in Erstaunen setzt. Es besteht dieses nämlich, damit alle Arbeiten besser verbunden und überwacht werden können, aus einem einzigen Saale, der an 400' lang, 200' breit und 20' hoch ist. 66 von Säulen getragene Gewölbe bilden die Decke, und in jedem ist ein ummauertes, über 120 Quadratschuh großes Fenster, so daß der ganze Riesensaal von oben und sehr gut erhellt ist. Das flache Dach ist mit Asphalt überzogen und zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur überdieß mit einer Schicht Gartenerde bedeckt, die jetzt mit Gras bewachsen ist. Unter dem Erdgeschosse sind Räume, welche die Dampfmaschinen und Apparate zur Heizung und Beleuchtung enthalten.

Die Zerstörung Jerusalems.

1.

Da die Zeit bereits erfüllet war, daß die Gerichte Gottes anhüben im Hause Israel, trug sich das unselige Volk noch immer mit der Weissagung, daß Einer aus ihrer Mitte die Welt beherrschen werde. Diese Weissagung hauptsächlich war es, was den Juden Muth zum Kriege wider die Römer gab. Aber die Augen des unseligen Volkes waren verblendet, weil ihre Herzen verkehrt und verhärtet waren. Darum ließen sie sich auch nicht warnen durch die offenbaren Zeichen, welche vor dem Ausbruche des Krieges geschahen: Zeichen, welche Jesus Christus so bestimmt vorher angekündigt hatte. „Es werden geschehen große Erdbeben hie und da, kommen werden Theurung und Pest, Schrecknisse und große Zeichen am Himmel." — Alle diese Wehen trafen eben jetzt oftmals ein. Unter verschiedenen Theurungen war die größte diejenige, welche zur Zeit des Kaisers Claudius die fruchtbarsten Gegenden des römischen Reichs heimsuchte. Unter den Erdbeben zeichneten sich jene aus, welche im Jahre 62 Campanien, im folgenden Jahre Macedonien und Achaja erschütterten. Gleiches erfuhr i. J. 60 Laodicea, und vier Jahre nachher Colossä und Hierapolis. Und kurz vor dem Falle Jerusalems waren auch große Erdbeben in Smyrna und Miletum, und auf den Inseln Samos und Chios. — Nach dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus, welcher Augenzeuge all' dieser Begebenheiten war, stand über der Stadt ein Gestirn, ähnlich einem Schwerte, und ein Comet erschien ein ganzes Jahr. Den Altar und den Tempel erleuchtete einmal des Nachts ein solches Licht, daß eine halbe Stunde heller Tag zu seyn schien. Eine feste eherne Thüre, die gegen Aufgang den innern Tempel schloß, und so schwer war, daß kaum zwanzig Männer sie des Abends zu schließen vermochten, öffnete sich gegen Mitternacht auf einmal von selbst. Auch wollte man einmal über der ganzen Gegend, hoch in der Luft, Wagen und

Heerschaaren gesehen haben, welche die Städte zu umringen schienen. Am Pfingstfeste hörten die Priester, als sie bei Nacht den Dienst des Festes zu versehen in den innern Tempel gingen, zuerst Bewegung und Geräusch, dann eine Stimme wie von einer großen Menge: Lasset uns von hinnen ziehen!

Der nämliche Geschichtschreiber bemerkt aber auch, daß der größte Theil des Volkes aus Bethörung diese warnenden Zeichen für solche ansah, die öffentliches Wohl ankündigten.

2.

Jerusalem hatte von Natur eine sehr vortheilhafte Lage, da es auf Bergen an Schlünden erbauet war, und durch Kunst war es zu einer der festesten Städte des Alterthums gemacht worden. Die einzelnen Stadttheile, deren jeder durch eine starke Ringmauer geschützt war, hießen Sion, Akra und Bezetha. Sion war weit höher als Akra; daher der eine Theil die höhere, der andere die untere Stadt genannt ward. Bezetha heißt so viel als Neustadt; sie entstand erst mit zunehmender Bevölkerung und umfaßte einen höher gelegenen Hügel an der nördlichen Seite vor der Stadt. Die Ringmauern waren, ausgenommen da wo jähe Schlünde sie wider Bestürmung sicherten, mit vielen sehr festen Thürmen versehen, und außer diesen gleich weit von einanderstehenden und gleich hohen Thürmen waren vier von vorzüglicher Pracht und Größe, welche für feste Schlösser gelten konnten; sie hießen Psephinos, Hippikos, Phasael und Mariamne. Alle Pracht und Größe der Gebäude aber, mit welchen Jerusalem geschmückt war, schwand dahin vor der Herrlichkeit des Tempels, der hoch über der Stadt hervorragte und, aus ungeheuren Steinen geglätteten Marmors erbauet, von weitem wie ein blendender weißer Berg erschien.

3.

Während die Juden einig waren im Hasse gegen die Römer, wütheten sie gegen sich selbst in unseligen Zerwürfnissen. Die Partei der Zeloten (der blinden Eiferer), an deren Spitze sich Johannes von Gischala mit seinen Räuberschaaren stellte, kämpfte gegen Simon, Sohn des Gioras, der mit 50,000 Streitern die Stadt inne hatte, bis sie sich selbst spaltete und in Eleazar ein zweites Haupt erhielt. Es war,

sagt Josephus, Aufruhr im Aufruhr; die unselige Stadt sah einem rasenden, wilden Thiere gleich, welches in Ermanglung andrer Nahrung wider sein eignes Fleisch wüthet.

4.

Im Hornung des Jahres 70 rückte Titus, der römische Feldherr, heran mit zahlreichen und ausgesuchten Streitkräften. Nach einem vergeblichen Versuch, den Juden friedliche Gesinnung einzuflößen, befahl er Erdwälle aufzuwerfen. Als diese vollendet waren, und nun auf einmal an drei Orten die Mauer der Neustadt mit krachendem Getöse von ungeheuren Mauerbrechern getroffen ward, da erhoben die Einwohner ein lautes Geschrei, und Schrecken ergriff auch die Parteien des Johannes und Simon. Sie vereinigten sich jedoch zur gemeinschaftlichen Vertheidigung und führten diese mit der äußersten Unerschrockenheit und Kraftanstrengung. Am fünfzehnten Tage der Belagerung fiel aber trotz dem die Mauer, und Titus schlug in der Neustadt sein Lager auf.

Sogleich begann er den Angriff der zweiten Mauer, welche von den Juden tapfer vertheidigt ward. Johannes übernahm die Vertheidigung des Tempels und der Burg Antonia; Simon die der untern Stadt (Akra) bis an den Thurm Hippikos. Die Juden thaten manche Ausfälle, doch meistens zu ihrem Nachtheil, da sie hingegen bei dem Mauerkampf öfter den Vortheil hatten. Es ward von Tagesanbruch täglich gefochten bis spät an den Abend, und die Nacht selbst gewährte sowohl denen welche stürmten, als jenen welche nächtlichen Ausfall machten, wenig Ruhe. Am fünften Tage, nachdem er die erste Mauer erobert hatte, durchbrach Titus auch die zweite, und ging mit tausend Schwergerüsteten sammt einigen Erlesenen seiner Umgebung in die niedere Stadt. Er ließ weder die Lücke erweitern noch Häuser anzünden, verbot auch irgend einen der Einwohner zu tödten. Er war gesonnen ihrer zu schonen, wofern sie noch jetzt seinen Anträgen sich fügen wollten, und hoffte zumal der Stadt den Tempel zu erhalten. Das Volk war bereit sich ihm zu ergeben; beide gewaffnete Parteien aber hielten seine Milde für Schwäche und glaubten, daß er an Eroberung der übrigen in der That festeren Theile

der Stadt verzweifelte. Die Tyrannen ließen daher jedem, der von Uebergabe reden würde, den Tod ankündigen und einige wirklich ermorden, welche Lust zum Frieden verrathen hatten. Dann überfielen sie von allen Seiten die Römer aus den Gassen, von den Dächern und von den Mauern. Drei Tage wehrten sie den Römern den Eingang durch die Lücke; dem heftigeren Angriffe des vierten Tages mußten sie weichen. Sobald Titus der Mauer sich wieder bemächtigt hatte, riß er die ganze mitternächtliche Seite derselben ein, besetzte die Thürme der mittägigen Seite mit Kriegern und sann auf den Sturm der dritten Mauer.

5.

Um die Juden wo möglich auf den Gedanken der Uebergabe zu bringen, gab Titus, ehe er von neuem stürmen ließ, dem oben erwähnten Josephus Auftrag, mit seinen Landsleuten noch einmal zu sprechen. Seine rührende Anrede aber ward mit Hohn beantwortet; doch entschlossen sich auch viele zur Flucht und gingen ins Lager der Römer über. Unterdessen nahm die Hungersnoth schrecklich zu. Der Hunger erstickte bei den meisten alles menschliche Gefühl. Männer entrissen den Weibern, Weiber den Männern, Kinder den Eltern, ja Mütter ihren zarten Kleinen den Bissen. Gräuel kamen vor, deren Beschreibung die Feder sich versagt. „Es ist unmöglich, bemerkt der Geschichtschreiber Josephus, ihre Bosheit einzeln zu erzählen; aber um es mit Einem Worte zu sagen: nie hat eine Stadt so viel gelitten, und nie, von Anbeginn der Welt, war ein Geschlecht so fruchtbar an Freveln."

Also ward erfüllet, was der Sohn Gottes 37 Jahre zuvor gesagt hatte: „Es wird alsdann eine große Drangsal seyn, wie nicht gewesen ist von Anbeginn der Welt bis jetzt, und wie auch nie seyn wird." (Matth. 24, 21. Marc. 13, 19.)

6.

Titus, eine lange Verzögerung der Einnahme des römischen Kriegsruhmes für unwürdig erachtend, befahl eine Mauer rings um die ganze Stadt aufzuführen. So ward den Juden jeder Ausgang abgeschnitten, so auch die letzte Hoffnung der Rettung ihnen genommen, und es ward erfüllet, was der Sohn

Gottes mit Thränen gesagt hatte: „Es werden die Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall wider dich aufwerfen, dich rings einschließen, und von allen Seiten ängsten werden.“ (Luk. 19, 43.) — Die Hungersnoth ward fürchterlicher von einem Tage zum andern. Bald raffte sie nicht mehr Einzelne, sondern ganze Häuser, ganze Geschlechter dahin. Die flachen Dächer waren bedeckt mit verschmachteten Weibern und Kindern, die Gassen mit erblichenen Greisen. Jünglinge und Männer wankten wie Schemen umher auf den öffentlichen Plätzen, sanken dann hin, der eine hier, der andere dort. Wenigen blieb noch Kraft die Leichen zu begraben; manche starben selbst, indem sie mit Bestattung anderer sich beschäftigten; manche schlichen, um nicht unbegraben zu bleiben, zu den Gräbern, ehe ihre Stunde gekommen war. Kein Jammer erscholl, man vernahm keine Klage; langsam Sterbende sahen mit starrem Blick auf die schon Todten. Nächtliche Stille ruhte rings umher über Sterbenden und Todten, außer wo sie gestört ward durch die Räuberschaaren. Diese brachen die Häuser auf, beraubten die Leichen ihres Gewandes, gingen dann lachend davon, prüften manchmal noch die Spitze ihrer Schwerter an den nackt zurückgelassenen Todten, und höhnten des Jammers der Lebenden, wenn diese in Verzweiflung um den Tod baten, und dann den müden Blick auf den Tempel Gottes hefteten.

7.

Nachdem die wichtige Burg Antonia in die Hände der Römer gefallen, galt es den Tempel zu stürmen. Ehe dieß geschah, ließ Titus noch einmal die Juden auffordern. „Ich rufe, so ließ er ihnen sagen, ich rufe die Götter meines Vaterlandes, und, wofern je ein Gott auf diese Stätte herabsah — denn ich glaube nicht, daß er es anitzt noch thue — so rufe ich auch Den, und mein Heer und die Juden so bei mir sind, zu Zeugen an, daß nicht ich euch nöthige, den Tempel zu beflecken. Wofern nur ihr sammt euren Schaaren diesen Ort verlasset, so wird kein Römer dem Heiligthume nahen. Den Tempel werde ich erhalten, auch wenn ihr es nicht wollt!“ — Die Verblendeten rechneten dem Römer diesen wohlgemeinten An-

trag zur Feigheit an und wurden desto vermessener. Da eröffnete Titus ungesäumt die Erstürmung des Tempels.

8.

Am achten Tage des Monats Loos (ungefähr am ersten August) ließ Titus, nachdem die Wälle vollendet waren, Mauerbrecher gegen ein westliches Gewölbe des Tempels richten. Sechs Tage spielte dieses furchtbare Kriegszeug wider das Gebäude, ohne das Mindeste zu dessen Erschütterung zu bewirken. Eben so wenig vermochten die angebrachten Hebel. Da befahl Titus Sturmleitern anzusetzen. Die Juden wehrten den Römern nicht das Aufsteigen, kämpften aber mit desto mehr Vortheil gegen die Hinaufgestiegenen, stürzten auch einige Leitern, welche mit Feinden bedeckt waren, eroberten etliche Fahnen, tödteten viele Römer und schlugen den Sturm ab.

Da Titus nun sah, mit wie großem Verluste der Seinigen er den Tempel, dessen die Juden nicht schonten, aufrecht zu erhalten strebte, so ließ er Feuer an die Thore des innern Hofes anlegen, welches das Silber, mit dem sie belegt waren, schmelzte, das Holz anzündete, bald in den Säulengängen um sich griff. Starrendes Entsetzen befiel die Juden, als sie rings um den Tempel Flammen lodern sahen. Verzweifelnd an Rettung des Hauptgebäudes, ergossen sie sich in eiteln Zorn wider die Römer. Die Gluth dauerte den Tag und die ganze Nacht.

Am folgenden Tage sandte Titus einen Theil des Heeres, das Feuer zu löschen, die Brandstätte aufzuräumen und den Schaaren den Zugang zum Tempel zu erweitern. Er selbst berief den Kriegsrath, um über das Schicksal des Tempels einen Beschluß zu fassen. Es ward die Erhaltung des Tempels beschlossen.

Aber — so sagt Josephus — Gott hatte vorlängst das Feuer der Zerstörung beschlossen, und nach bestimmtem Verlauf der Zeiten war der Tag gekommen (der 17 August) eben der, an dem ehemals der Tempel vom Könige der Babylonier verbrannt worden. Und dieses Ereigniß ward veranlaßt durch die Juden. Es war nämlich Tags zuvor mit Erbitterung von beiden Seiten gekämpft worden. Kaum hatten die Juden vom Kampfe ein wenig geruht, als sie, da Titus zur Burg An=

tonia zurückgekehrt war, ein neues Gefecht mit den römischen Soldaten begannen, welche noch mit Löschung des Feuers an den äußern Säulengängen beschäftigt waren, sogleich zu den Waffen griffen, die Juden zurücktrieben, und bis an den innern Tempel sie verfolgten. Da ergriff ein römischer Soldat, ohne Befehl, ohne Scheu, einen lodernden Brand, ließ von einem seiner Genossen sich emporheben, und warf den Brand durch ein Fenster der nördlichen Seite in einen Gang, welcher in Verbindung stand mit Gemächern, so das Heilige umgaben. Als die Flamme aufschlug, erhob sich lautes Geschrei der Juden; sie eilten, ihr Leben vergeudend, durch Schwert und Flamme.

Ein Römer lief mit dieser Nachricht zu Titus, den er, ermüdet vom Treffen, ruhend im Zelte fand. Er sprang auf, lief, dem Feuer Einhalt zu thun, zum Tempel; ihm folgten alle Feldherrn, mit ihnen die erregten Soldaten, ordnungslos und mit Getümmel. Titus rief und winkte mit der Hand, abzulassen vom Kampfe, zu löschen die Gluth. Von vielen ward er im Getöse nicht gehört, noch auch im verworrenen Handgemenge gesehen; und als die Soldaten, so ihm gefolgt waren, dazu kamen, da achteten sie weder der Mahnung, noch der Drohung; sie überließen sich blinder Wuth. Ueberall wurden Juden ermordet; aufgehäuft lagen um den Brandopferaltar die Todten, und Blut floß hinab von des Tempels Stufen.

Da Titus den Ungestüm der Soldaten zu hemmen nicht vermochte, und die Feuersbrunst immer zunahm, ging er mit den Feldobersten in das Heilige und in das Allerheiligste. Hier überzeugte er sich staunend von der Herrlichkeit dieses Tempels, dessen innere Pracht und Schönheit der äußern Größe und Hoheit vollkommen entsprach. Noch hatte die Gluth diese inneren Abtheilungen nicht ergriffen, sondern loderte nur in den Umgebungen. In der Hoffnung jene noch zu erhalten, sprang Titus hervor, trieb selbst die Soldaten zum Löschen an, und gab dem Hauptmanne seiner Trabanten Befehl, auf die Widerspenstigen auch mit Stäben schlagen zu lassen. Aber im wilden Ungestüm achteten diese Raubsüchtigen weder Befehl noch Drohung. Da sie rings umher Gold schimmern sahen, glaubten sie, der Tempel verberge auch ungeheure Schätze Geldes.

Einer von ihnen, der dem Titus ins Innere des Tempels nachgegangen, nutzte den Augenblick, als dieser aus dem Heiligthum gelaufen war, um den Soldaten zu steuern, und legte Feuer an eine Thürangel. Plötzlich brach die Gluth aus, und Titus sah sich gezwungen, mit seiner Begleitung den Tempel zu verlassen, den er so gern erhalten hätte.

Als der Tempel verbrannt war, pflanzten die Römer ihre Adler auf an der heiligen Stätte, und brachten ihren Göttern Opfer. Simon und Johannes, die Parteiführer, hatten sich in die Oberstadt gerettet; da sie aber an der Möglichkeit, sie zu vertheidigen, verzweifelten, suchten sie freien Abzug in die Wüste zu erhalten. Dieser wurde ihnen verweigert; darum zogen sie sich in den königlichen Pallast des Herodes zurück, wo sie noch gegen achttausend und vierhundert Menschen ihres Volkes ermordeten, die allda ihre Zuflucht gesucht hatten.

9.

Da die Oberstadt auf dem Berge Sion lag, konnte ohne Belagerungswälle nichts wider sie unternommen werden. Titus sah sich daher zur Aufschüttung solcher gezwungen, obschon das Holz dazu aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußte; denn rings um Jerusalem war die an Gärten und Hainen ehmals reiche Gegend ihres Schmuckes beraubt und in eine traurige Oede verwandelt worden. Nach achttägiger Arbeit waren die Wälle vollendet, und der Römer Belagerungszeug spielte nun sowohl gegen die Mauern von Sion, als wider die königliche Burg. Kraft und Muth hatte die Juden verlassen; viele waren nach Akra geflüchtet, andere in die unterirdischen Abflüsse; doch vertheidigten auch viele die Mauern.

Als an einem Orte die Mauer durchbrochen war, liefen die Hüter davon, ja die Tyrannen selbst (Simon und Johannes) verloren so sehr alle Besinnung, daß sie die Römer durch die Lücke einziehen ließen, und starrend vor Unentschlossenheit sich nicht zurückzogen in die drei mit dem Pallaste des Herodes verbundenen Thürme Hippikos, Phasael und Mariamne,

sondern alles dem Feinde überließen, und in gänzlicher Verzweiflung zu den unterirdischen Abflüssen flüchteten.

Indessen pflanzten die Legionen ihre Adler auf Jerusalems Thürmen auf, staunend und froh, diese langwierige und fürchterliche Belagerung auf einmal, wider alles Erwarten, durch leichte Eroberung des hohen Sion und der Burg Herodes zu beschließen. Sie feierten ihren Sieg durch Waffengetös und Feldgeschrei. Dann ergossen sie sich mit dem Schwert in die Straßen, sättigten sich am Morde aller so in ihre Hände fielen und verbrannten viele Häuser mit allen, welche hineingeflüchtet waren. Andere Häuser erbrachen sie in der Hoffnung auf Raub, fanden aber ganze Familien die da lagen todtgehungert, Leichen in allen Gemächern, erschauderten, eilten mit leeren Händen davon und erfüllten die ganze Stadt mit der Erschlagenen Blut. Erst am Abend hörten sie auf zu morden; das Feuer loderte die ganze Nacht.

Als Titus in die Stadt einging, bewunderte er unter anderm die Festigkeit ihrer Mauern und Thürme, vorzüglich der drei Thürme Hippikos, Phasael und Mariamne, und sagte: „Mit Gottes Hülfe haben wir Krieg geführt, Gott ist es der die Juden aus diesen Vesten gezogen hat; denn was würden Menschenhände und menschliche Werkzeuge wider solche Thürme vermocht haben?"—

10.

Der mehr erwähnte Josephus berechnet die Zahl derjenigen, welche während des ganzen Krieges gefangen worden, auf 97,000; die Menge derjenigen aber, welche in der belagerten Stadt starben, auf 1,100,000. Viele hatte das Schwert, viele die Pest, bei weitem die meisten der Hunger getödtet.

Von den beiden Gewalthabern, welche bald der Hunger nöthigte ihre Schlupfwinkel zu verlassen und sich den Römern zu ergeben, wurde der eine, Johannes von Gischala, zu lebenslänglichen Banden verurtheilt, der andere, Simon, Sohn des Gioras, im Triumphe des Titus aufgeführt und dann getödtet. Die Trümmer der Stadt und des Tempels ließ Titus schleifen, mit Ausnahme der Thürme Phasael, Hippikos und Mariamne, und der westlichen Mauer. Diese sollte den Schaaren, welche

er in Jerusalem zurückließ, zum Lager dienen; jene aber ein bleibendes Denkmal von der Pracht und Festigkeit dieser von den Römern eroberten Stadt seyn. So genau ward dieser Befehl befolgt, daß, nach dem Zeugniß des Josephus, keine Spur einer ehemals bewohnten Stadt mehr zu sehen war.

Vor 37 Jahren hatte der Sohn Gottes, als Er, wenige Tage vor seinem Leiden, Jerusalem nahete, Thränen vergossen und gesagt: „Deine Feinde werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen (Luk. 19, 44.). Und als bald nachher einer seiner Jünger, da er mit ihnen aus dem Tempel gegangen war, zu Ihm sagte: „Meister, siehe welche Steinmassen, und welche Gebäude!" da antwortete er: „Siehest du diese großen Gebäude? nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht abgebrochen wird." (Mark. 13, 2.)

So endete Jerusalem, die heilige Stadt, nachdem sie unter der besondern Obhut Gottes mehr denn 2000 Jahre geblüht hatte. Der Tempel mit all seinen Schätzen war verschwunden; aber bereits hatte sich der Herr einen Bau anderer Art, einen ungleich herrlicheren, die Kirche gegründet, die da ist der lebendige, unvergängliche Tempelbau Gottes in der Menschheit. Das Opfer auf den Altären Jerusalems hatte aufgehört; aber statt seiner wurde dem Allerhöchsten jenes reine, heilige Opfer dargebracht, welches der Prophet Michäas verkündigt. Das Gericht Gottes, das über Jerusalem ergangen, konnte die Anhänger Jesu in ihrem Glauben nur bestärken, ihre Zahl nur mehren.

Was von den Juden dem Tode und der Sklaverei entronnen war, floh in alle Theile der Welt; und noch jetzt hausen sie unvermischt und abgesondert unter den Völkern der Erde, lebendige Zeugen für die Religion Jesu des Gottmenschen.

Da die Juden unter Kaiser Hadrian einen neuen Aufstand erregten, so wurde ihnen unter Todesstrafe verboten dem Orte zu nahen, wo einst die heilige Stadt gestanden; nur am Jahrestage der Zerstörung durften einzelne so nahe kommen, als erforderlich war um im Anblick der fluchbeladenen Stätte ihr Schicksal zu beweinen.

Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte.

1. Aus der Geschichte der Christenverfolgungen.

a. Märtyrertod der heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Wie der heilige Petrus, dem der Herr das Oberhirtenamt seiner Kirche anvertraut hatte, von Liebe zu Jesus glühte und von feurigem Eifer für die Wahrheit des Evangeliums erfüllt war, so war er auch unermüdet thätig, das Reich Gottes immer weiter auszubreiten. Nachdem er zuerst in Jerusalm, in Judäa und Samarien das Evangelium gepredigt hatte, wendete er sich nach Syrien, leitete als Bischof gegen sieben Jahre die Kirche von Antiochien, und predigte in den oberen Gegenden von Kleinasien. Einen noch weiteren Wirkungskreis fand aber der Apostel in dem großen parthischen Reiche, von wo aus er auch ganz wahrscheinlich (gegen 62 nach Chr.), während der ersten Gefangenschaft des heiligen Paulus, seinen ersten Brief an die Kirche von Kleinasien schrieb, worin er die Gläubigen unter andern mit den Worten ermahnet: „Wer könnte euch schaden, wenn ihr dem Guten nachlebet? Wenn ihr aber auch um der Gerechtigkeit willen leidet, so seyd ihr selig; ihre Dräuungen fürchtet nicht und lasset euch nicht schrecken; Christum den Herrn aber haltet heilig in euren Herzen."

Die Seligkeit, um der Gerechtigkeit willen zu leiden, wurde dem Apostelfürsten in reichem Maße zu Theil, nachdem er in Rom den rechten Schauplatz seiner apostolischen Thätigkeit gefunden hatte. Es hatte der göttlichen Weisheit gefallen, die Weltstadt Rom zum Sitze des dem Petrus anvertrauten Oberhirtenamtes der Kirche zu erwählen; dort sollte er zu verschiedenen Zeiten den Gekreuzigten predigen und zuletzt mit dem großen Heidenapostel Paulus die Wahrheit des Glaubens mit seinem Blute besiegeln.

In Rom hatte das Christenthum schon feste Wurzeln geschlagen, als Paulus dahin kam. Er kam aber als Gefangener

dahin; doch wurde ihm gestattet für sich allein zu bleiben mit dem Soldaten, der ihn bewachte. Mit welch glücklichem Erfolge der Apostel während dieser milden Gefangenschaft an der Verbreitung des Evangeliums arbeitete, bezeuget er uns selbst in seinem Briefe an die Philipper, wo er schreibt: „Ihr müsset aber wissen, Brüder, daß meine Umstände eher zum Fortgange des Evangeliums ausgeschlagen sind, so daß meine Bande in Christo kund geworden sind im ganzen Lager der Leibwache und bei allen übrigen, und daß mehrere Brüder im Herrn, ermuthigt durch meine Bande, furchtloser wagen das Wort Gottes zu verkündigen." Nach zweijähriger Haft entlassen, reiste er wieder predigend umher, und kam erst während der Christenverfolgung unter Nero wieder in die Kaiserstadt. Jetzt ging sein heißer Wunsch, aufgelöst zu werden und bei Christus zu seyn, in Erfüllung. Die beiden Apostelfürsten mußten erst neun Monate im Kerker schmachten; endlich erfolgte das Todesurtheil. Es war am 29sten Juni des Jahres 67 oder 68, als beide mit ihrem Blute für den Glauben zeugten. Petrus ward gekreuzigt, und zwar, wie mehrere Kirchenväter berichten, das Haupt nach unten gekehrt, weil er sich unwürdig geachtet, gleichen Todes mit dem Sohne Gottes zu sterben. Paulus ward, weil er römischer Bürger war, nicht zum schimpflichen Kreuzestode geführt, sondern mit dem Beile enthauptet. Man erzählt, daß drei römische Kriegsknechte von ihm, als er zum Tode ging, zum Glauben an Christum bekehrt worden und bald nachher als Märtyrer gestorben seyen.

b. Der Märtyrertod des heiligen Ignatius, Bischofs von Antiochien.

Zur Zeit als der Kaiser Trajan zur Herrschaft des römischen Reiches gelangte (98 — 117 nach Chr.), war Ignatius, ein Schüler des heiligen Johannes, ein wahrhaft apostolischer Mann, Bischof von Antiochien. Mit gewissenhafter Sorgfalt leitete er die ihm von Gott anvertraute Kirche. Kaum waren die Stürme der Verfolgung unter Domitian vorüber, so war er unermüdet thätig durch Lehre, Ermahnung und Gebet dem drohenden Ungewitter entgegenzuwirken, damit es die Schwa-

chen nicht niederwerfe. Mit Sehnsucht hatte er längst der Märtyrerkrone entgegengeharret, um bei dem Herrn zu seyn. Aber nach dem Willen des Herrn sollte er noch einige Jahre der Kirche verbleiben, und gleichsam als eine Leuchte des göttlichen Lichtes den Christgläubigen vorleuchten, bis endlich die Stunde gekommen, daß sein Verlangen erfüllet würde.

Als nämlich der Kaiser Trajan auf dem Feldzuge gegen die Parther im Januar des Jahres 107 nach Antiochien kam, gelangte der Ruf von diesem großen Hirten der Christen zu seinen Ohren. Er befahl, ihn vor seinen Richterstuhl zu führen; und da Ignatius freiwillig und freudigen Herzens kam, fuhr er ihn also mit zornigen Worten an: „Wer bist du, böser Dämon, der du unsere Befehle zu übertreten eiferst, und auch Andere dazu überredest, wodurch sie ins Verderben stürzen?" Ignatius antwortete: „Niemand nennet den Theophorus (d. i. der Gott trägt) einen bösen Dämon; die bösen Geister fliehen vor den Dienern Gottes; denn Christum habend, welcher der König des Himmels ist, vernichte ich ihre Nachstellungen." Da sprach Trajanus: „Wer ist ein Theophorus?" Ignatius antwortete: „Wer Christum in seiner Brust trägt." Trajanus sprach: „Meinst du nicht, daß auch wir die Götter im Herzen tragen, die wider unsere Feinde für uns streiten?" Ignatius antwortete: „Du irrest; denn es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und Ein Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes, dessen Reich ich erlangen möchte." Trajanus sprach: „du meinest jenen, der unter Pontius Pilatus gekreuziget worden?" Ignatius antwortete: „Jenen meine ich, Der meine Sünde sammt ihrem Urheber kreuzigte, und Der alle List und Bosheit des Satans denen unter die Füße getreten hat, welche Ihn im Herzen tragen." Trajanus sprach: „Du trägst also den Gekreuzigten in dir?" Ignatius antwortete: „Ja; denn es steht geschrieben: Ich will in ihnen wohnen und wandeln."

Da sprach Trajan das Urtheil: „Wir befehlen, daß Ignatius, der bekennet den Gekreuzigten in sich zu tragen, gebunden von Soldaten nach Rom geführet werde, um zur Ergötzung des Volkes den wilden Thieren vorgeworfen zu werden." Als der Heilige das Urtheil hörte, rief er mit Freuden: „Ich danke

Dir, o Herr, daß Du mich der vollkommenen Liebe zu Dir gewürdiget, und mich beehret hast mit Deinem Apostel Paulus eiserne Bande zu tragen.“ Und als er das gesagt hatte, nahm er die Fesseln freudig an, nachdem er für die Kirche gebetet, und sie unter Thränen dem Herrn empfohlen hatte, und ward von den rohen Kriegsknechten fortgerissen. Mit großer Heiterkeit und Freude, voll Begierde um des Herrn willen zu leiden, ging er von Antiochia nach Seleucia, und gelangte nach vielen Mühseligkeiten nach Smyrna, wo er den heil. Polykarpus, den Bischof von Smyrna, der gleich ihm ein Schüler des heil. Johannes war, besuchte und sich in seinem Umgange tröstete und stärkte. Da Ignatius mehrere Monate in Smyrna verweilen mußte, so beeilten sich die benachbarten Kirchen, ihn durch ihre Bischöfe, Priester und Diakonen zu begrüßen, auf daß sie geistlicher Gaben durch ihn theilhaft würden; und er dankte ihnen in Briefen voll rührender Liebe und Eifer für die Reinheit der apostolischen Lehre. Da er aber alle so voll Wohlwollen gegen sich erblickte, fürchtete er, die brüderliche Liebe möchte ihn durch Verwendung in Rom des Märtyrerthums berauben; er schrieb darum an die Christen zu Rom:

„Ich bitte euch, mir kein unzeitiges Wohlwollen zu erweisen. Lasset mich die Speise der wilden Thiere seyn, durch die es mir vergönnt ist Gott zu gewinnen. Ich bin ein Fruchtkorn Gottes, und muß durch die Zähne der Thiere gemahlen werden, um als reines Brod Christi erfunden zu werden. Schmeichelt vielmehr den Thieren, daß sie mein Grab werden, und nichts von meinem Körper übrig lassen. Bittet Christum für mich, daß ich durch diese Werkzeuge als ein Opfer erfunden werde. Nichts von dem Sichtbaren und Unsichtbaren soll mich abhalten, Christum zu gewinnen. Feuer und Kreuz, Haufen reißender Thiere, Zerfleischung des Körpers, Zermalmung der Glieder, Marter am ganzen Leibe, Qualen des Satans mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu Christi theilhaft werde! Nichts nützen mir die Vergnügungen der Welt, noch auch die Königreiche dieser Zeit. Besser ist es mir, für Jesus Christus zu sterben als zu herrschen bis an der Erde

Gränze. „„Denn was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet."" Nur nach Dem sehne ich mich, Der für uns gestorben ist, nur Den suche ich, Der um unsertwillen auferstand. Dieser Gewinn liegt mir vor. Schonet meiner, Brüder! hindert mich nicht das Leben zu erlangen; wünschet nicht meinen ewigen Tod, da ich bei Gott seyn will. Haltet mich nicht fest in dieser Welt! Laßt mich das lautere Licht empfangen! Wenn ich dort bin, werde ich ein Kind Gottes seyn. Gestattet mir ein Nacheiferer des Leidens meines Gottes zu seyn! Wer Ihn in seinem Herzen trägt, der erwäge was ich wünsche, und habe Mitgefühl mit mir, da er weiß, was mich umfangen hat."

Von Smyrna aus fuhr Ignatius über Troas, wo er noch kurze Zeit verblieb, nach Rom. Als er dort anlangte, war die Zeit der öffentlichen Kampfspiele bereits ihrem Ende nahe, daher die Soldaten ihn zur Eile drängten, der er sich willig fügte. Doch wurde ihm noch vergönnt, die Brüder zu begrüßen und mit ihnen zu beten für das Wohl der Kirche, für das Aufhören der Verfolgung und für die wechselseitige Liebe der Brüder. Dann ward er, nach dem Befehle des Kaisers, den wilden Thieren vorgeworfen, welche ihn alsobald zerrissen. Nur die härtern Theile seiner heiligen Reliquien blieben übrig, welche nach Antiochien gebracht und in Leinwand niedergelegt wurden, ein unschätzbares Kleinod, so der Kirche von der dem Märtyrer zu Theil gewordenen Gnade hinterlassen worden.

c. Märtyrertod des heil. Polykarpus, Bischofs von Smyrna.

Den Märtyrertod des heiligen Polykarpus und der übrigen Blutzeugen, welche mit und vor ihm unter dem Kaiser Mark Aurel gegen 167 nach Chr. vollendet haben, hat uns die Kirche von Smyrna selbst beschrieben in einem Sendschreiben an die Kirche von Philadelphia und alle Gemeinden der heiligen katholischen Kirche. Wir wollen dieses Schreiben treuen katholischen Glaubens und festen Vertrauens hören und an dem glorreichen Bekenntnisse der Märtyrer uns erbauen und stärken. Die Kirche von Smyrna schreibt aber also:

„Erbarmen, Friede und Liebe sey euch in Fülle von Gott, dem Vater und von dem Herrn Jesus Christus!

Wir haben euch geschrieben, Brüder, über die Märtyrer und insbesondere über den heiligen Polykarpus, welcher durch sein Märtyrerthum der Verfolgung ein Ziel setzte. Denn an ihm hat uns der Herr das wahre Märtyrerthum des Evangeliums zeigen wollen. Er wartete bis er überliefert wurde, wie auch der Herr selbst; daß auch wir seine Nachahmer seyn möchten, nicht allein uns selbst berücksichtigend, sondern auch das, was zum Wohle des Nächsten dient. Denn es ist ein Zeichen wahrer und standhafter Liebe, nicht allein das eigene, sondern auch aller Brüder Heil zu suchen.

Das Märtyrerthum aller Blutzeugen war glückselig und glorwürdig. Denn wer sollte ihren Edelmuth, ihre ausharrende Standhaftigkeit und ihre Liebe gegen den Herrn nicht bewundern? Welche, ungeachtet sie mit Scorpionenpeitschen gegeißelt wurden, daß selbst die innern Adern des Körpers zum Vorschein kamen, dennoch in Geduld ausharreten, so daß selbst die umstehenden Heiden Mitleid empfanden. Sie aber waren zu solcher Standhaftigkeit gelangt, daß keiner aus ihnen seufzte oder klagte, wodurch sie uns allen zeigten, daß sie unter jenen Martern von ihrem Leibe abwesend waren, oder vielmehr, daß der Herr ihnen beistand oder mit ihnen umging, und an Christi Gnade sich haltend, verachteten sie die Martern der Welt. Selbst das Feuer der erbarmungslosen Folterer schien ihnen kühl, denn vor Augen schwebte ihnen das ewige und unerlöschliche Feuer, dem sie dadurch entflohen, und mit den Augen ihres Geistes schaueten sie auf die ewigen Güter, so den ausharrenden Kämpfern aufbewahret sind, welche kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Sinn gekommen sind, welche ihnen aber von dem Herrn gezeigt wurden. In gleicher Weise erduldeten auch die zu den Thieren Verurtheilten lange Zeit furchtbare Qualen, indem sie auf den scharfen Scherben der Purpurmuschel gewälzet und mit mannichfaltigen andern Martern gequälet wurden, so daß sie, wenn's möglich gewesen wäre, durch die anhaltenden Leiden zum Abfall hätten können gebracht werden. Aber

alle blieben standhaft. Nur der Phrygier Quintius, der sich selbst angegeben hatte, wurde, als der Proconsul in ihn drang und ihm die wilden Thiere zeigte, denen er vorgeworfen werden sollte, schwach und verläugnete. Darum, Brüder, loben wir diejenigen nicht, welche sich selbst angeben; denn so lehrt nicht das Evangelium.

Anders der neunzigjährige Polykarpus. Als er das Geschrei des Volkes hörte: „Hinweg mit dem Gottlosen! Polykarpus werde aufgesucht!" wollte er doch zuerst ruhig in der Stadt verbleiben und den Ausgang, wie ihn der Herr führen werde, abwarten. Aber auf Bitten der Gläubigen ließ er sich bewegen, nach einem nahe gelegenen Landgute sich zu flüchten. Hier verweilte er mit wenigen Freunden Tag und Nacht, wie er pflegte, in eifrigem Gebete begriffen für alle Gläubigen und alle Kirchen. Drei Tage vor seiner Gefangennehmung hatte er im Gebete ein Gesicht, indem er sein Kopfkissen verbrennen sah. Da sprach er weissagend zu seinen Begleitern: „Ich soll lebendig verbrannt werden." Da er aufgesucht wurde, begab er sich nach einem andern Landgute; und sogleich erschienen die Polizeidiener, denen der Zufluchtsort des Bischofs von einigen unwürdigen Menschen verrathen worden. Sie fanden ihn selbst zwar nun nicht mehr, aber zwei Diener; und einer derselben unterlag der Folter und gab den Ort an, wohin Polykarpus sich geflüchtet hatte. Als sie kamen, hätte er sich noch nach einem andern Hause flüchten können; aber er sprach: „Der Wille des Herrn geschehe!" Er stieg hinab zu den Polizeidienern, und ließ ihnen, so viel sie wollten, zu essen und zu trinken geben; nur bat er sie, ihm eine Stunde zu ruhigem Gebete zu vergönnen. Da sie ihm das gestattet hatten, betete er voll der Gnade Gottes zwei ganze Stunden hindurch, so daß selbst die Heiden von solcher Andacht ergriffen wurden.

Darauf ward er auf einem Esel zur Stadt geführt; da begegnete ihnen der Polizeiaufseher mit seinem Vater; die nahmen ihn zu sich in ihren Wagen und wollten ihn bereden Christum zu verläugnen und sprachen: „Was ist es doch böses zu sagen: der Kaiser unser Herr, und zu opfern!" Polykarpus schwieg zuerst, da sie aber fortfuhren in ihn zu dringen,

sprach er: „Ich werde nicht thun, was ihr mir rathet." Da sie nun sahen, daß sie ihn nicht überreden konnten, ergrimmten sie und warfen ihn mit argen Schimpfreden aus dem Wagen in solcher Heftigkeit, daß sein eines Schienbein verletzt wurde. Aber ohne sich umzusehen, ging er gleich als wäre ihm nichts widerfahren, freudig und willig weiter. Als er vor den Proconsul kam, drang dieser in ihn: „Schwöre, fluche Christo, so lasse ich dich los." Da antwortete Polykarpus: „Sechsundachtzig Jahre diene ich Ihm, und Er hat mir kein Leid erwiesen — — wie könnte ich Ihm fluchen, meinem König und Heiland?" Da aber der Proconsul fortfuhr in ihn zu dringen, sprach Polykarpus: „Da du so dringend begehrest, daß ich schwöre, und verhehlen willst wer ich bin, so vernimm es denn öffentlich: Ich bin ein Christ. Willst du aber die Lehre des Christenthums kennen lernen, so bestimm dazu einen Tag und höre mich an." Der Proconsul sprach: „Ueberrede nur das Volk". Polykarpus antwortete: „Dir war ich Rechenschaft abzulegen schuldig; denn unsere Religion lehrt uns, den von Gott eingsetzten Obrigkeiten die gebührende Ehre zu erweisen, die unser Gewissen nicht verletzt. Jene aber halte ich nicht für werth, mich vor ihnen zu vertheidigen." „Ich habe aber wilde Thiere, sprach der Proconsul, diesen laß ich dich vorwerfen, wenn du dich nicht eines Andern besinnest." „Laß sie kommen, antwortete der Greis, denn eine Sinnesänderung vom Guten zum Bösen ist fern von uns, aber schön ist es vom Bösen zur Gerechtigkeit überzugehen." Da erwiederte der Proconsul: „Wenn du die Thiere verachtest, so werde ich dich verbrennen lassen." „Du drohest mit Feuer, antwortete Polykarpus, welches nur eine Weile brennt und bald erlischt. Denn du kennest nicht das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Strafe, das den Gottlosen aufbehalten ist. Doch was säumest du? Thue was dir gefällt."

Als er das gesagt hatte, ward er mit Zuversicht und Freude erfüllt, und sein Anlitz strahlte wieder von der Gnade, was selbst den Statthalter außer Fassung brachte; dieser aber ließ nun durch den Herold öffentlich ausrufen: „Polykarpus hat sich selbst für einen Christen erklärt." Da schrie die ganze

Menge, Juden und Heiden, mit zügelloser Wuth: „das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der so Viele lehrt, die Götter nicht anzubeten und nicht zu opfern." Zuerst forderte nun das wüthende Volk, daß ein Löwe wider Polykarpus losgelassen werde; da dieses aber nicht gestattet werden konnte, weil die Zeit der öffentlichen Spiele bereits vorüber war, so forderte es einstimmig, daß derselbe lebendig verbrannt werde. Und als der Proconsul dieß bewilligte, eilte der Pöbel, aus den Werkstätten und Badeanstalten Holz zusammenzutragen und einen Scheiterhaufen aufzuthürmen. Polykarpus zog seine Kleider aus und legte den Gürtel ab und suchte auch seine Sohlen aufzulösen, was er früher nicht zu thun pflegte, da die Gläubigen sich beeiferten, einer vor dem andern, ihrem hochverehrten Bischofe diesen Dienst zu erweisen. Alsbald ward alles um ihn herumgelegt, was zum Scheiterhaufen war zusammengetragen worden, und da sie ihn an den Pfahl annageln wollten, sprach er: „Lasset mich so! Der, welcher mir verliehen das Feuer auszuhalten, wird mir auch Kraft geben unbeweglich auf dem Scheiterhaufen zu stehen, ohne daß ihr mich annagelt." Nun banden sie ihn an den Pfahl. Er aber schaute zum Himmel auf und betete:

„Herr, allmächtiger Gott, Vater Deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß von Dir empfangen haben, Gott der Engel und der ganzen Schöpfung und des ganzen Menschengeschlechtes, der Gerechten welche vor Deinem Angesichte leben, ich preise dich, daß Du mich gewürdiget hast dieses Tages und dieser Stunde, Theil zu nehmen in der Zahl Deiner Blutzeugen an dem Kelche deines Christus zur Auferstehung des ewigen Lebens. Darum preise ich Dich, lobe Dich, verherrliche Dich mit dem ewigen Hohenpriester Jesus Christus, deinem geliebten Sohne, mit dem Dir und dem heiligen Geiste sey Ehre jetzt und in Ewigkeit! Amen."

Als er gebetet hatte, ward der Scheiterhaufen angezündet; aber das Feuer wollte den treuen Diener des Herrn nicht antasten. Die Flamme umgab den Leib des Märtyrers wie ein Segel, das vom Winde angeschwollen ist, und er blieb unverletzt in der Mitte stehen. Da nun die Heiden sahen, daß

sein Leib nicht konnte vom Feuer verzehrt werden, hießen sie den Confector hinzutreten und ihn durchbohren, um seinem Leben ein Ende zu machen. Und als wir nun beabsichtigten den Leichnam aus dem Feuer zu ziehen, um seiner Ueberbleibsel theilhaft zu werden, baten einige Vornehme auf Anstiften der Juden den Statthalter, den Leichnam den Christen nicht zu überlassen, sonst würden selbige den Gekreuzigten verlassen und diesen anbeten. Die Thoren, die nicht einsehen daß wir Christum, der für das Heil der ganzen Welt gelitten hat, der Schuldlose für die Sünder, nie verlassen, noch auch einen anbeten können. Denn Ihn, den Sohn Gottes, beten wir an, die Märtyrer aber lieben wir mit Recht als Schüler und Nachfolger des Herrn wegen ihrer überschwenglichen Liebe zu ihrem König und Meister. Möchten wir nur ihre Mitgenossen und Mitschüler werden!

Da aber der römische Hauptmann die Gährung unter den Juden bemerkte, ließ er den Leichnam mitten ins Feuer werfen und verbrennen. Und so haben wir hernach seine Gebeine, kostbarer als die ausgesuchtesten Edelsteine, aufgesammelt, und wo sich geziemte niedergelegt. Dort auch wird der Herr uns gewähren, daß wir uns, wenn's möglich ist, in Freude und Frohlocken versammeln, und den Geburtstag seines Märtyrerthums feiern, zum Gedächtniß an die Vollendeten und zur Uebung und Vorbereitung für die zukünftigen Streiter.

d. Die Märtyrer zu Lyon und Vienne in Frankreich.

Zehn Jahre nach dem Märtyrertode des heil. Polykarpus (177 nach Chr.) traf eine zweite heftige Christenverfolgung unter dem Kaiser Mark Aurel die Kirche von Frankreich, insbesondere die Kirchen von Lyon und Vienne. Wir besitzen über diese Verfolgung ein rührendes Sendschreiben, worin diese Kirchen die Leiden der Märtyrer beschreiben. Es ist recht, daß wir dasselbe hieher setzen, um uns an seinem Inhalte zu erbauen. Es lautet also:

Die Diener Christi zu Vienne und Lyon wünschen den Brüdern in Asien und Phrygien, die denselben Glauben und dieselbe Hoffnung mit uns haben, Friede, Gnade und Herrlichkeit von Gott, dem Vater und Jesu Christo, unserm Herrn!

α. Die Leiden und Besorgnisse der heil. Märtyrer.

Welche schwere Drangsale die seligen Märtyrer erduldet und mit welcher Wuth die Heiden sie verfolgt haben, können wir weder aussprechen, noch beschreiben. Der böse Feind drang mit aller Macht auf uns ein, ließ kein Mittel unversucht seine Diener wider die Diener Gottes aufzuregen. Die Gnade Gottes hat für uns gestritten und die Schwachen bewahrt, und jene starken Säulen ihm entgegengestellt, welche durch ihre Standhaftigkeit im Stande waren die ganze Wuth des Bösen auf sich zu lenken, und im Kampfe mit ihm jede Art von Schmach und Marter erduldeten; aber das Schwere für gering achteten und freudig zu Christus eileten, indem sie in der That zeigten, daß die Leiden dieser Zeit nicht in Vergleich kommen mit der Herrlichkeit, welche künftig an uns offenbar werden soll.

Was zuvörderst von dem gesammten Volke haufenweise zugefügt wurde, ertrugen sie auf's standhafteste, nämlich: Verhöhnung, Schläge, Schleifen auf den Gassen, Plünderungen, Steinwürfe und alles was der in Wuth gesetzte Pöbel gegen Feinde zu verüben pflegt. Darauf wurden viele ergriffen und vor die Stadtobrigkeiten geführt; und da sie bekannten, daß sie Christen seyen, wurden sie bis zur Ankunft des abwesenden Statthalters in's Gefängniß geworfen. Dieser fing, als er ankam, die Untersuchung gleich mit allen grausamen Martern an. Vettius Epagathus, einer aus den Brüdern, der noch nicht ergriffen worden, fühlte sich gedrungen, da er die falschen Anklagen gegen seine Mitbrüder vorbringen hörte, vor dem Richterstuhl des Statthalters als Vertheidiger ihrer Unschuld aufzutreten. Er bat um Gehör, indem er zeigen wolle, daß bei uns nichts Gottloses und Irreligiöses gefunden werde. Aber der Statthalter wollte ihn nicht anhören und fragte nur, ob er auch ein Christ sey, und da er dieß laut bekannte, ward auch er als Advocat der Christen ins Gefängniß geworfen. Dann ward gegen die übrigen verfahren; und offenbar waren und bereit zum Bekenntnisse die ersten Märtyrer, welche auch mit aller Freimüthigkeit das Bekenntniß des Märtyrerthums ablegten; es erschienen aber auch die welche unbereitet, und ungeübt, und noch schwach waren, nicht vermögend die Heftigkeit eines so großen Kampfes auszuhalten, von denen auch zehn abfielen und große Trauer und unglaublichen Schmerz uns bereiteten, und die Freudigkeit der übrigen, welche noch nicht ergriffen waren, brachen. Damals wurden wir allesammt in große Bestürzung gesetzt, wegen des ungewissen Ausganges des Bekenntnisses, nicht daß

wir die Qualen gefürchtet hätten, die gedrohet wurden, sondern weil wir auf den Ausgang hinschaueten und den Abfall fürchteten. Es wurden auch einige heidnische Sklaven der Unsrigen ergriffen, welche, aus Furcht vor der Folter und aufgereizt von den Soldaten, gegen uns erlogen, daß wir Menschenfleisch äßen, und viele unnatürliche Laster verübeten — Dinge, die man nicht aussprechen und denken darf, und die man auch für durchaus unglaublich halten muß. Die Wuth des Pöbels wurde dadurch so sehr gesteigert, daß selbst Blutsverwandte und Freunde, die früher noch schonender gewesen, nun zum heftigsten Unwillen gegen uns entbrannten; so daß das Wort des Herrn in Erfüllung ging: „Es kommt die Zeit daß, wer euch tödtet, meinen wird, er thue Gott einen Dienst daran." Von nun an hielten die heiligen Märtyrer Qualen aus, welche alle Beschreibung übertreffen.

β. Die Martern des Sanctus, Maturus, Attalus und der Blandina.

Die ganze Wuth des Pöbels, des Statthalters und der Soldaten fiel aber auf den Diakonus Sanctus von Vienne, und auf Maturus, zwar erst ein Neugetaufter, aber doch ein edler Streiter des Herrn, auf Attalus von Pergamus, eine Säule und Grundveste unserer Kirche, und auf die Sklavin Blandina, durch welche Christus zeigte, wie das, was nichts ist vor den Menschen, großer Ehre werth geachtet ist vor Gott wegen der Liebe zu ihm, welche sich in Wahrheit zeiget und sich nicht mit dem Scheine brüstet. Denn da wir alle fürchteten, auch ihre Herrin, die mit zu den Märtyrern gehörte, daß sie ihrer Leibesschwachheit wegen nicht im Stande seyn würde, ein freimüthiges Bekenntniß des Glaubens abzulegen, wurde sie so mit Kraft angethan, daß die Peiniger, welche, einer nach dem andern, sie vom Morgen bis zum Abend auf alle Weise peinigten, ermüdeten, und bekannten, daß sie überwunden seyen und nichts mehr hätten, was sie ihr noch anthun könnten, und sich wunderten, daß sie noch am Leben sey, da ihr Leib ganz zerrissen und überall geöffnet sey. Aber die Selige erhielt, wie ein würdiger Kämpfer, neue Kraft in dem Bekenntnisse; und es war für sie eine Erquickung und Erholung und Befreiung von allen Schmerzen, sagen zu dürfen: „Ich bin eine Christin; und bei uns geschieht nichts Schändliches.

Auch Sanctus, der auf unglaubliche Weise alle nur erdenklichen Qualen erduldete, indem die Gottlosen hofften, durch die Dauer und Größe der Marter etwas Ungeziemliches von ihm zu erpressen, widerstand ihnen mit solcher Standhaftigkeit, daß er selbst nicht einmal seinen und seines Volkes und seiner Geburtsstadt Namen aussprach, sondern auf alle Fragen in römischer Sprache antwortete: Ich bin ein Christ. Das sey sein Name, Vaterland, Geschlecht, und sein Alles; einen andern Laut vermochten die Heiden nicht von ihm zu erpressen.

Deßhalb entbrannte gegen ihn die Wuth des Statthalters und der Folterer am heftigsten, so daß sie zuletzt, da sie nichts mehr hatten, womit sie ihn noch hätten quälen können, glühende Erzplatten nahmen und diese den zarteren Theilen seines Körpers anhefteten. Diese wurden dadurch zwar verbrannt, er selbst aber blieb ungebeugt und unerschüttert in dem festen Bekenntnisse des Glaubens, von der himmlischen Quelle des lebendigen Wassers, das aus dem Herzen Christi ausströmt, bethaut und gekräftigt. Sein Leib aber war Zeuge dessen, was ihm widerfahren: selbiger hatte nur Wunden und Brandmale, und war so verzogen, daß die äußere Menschengestalt nicht mehr an ihm zu erkennen war. Aber Christus selbst litt in ihm und wirkte herrliche Wunder, indem er den Widersacher zu Schanden machte, und den Uebrigen zu einem Beispiele zeigte, daß nichts furchtbar ist, wo die Liebe des Vaters, nichts schmerzhaft, wo die Herrlichkeit Christi ist. Da nämlich jene Gottlosen nach wenigen Tagen den Märtyrer abermals folterten und glaubten, daß, wenn sie nunmehr, da die Wunden angeschwollen und brennend geworden wären, dieselben Folterwerkzeuge vom neuen anwendeten, sie seine Standhaftigkeit überwältigen würden, oder daß er doch dem Uebermaße der Qualen erliegen und sterbend den Uebrigen zum abschreckenden Beispiele dienen würde; so begab sich nicht nur nichts dergleichen, sondern wider aller Erwarten ward er in den nachfolgenden Qualen gestärkt, und sein Körper wieder hergestellt und erhielt die vorige Gestalt und den Gebrauch der Glieder wieder, so daß die zweite Folterung ihm nicht zur Strafe, sondern durch die Gnade Christi zur Herstellung gereichte.

Da nun aber alle Folter der Feinde Christi durch die Standhaftigkeit der Märtyrer vereitelt wurden, so ersann der Widersacher andere Martern, nämlich daß sie in den finstersten, beschwerlichsten Ort des Kerkers eingeschlossen, oder daß ihre Füße in den Block, selbst bis zum fünften Loch, ausgespannt wurden, alle übrigen Quälereien zu erdulden hatten, welche die erzürnten Diener des bösen Feindes gegen die Eingeschlossenen zu verüben gewohnt waren, so daß sehr viele, in dem Kerker erstickt, starben, denen der Herr, welcher seine Herrlichkeit in allen offenbarte, diesen Ausgang bestimmt hatte. Denn manche, welche so schwere Martern erduldet hatten, daß es schien, sie würden auch bei aller Pflege nicht mehr leben können, blieben am Leben im Kerker, zwar verlassen von menschlicher Fürsorge, aber von dem Herrn an Leib und Seele gestärkt und gekräftiget, so daß sie die übrigen anfeuern und trösten konnten.

γ. Der Märtyrertod des Pothinus, Sanctus, Maturus, Attalus, Pontikus und der Blandina.

Auch Pothinus, Bischof von Lyon, schon über 90 Jahre alt, und noch sehr schwach am Körper durch eine soeben überstandene Krank-

heit, aber von Sehnsucht erfüllet nach dem Bekenntnisse des Glaubens, wurde vor den Richterstuhl geschleppt. Der Statthalter fragte ihn: „Wer der Gott der Christen sey?" Er antwortete: „Du wirst Ihn erkennen, wenn du dessen würdig bist." Da schleppten sie ihn schonungslos hin und her, und fügten ihm vielfältige Mißhandlungen zu. Die ihm nahe waren, schlugen ihn mit Fäusten und stießen ihn mit Füßen, ohne Rücksicht zu nehmen auf sein hohes Alter; die weiter entfernt waren, warfen auf ihn was sie zur Hand hatten. Kaum noch athmend, ward er in den Kerker geworfen, wo er nach zwei Tagen starb.

Es wurden nun auch M a t u r u s und S a n c t u s und B l a n d i n a und A t t a l u s in's Amphitheater geführt, um den Thieren vorgeworfen zu werden. Maturus und Sanctus mußten sich abermals allen Arten von Martern im Amphitheater unterziehen, gleich als ob sie vorher noch nichts gelitten hätten; oder vielmehr als Kämpfer, welche schon wiederholt den Widersacher überwunden und um die Krone selbst bereits gestritten hatten, erduldeten sie abermals die gewohnten Spießruthen, wurden von den Thieren hin und her geschleppt, und zuletzt auf den glühenden eisernen Stuhl gesetzt, um ihren Körper gleichsam zu rösten. Aber auch nun hörten die Heiden nicht auf zu wüthen, sondern im Gegentheil raseten sie nur um so heftiger, da sie die Standhaftigkeit der Märtyrer besiegen wollten. Diese aber wurden zuletzt, da sie ungeachtet des schweren Kampfes noch fortlebten, erwürgt. Blandina aber wurde an den Pfahl gebunden und den Thieren zur Speise hingegeben; aber kein Thier rührte sie an, da nahm man sie vom Pfahle und warf sie wieder ins Gefängniß, um sie zu einem andern Kampfe aufzubewahren. Dasselbe geschah mit Attalus, von dem der Legat erfuhr, daß er römischer Bürger sey.

Da nun der Statthalter über alle Eingezogenen an den Kaiser berichtete, so benutzten die Märtyrer diese Zeit der Ruhe zum Besten der Abgefallenen, und durch ihre ausharrende Geduld ward die unendliche Erbarmung Christi offenbar; denn durch die Lebenden wurden die Todten wieder belebt, und die Märtyrer traten fürbittweise ein für die Nichtmärtyrer, und die Mutterkirche hatte die Freude, diejenigen, welche sie als Todte ausgestoßen hatte, als Lebende wieder zu gewinnen. Denn die meisten der vom Glauben Abgefallenen wurden zur Sinnesänderung gebracht und wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Da inzwischen der Befehl des Kaisers angekommen war, die Bekennenden hinzurichten, die Verläugnenden aber frei zu lassen, so ließ der Proconsul nun die seligen Märtyrer vor seinen Richterstuhl führen, um sie abermals zu verhören. Diejenigen von ihnen, welche das römische Bürgerrecht hatten, wurden mit dem Schwerte hingerichtet, unter diesen auch Attalus; die übrigen zu den Thieren verurtheilt. Hochverherrlicht ward aber hier Christus an denen, die zuerst verläugnet hatten, nun aber wider Erwarten der Heiden den Glauben an Christus bekannten und den übrigen Märtyrern

zugezählt wurden. Nur diejenigen blieben ausgeschlossen, welche nie eine Spur des Glaubens, wie eine Ahnung von dem Hochzeitsgewande des Herrn, noch eine Empfindung der Gottesfurcht gehabt, sondern auch schon durch ihren Wandel die Religion verlästert hatten.

Nachdem alle Märtyrer glorreich vollendet hatten, wurden am letzten Tage der Fechterspiele **Blandina** mit **Ponticus**, einem Knaben von 15 Jahren, nochmals vorgeführt. An allen vorhergehenden Tagen hatte man sie die Qualen der übrigen mit ansehen lassen, um sie zu schrecken; jedoch vergeblich. Sie blieben standhaft und verachteten die heidnischen Götter; um so mehr aber entbrannte die Wuth des Pöbels wider sie, so daß selbiger weder des zarten Alters des Knabens sich erbarmte, noch des weiblichen Geschlechtes achtete. Sie wurden in allen Arten furchtbarer Marter geprüfet, und doch konnte man nicht erreichen, was man wollte und ihre Glaubenstreue brechen. Denn Ponticus ertrug, von Blandina ermuthigt und gestärkt, mit Edelmuth jede Marter, bis er endlich seinen Geist aufgab. Blandina aber, die letzte von allen, gleich einer edlen Mutter, welche die Kinder zum muthigen Glaubenskampfe ermuntert und die Sieger zum König des Himmels vorangesendet hatte, eilte freudig zu ihnen, frohlockend über ihren Ausgang, gleich als wäre sie zu einem Hochzeitmahle geladen, nicht aber den Thieren zur Speise bestimmt. Noch einmal duldete sie die Geißelstreiche, den Brand des glühenden Stuhles; dann wurde sie in ein Netz gehüllet und einem wüthenden Stiere vorgeworfen und lange von ihm umhergeschleudert. Sie aber empfand nicht mehr die irdischen Schmerzen wegen der Hoffnung der besseren Güter, denen sie entgegenharrete, und wegen des seligen Umganges mit Christo. Endlich ward auch sie hingerichtet. Selbst aber die Heiden gestanden, daß noch nie ein Weib solche herbe Qualen erduldet habe.

δ. Die Wuth der Heiden gegen die Leiber der Märtyrer.

Aber auch so hatte ihre Wuth und unmenschliche Grausamkeit gegen die Heiligen noch nicht ihr Ende; vielmehr wüthete man noch gegen die Leichen. Die Leichname derer, welche in Kerkern erstickt waren, wurden den Hunden vorgeworfen und Tag und Nacht bewacht, daß niemand von uns sie begraben möchte. Dann wurde das, was die Thiere und das Feuer übrig gelassen hatten, theils zerrissene, theils verbrannte Glieder, öffentlich ausgesetzt und mit den Köpfen der übrigen und den Leibern derer, die enthauptet worden, mehrere Tage unbegraben liegen gelassen und von Soldaten bewacht. Viele knirschten noch mit den Zähnen gegen die Todten, voll Begierde noch irgend ihren Spott und ihre Wuth an ihnen auszulassen; andere lachten, spotteten und priesen ihre Götter, die sich jetzt an den Märtyrern gerächt hätten. Die milder

Gesinnten, und welche gleichsam Mitleid mit uns zu fühlen schienen, fragten spöttisch: „Wo ist nun ihr Gott?“ „Und was nützet ihnen ihre Religion, welche sie selbst ihrem Leben vorziehen?“ Der Art war der Spott der Heiden. Wir aber wurden von dem tiefsten Schmerze gedrückt, daß es uns nicht gestattet war die Leiber zu bestatten.

Nachdem nun die Leiber der Märtyrer auf alle Weise verhöhnet und sechs Tage hindurch unter freiem Himmel gelegen hatten, wurden sie endlich verbrannt und die Asche in die vorbeifließende Rhone gestreut, damit kein Ueberbleibsel von ihnen fortan noch auf Erden bleibe; und das thaten sie, gleich als ob sie Gottes Willen vereiteln und ihnen die Hoffnung der Auferstehung nehmen könnten, damit jene, wie sie sagten, keine Hoffnung der Auferstehung haben, worauf sie vertrauen. „Wir wollen nun sehen, sagten sie, ob sie auferstehen werden, und ob ihr Gott ihnen helfen und aus unserer Hand sie erretten kann.“

---

2) Denkwürdigkeiten aus dem gottseligen Leben der Christen.

Das gottselige Leben der Christen in den ersten Zeiten der Kirche ist wohl geeignet, daß wir uns daran erbauen, daran stärken und zur Nacheiferung ermuntern. An ihnen ist erfüllet worden, was der Herr sprach: „Ihr sollet euer Licht vor den Menschen leuchten lassen, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.“ Das Evangelium Jesu Christi erwies sich an ihnen als eine Kraft Gottes zur Neuschaffung und Heiligung eines jeden, der aus dem Glauben lebt. Aus ihren Werken der Gottseligkeit strahlte mächtig hervor die Wirksamkeit der göttlichen Gnade, welche überall so Großes, so Herrliches wirket zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, wo sie einen guten, einen empfänglichen Boden findet. Wir wollen es nun aus einigen Schilderungen jener Zeit, wo mit allen eine große Gnade war, näher kennen lernen:

a. Das Abbild wahrer Christen.

„Die Christen unterscheiden sich von den übrigen Menschen weder durch ein eigenes Land, noch durch Sprache, noch durch Sitte. Sie wohnen nicht in eigenen Städten, reden keine eigene von andern verschie-

dene Sprache, führen keine besondere Lebensart. Sie wohnen in den Städten der Griechen und Nichtgriechen, wie es kommt, und richten sich in Nahrung, Kleidung und in allem, was die äußere Lebensweise betrifft, nach den Gebräuchen der Einwohner, und dennoch ist ihre Lebensweise bewunderungswürdig und ausgezeichnet. Sie haben ihre eigenen Wohnungen, sind aber wie Miethleute; sie wohnen, jeder in seinem Vaterlande, aber wie Fremdlinge; sie haben mit den übrigen alles gemein, wie Bürger, sie dulden aber alles, wie Fremdlinge. Jedes fremde Land ist ihnen Vaterland und jedes Vaterland wie ein fremdes Land. Sie leben im Fleische, aber nicht nach dem Fleische; sie leben auf Erden, aber ihr Wandel ist im Himmel. Sie lieben alle und werden von allen verfolgt, verkannt und verdammt. Sie werden hingerichtet und leben wieder auf. Sie sind arm und machen viele reich. Sie haben Mangel an allem, und Ueberfluß an allem. Sie werden beschimpft und unter dem Spotte verherrlicht. Sie werden verleumdet und ihre Unschuld gerechtfertigt. Sie werden verspottet und verfluchet, und sie segnen; sie werden verachtet, und sie erweisen Ehre. Sie leben untadelig, und werden als Bösewichter bestraft; sie werden gemartert, und sie frohlocken in Mitte der Martern wie neubelebt. Die Juden bekriegen sie, als wären sie Fremdlinge, die Heiden verfolgen sie, und die sie verfolgen, wissen nicht warum. Mit einem Worte: was die Seelen im Körper, das sind die Christen in der Welt. Wie die Seele durch alle Glieder des Körpers verbreitet ist, so sind die Christen in allen Städten der Welt verbreitet. Die Seele wohnt zwar in dem Körper, ist aber nicht von dem Körper; so wohnen die Christen in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Das Fleisch haßt die Seele und bekämpft sie, obgleich die Seele dem Fleische nichts zu Leide thut, nur weil sie dasselbige seine Lüste nicht befriedigen läßt. Die Seele liebt das Fleisch, so sie haßt, und die Christen lieben die, von denen sie gehaßt werden. Die Seele ist in dem Körper eingeschlossen, und doch ist sie es, die den Körper erhält; die Christen sind eingeschlossen in der Welt, wie in einem Gefängnisse, und doch sind sie es, die die Welt erhalten. Die unsterbliche Seele wohnt in einem sterblichen Körper; die Christen bewohnen als Fremdlinge eine vergängliche Welt und erwarten ein unvergängliches Erbe im Himmel. Hart gehalten in Speis und Trank wird die Seele vollkommener; die Christen vermehren sich, wenn sie täglich gemartert werden. Gott hat sie auf einen wichtigen Posten gestellt, den sie nicht verlassen dürfen." (Brief an Diognet).

„Wir, schreibt der heilige Justinus, die wir früher der Unkeuschheit dienten, finden jetzt nur an Sittenreinheit Wohlgefallen; die wir einst Zauberkünste trieben, haben uns dem ewigen Gott geweiht; die wir einst Reichthum und Besitz allem vorzogen, geben jetzt von dem Unsrigen allen übrigen und theilen jedem Dürftigen mit; die wir einst einander haßten und mordeten, die wir Fremde wegen der Verschiedenheit der

Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, leben jetzt nach der Erscheinung Christi mit ihnen zusammen. Wir beten für unsere Feinde und suchen diejenigen, welche uns mit Unrecht hassen, zu überzeugen, auf daß sie nach den herrlichen Vorschriften Christi leben und die freudige Hoffnung empfangen möchten, dieselben Güter, wie wir, von Gott, dem Herrn aller Dinge, zu erhalten." (Schutzschrift für die Christen.)

„Das Werk Jesu offenbaret sich in der ganzen Menschheit, wo durch Jesus gestiftete Gottesgemeinden wohnen, die von tausend Lastern bekehrt worden, und noch jetzt bringt der Name Jesu eine wunderbare Sanftmuth, Ordnung der Sitten, Menschenliebe, Güte und Milde bei denen hervor, welche den Glauben an die Lehre von Gott und Christo und dem bevorstehenden Gerichte nicht um irdischer Vortheile oder eines menschlichen Nutzens willen erheucheln, sondern ihn aufrichtig annehmen." (Origenes.)

b. Die Wohlthätigkeit der Christen.

Ein Gegenstand liebreicher Fürsorge war in jeder Kirche die Verpflegung der Bedürftigen, insonderheit der Armen, Kranken, Greise, Wittwen, Waisen, der um des Glaubens willen Gefangenen und der ankommenden fremden Christen. War es gleich nicht zu vermeiden, daß diese Wohlthätigkeit von unwürdigen Personen da und dort mißbraucht wurde, so wollte die Kirche durch ihre Gutthaten doch nimmer die Trägheit und das Laster unterstützen, und denjenigen nicht ein unverdientes Brod geben, welche dasselbe durch Arbeitsamkeit erwerben konnten, aber nicht wollten. Die zeitlichen Gaben, welche die Bedürftigen aus der Hand der Kirche empfingen, sollten den Empfang der geistlichen ewigen Güter bei ihnen vorbereiten und befördern. Mit besonderer Mutterliebe sorgte darum die Kirche für die altersschwachen verstoßenen Sklaven, für die Waisenkinder der Christen, vor allem der Märtyrer; für die von grausamen heidnischen Eltern ausgesetzten Kinder, und überhaupt für alle die, welche sie für sich gewinnen konnte, um sie in der wahren Religion zu erziehen.

Jede Kirche veranstaltete zu diesem Zwecke der Wohlthätigkeit Sammlungen von Almosen bei der heil. Messe, und die Liebe der einzelnen Christen beeiferte sich, noch überdieß durch außergewöhnliche, ansehnliche Gaben den Bedürfnissen der Be-

drängten abzuhelfen. So ernährte die römische Kirche, um nur ein Beispiel zu nennen, unter dem heiligen Cornelius um das Jahr 250 gegen fünfzehn hundert Bedürftige und trug außerdem noch Sorge, die armen Kirchen weit entfernter Provinzen zu unterstützen. Denn die christliche Liebe erstreckte sich nicht bloß auf die engen Gränzen einer Pfarre oder auch eines bischöflichen Sprengels, sondern ebensosehr auf die Bedürfnisse der Kirchen in entfernten Gegenden. Bei dringenden Vorkommenheiten dieser Art veranstalteten die Bischöfe besondere Collecten, verordneten auch wohl ein allgemeines Fasten, damit nicht bloß die Vermöglichen durch den Genuß einer geringern Kost, sondern auch selbst die ärmern Christen durch das von der täglichen Nahrung Ersparte Gelegenheit hätten, etwas zu dem allgemeinen Bedürfnisse beizutragen. So hatte sich zum Beispiel der Fall ereignet, daß Christen aus Numidien in die Gefangenschaft der angränzenden Heiden gerathen waren; die Kirchen in Numidien vermochten aber das genügende Lösegeld nicht zusammenzubringen; sie wandten sich deßhalb hülfesuchend an die reichere Kirche Carthago. Der heilige Cyprianus, Bischof von Carthago, brachte schnell eine Collecte von mehr als vier tausend Thalern zusammen und übersandte diese Summe den Bischöfen Numidiens mit diesem rührenden Briefe:

„Wer sollte nicht in solchen Fällen Schmerz empfinden, oder wer sollte nicht den Schmerz seines Bruders wie seinen eigenen ansehen, da der Apostel Paulus sagt: „„So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit,““ und an einer andern Stelle: „„Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach?““ Deßhalb müssen auch wir jetzt die Gefangenschaft unserer Brüder wie unsere eigene ansehen, und den Schmerz der Gefahrleidenden müssen wir als unsern eigenen betrachten, da wir zu Einem Leibe m t einander verbunden sind, und nicht allein die Liebe, sondern auch die Religion muß uns antreiben und ermuntern, die Brüder, welche unsere Glieder sind, loszukaufen. Und da der Apostel Paulus wieder an einer andern Stelle sagt: „„Wisset ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seyd und der Geist Gottes in Euch wohnt;““ so müßten wir, wenn auch die Liebe nicht hinreichen sollte, um uns anzutreiben den Brüdern Hülfe zu leisten, doch in diesem Falle bedenken, daß es Tempel Gottes sind, welche die Gefangenschaft erleiden, und wir dürften es nicht durch langes Zögern, mit Verachtung unseres Schmerzes verschulden, daß die Tempel Gottes lange gefangen blieben. Und wenn der Apostel weiter sagt: „„Wie viele Euer getauft sind, die haben Christum angezogen;““ so

müssen wir in unsern gefangenen Brüdern Christum sehen und von der Gefangenschaft den loskaufen, welcher uns von der Gefahr des Todes losgekauft hat, auf daß Der, welcher uns aus dem Schlunde des Satans gerettet hat, welcher jetzt Selbst in uns bleibt und wohnt, aus den Händen der Barbaren befreit, und für eine Summe Geldes Der losgekauft werde, welcher uns durch sein Blut und seinen Kreuzestod losgekauft hat; welcher dieß einstweilen deßhalb geschehen läßt, damit unser Glaube erprobt werde, ob ein jeder das für den andern thut, was er für sich selbst geschehen sehen möchte, wenn er bei den Barbaren gefangen gehalten würde. . . . Wir wünschen nun zwar, daß in Zukunft nichts dergleichen geschehe, und daß unsere Brüder durch die Allmacht des Herrn vor dergleichen Gefahren bewahrt werden mögen. Wenn aber doch sich etwas der Art zutragen sollte, um die Liebe und den Glauben unserer Herzen zu erproben, so zögert ja nicht, uns dieß durch einen Brief anzuzeigen, indem ihr überzeugt seyn könnet, daß alle unsere Brüder hier darum beten, daß dergleichen nicht wieder geschehe, daß sie aber freudig und reichlich helfen, wo dergleichen geschehen ist."

c. Die allaufopfernde Liebe der Christen.

Die Christen hatten aber da, wo das dringende Bedürfniß des Nächsten zu ihrem Herzen sprach, nicht bloß Gaben an Geld und Gut, sie hatten noch andere und bessere Gaben zu geben. Erforderte es die Noth, so beeilten sie sich um des Herrn willen Leib und Leben für die hülflosen Brüder hinzuopfern. Ein rührendes Beispiel der Art beschreibt uns der Bischof Dionysius von Alexandrien, welches sich bei einer pestartigen Seuche um das Jahr 261 unter dem Kaiser Gallus in dieser Stadt begeben hat:

„Jene Seuche, schreibt dieser gottselige Bischof, erschien den Heiden als das Allerfurchtbarste und Beklagenswürdigste, was keinem Hoffnung übrig lasse; uns aber nicht so, sondern vielmehr als eine besondere Prüfung und Bewährung. Denn auch unser schonte sie nicht, am fürchterlichsten aber wüthete sie unter den Heiden. Die meisten jedoch unserer Brüder, da sie aus überschwenglicher Liebe ihrer selbst nicht schoneten und wechselseitig für einander sorgten und, ohne sich zu verwahren, die Kranken besuchten und unablässig um Christi willen ihnen dieneten, starben freudig mit ihnen, indem sie die Krankheit von andern sich zuzogen; ja manche auch erlagen der Krankheit, nachdem sie andere verpflegt und durch ihre Fürsorge wieder hergestellt hatten. Die edelsten aus den Brüdern bei uns endeten in solcher Weise ihr Leben: manche Priester und Diakonen und die würdigsten aus den

Laien, so daß ein solcher Tod, der die Frucht großer Frömmigkeit und standhaften Glaubens ist, nicht geringer zu achten ist als das Märtyrerthum. Selbst auch die Leiber verstorbener Brüder nahmen sie auf ihre Hände und auf ihren Schooß, reinigten ihnen die Augen, schlossen ihnen den Mund, wuschen und kleideten sie und bestatteten sie mit aller Sorgfalt, und so erhielten sie denn über bald dieselben Liebesdienste von andern, indem sie jenen im Tode nachfolgten; da die Ueberlebenden immer in die Fußstapfen derer, die ihnen vorangegangen waren, eintraten. Bei den Heiden aber war alles ganz anders: diejenigen, welche von der Krankheit ergriffen wurden, verstießen sie und flohen selbst von den Theuersten hinweg; sie warfen die Halbtodten auf die Straßen und ließen die Todten unbeerdigt liegen, indem sie der Ansteckung ausweichen wollten, der sie jedoch durch alle Anstrengungen nicht entgehen konnten."

Dieselben Beweise allhingebender Liebe finden wir bei den Christen zu Carthago bei einer ähnlichen pestartigen Seuche, welche etwas früher gegen 252 nach Chr. unter dem Kaiser Gallus im nördlichen Afrika wüthete. Die Heiden verließen aus Furcht die Kranken und Sterbenden, die Straßen waren voll von Leichen, weil keiner sie zu beerdigen wagte; nur die Habsucht beraubte hie und da die hingeworfenen Todten; verderbte Menschen suchten aus dem allgemeinen Unglücke Gewinn zu ziehen. Die Heiden klagten indeß die Christen, weil sie Feinde der Götter seyen, als Ursache des Unglücks an, und ließen sich dadurch zu neuer Wuth der Verfolgung entflammen. Ganz anders aber urtheilten die Christen. Der heil. Cyprian, Bischof von Carthago, forderte seine Kirche auf in dieser verheerenden Seuche eine Prüfung des Herrn zu erblicken. „Wie nothwendig ist es, meine theuersten Brüder, sprach er zu ihnen, daß diese Seuche, welche tod- und verderbenbringend erscheint, die Gemüther der Menschen erprobe; ob die Gesunden den Kranken dienen, ob die Verwandten zu einander zärtliche Liebe tragen, ob die Herren sich ihrer kranken Knechte annehmen. Es ist aber nicht genug, daß wir den Brüdern Liebe erweisen. Wenn wir nur den Unseren Gutes erweisen, thun wir nicht mehr als Zöllner und Heiden. Sind wir aber Kinder Gottes, der seine Sonne scheinen und seinen Regen herabfallen läßt über Gerechte und Ungerechte; der seine Gaben und Segnungen nicht bloß über die Seinen, son-

dern auch über diejenigen, welche durch ihre Gesinnung fern von ihm sind, verbreitet: so müssen wir dieß durch die That beweisen, indem wir vollkommen zu seyn trachten wie unser Vater im Himmel, indem wir segnen die uns fluchen, Gutes thun denen die uns verfolgen."

Diese Worte der Ermahnung des heil. Cyprianus waren nicht vergeblich. Die Christen theilten sich in das Werk der Liebe. Reiche und Arme beeiferten sich nach Kräften und Vermögen zum allgemeinen Besten mitzuwirken, und Freund und Feind mit hülfebereiter Hand zu unterstützen; und in kurzer Zeit waren die die Straßen erfüllenden Leichname bestattet, und die Stadt war aus der Gefahr einer allgemeinen Verpestung gerettet.

3. Denkwürdigkeiten aus den gottesdienstlichen Handlungen der Christen.

a. Die Feier der heiligen Messe.

Die Segnung oder Handlung Christi im letzten Abendmahle hat nach Lehre und Glauben der Kirche eine zweifache Beschaffenheit: die eines Opfers und die eines Sacramentes. Dieses Geheimniß des Frohnleichnams des Herrn hat von jeher als die Grundhandlung der Kirche gegolten, und ist jederzeit im Glauben der Christen als die Grundlage aller Religion des gefallenen Menschengeschlechtes verehrt worden. Es ist deßhalb für uns von hohem Interesse, uns in der festen Ueberzeugung zu bestärken, daß diese heilige Feier in allen wesentlichen Dingen von den Tagen der Apostel an eine und dieselbe geblieben ist, und sich nur in einigen außerwesentlichen Stücken verändert hat. Zu dem Ende wollen wir zunächst das Zeugniß des heil. Märtyrers Justinus hören, worin er uns gegen das Jahr 160 nach Chr. die Feier der heiligen Messe nach ihrer alt begründeten Einrichtung in dieser Weise beschreibt:

„An dem nach der Sonne benannten Tage kommen alle, die in den Städten und auf dem Lande wohnen, zusammen, und es werden dann, so lange es sich fügt, die Denkwürdigkeiten der Apostel (die Evangelien und Apostelgeschichte), oder die Schriften der Propheten (das alte Testament) vorgelesen. Wenn die Vorlesung beendigt ist, so hält der Vorsteher (Bischof) eine Rede, worin er das Volk unterrichtet und zur Nachahmung so herrlicher Dinge ermahnt. Dann stehen wir allesammt auf und beten; und nachdem das Gebet vollendet ist, geben wir uns wechselseitig den Bruder-Kuß. Darauf bringt man dem Vorsteher Brod, Wein und Wasser; und dieser nimmt es, und lobet und preiset den Vater aller Dinge durch den Namen des Sohnes und des heiligen Geistes, und vollbringt die Danksagung für die uns ertheilten Gaben, und das Volk stimmt freudig ein und spricht: Amen. Dann wird von dem, worüber die Danksagung gesprochen worden, jedem Anwesenden mitgetheilt, und den Abwesenden davon durch die Diakonen zugesendet.

Diese Speise nennen wir „Eucharistie", und niemand darf daran Theil nehmen, der nicht die Wahrheit unserer Lehre glaubt, der nicht zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben getauft wurde, und nicht nach den Vorschriften Jesu Christi lebt. Denn wir empfangen dieselbe nicht als ein gemeines Brod oder als einen gemeinen Trank, sondern, so wie Jesus Christus durch das Wort Gottes Mensch geworden ist, und Fleisch und Blut zu unserm Heile gehabt hat, also sind wir auch unterrichtet, daß diese Speise, welche durch Verwandlung unser Fleisch und Blut nährt, durch das, seine Worte enthaltende Gebet das Fleisch und das Blut des Mensch gewordenen Jesus sey. Denn die Apostel haben in ihren Schriften, die Evangelien genannt werden, uns überliefert, daß Jesus ihnen also zu thun befohlen habe, als Er das Brod nahm, dankte und sprach: „Dieß thut zu meinem Gedächtniß; Das ist mein Leib;" und als er auf gleiche Weise den Kelch nahm, dankte und sprach: „Das ist mein Blut," und ihnen allen davon mittheilte.

Uebereinstimmend mit dieser Darstellung des heil. Justinus beschreiben uns die Feier des heiligen Meßopfers auch die sogenannten apostolischen Anordnungen (Constitutionen), ein Buch, das zwar nach dem Urtheile der Kirche nicht von den Aposteln herrührt, aber doch die heilige Handlung getreu so darstellt, wie sie in den ersten Jahrhunderten in der morgenländischen Kirche stattfand. Die Ordnung der heil. Handlung war aber nach ihnen folgende:

Zuerst wurden die heiligen Schriften des A. T. von zwei Vorlesern abwechselnd vorgelesen, und nach der Vorlesung stimmte

ein Sänger Davidische Psalmen an; dem das Volk mit Schlußworten antwortete. Hierauf wurden Stücke des N. T. vorgelesen, und zwar aus der Apostelgeschichte und den Briefen (die Epistel) von den Vorlesern; der Abschnitt aus den Evangelien (das Evangelium) aber von einem Diakon oder Priester, wobei die ganze Versammlung stand. Ueber das Evangelium hielt ein Priester und zuletzt der Bischof eine Rede, Homilie genannt. Hiemit schloß sich der erste Haupttheil der heiligen Handlung, dem auch Juden und Heiden, Katechumenen und Büßer beiwohnen durften; nur daß die Büßer und Katechumenen der ersten Stufe das eigentliche Kirchengebäude noch nicht betraten.

Nach ihrer Entlassung begann der zweite Haupttheil der heil. Handlung mit den Fürbitten zuerst für die Katechumenen, für die mit unreinen Geistern Geplagten, für die zur Taufe bereits Erkorenen und für die Büßer der dritten Stufe. Beispielsweise stehe hier das Gebet für die zur Taufe bereits Erkorenen. Der Diakon sprach also mit erhobener Stimme:

„Betet, die ihr der Erleuchtung nahe seyd! Ja lasset uns, all ihr Gläubigen, mit gesammeltem Geiste für sie beten, damit der Herr sie würdig mache, durch die Taufe auf Christi Tod eingeweiht, mit ihm aufzuerstehen und seines Reiches theilhaft zu werden. Er sey ihr Erretter und zähle sie jenen bei, die das Heil in seiner heiligen Kirche finden!

Die Gemeinde spricht: Errette sie und laß sie erstehen in deiner Gnade!

Nun erhoben sich die Knieenden, traten hinzu und empfingen tief gebeugt vor dem Bischofe den Segen, indem er sprach:

O Herr! Der du durch deine heiligen Propheten denen, welche die Weihe der Taufe empfangen sollen, vorhergesagt hast: Waschet euch und werdet rein! und durch deinen Gesalbten das Gesetz der geistigen Wiedergeburt gegeben hast, blicke nun gnädig auf diese zur Taufe Bestimmten nieder, segne sie, heilige sie, daß sie deiner heil. Geheimnisse würdig werden, und verdienen mögen einzugehen in die Gemeinschaft derer, die da gerettet werden durch Christus unseren Erlöser, durch welchen dir in dem heil. Geiste sey Lob, Preis und Verherrlichung in Ewigkeit!

Das Volk ruft: Amen! und die Gesegneten entfernen sich.

Waren diese hinausgegangen, so ermahnte der Diakon, daß von den übrigen Anwesenden niemand die Versammlung verlasse. Es folgten nun die Fürbitten für die gläubige Gemeinde, für geistliche und welt-

iche Obrigkeit, für Freunde und Feinde, für Gegenwärtige und Abwesende. Der Diakon rief mit laut erhobener Stimme:

Lasset uns beten für die heilige, katholische und apostolische Kirche von einem Ende der Welt bis zum andern, daß der Herr sie bis zum Ende der Zeiten unerschüttert und von keinem Sturme gefährdet, auf dem Felsen gegründet, erhalten möge!

Lasset uns beten für diesen heiligen Kirchsprengel, damit der Allmächtige uns verleihe, ohne Unterlaß nach Seiner himmlischen Hoffnung zu streben und ihm den Zoll des Gebetes zu weihen!

Lasset uns beten für alle Bischöfe unter der Sonne, welche das Wort der Wahrheit getreu ausspenden, daß der barmherzige Gott selbige ihren Kirchen lange Jahre unversehrt und geehrt erhalten und ihnen in Heiligkeit und Gerechtigkeit ein ruhmvolles Alter verleihen wolle!

Lasset uns beten für unsere Priester, daß der Herr sie von aller Bosheit befreien und ihnen verleihen wolle, ihr Priesterthum unbescholten und geehrt zu verwalten!

Lasset uns beten für alle Diakonen und Diener Christi, daß der Herr ihre Dienstleistung tadellos machen möge!

Lasset uns beten für die Vorleser, Sänger, Jungfrauen, Wittwen und Waisen!

Lasset uns beten für die Enthaltsamen, welche in Enthaltsamkeit und Buße leben, und für die, so in der Ehe leben, auf daß der Herr sich aller erbarme!

Lasset uns beten für jene, welche in der heiligen Kirche ihre Gaben darbringen und den Armen Almosen spenden!

Lasset uns beten für unsere neugetauften Brüder, daß der Herr sie befestige und stärke!

Lasset uns beten für unsere kranken Brüder, daß der Herr sie von aller Krankheit und Schwäche befreien und sie seiner heiligen Kirche gesund wiedergeben wolle!

Lasset uns beten für die Schiffenden und Reisenden, für die, welche nach des Herrn Willen in den Erzgruben, in der Verbannung, in Kerkern und Fesseln schmachten!

Lasset uns beten für die von der bitteren Knechtschaft Belasteten!

Lasset uns beten für unsere Feinde und Hasser, für die so uns um des Herren willen verfolgen, daß der Herr ihre Wuth besänftigen und ihren Grimm zerstreuen wolle!

Lasset uns beten für die, welche außer der Kirche und vom Irrthume befangen sind, daß der Herr sie bekehren wolle!

Lasset uns gedenken der Kinder der Kirche, daß der Herr sie in seiner Furcht vollkommen machen und sie zum Vollalter führen wolle!

Lasset uns für einander beten, daß der Herr uns durch seine Gnade behüten und bis zum Ende bewahren, uns von allem Uebel und

Aergernisse derer, die in Bosheit wandeln, befreien, und unversehrt in sein ewiges Reich einführen möge!

Lasset uns beten für die Seelen aller Christgläubigen!

Das Volk: Errette und kräftige uns, o Herr, durch deine Barmherzigkeit!

Der Segen des Bischofs aber lautete: Herr, Allmächtiger, Erhabenster! Blicke du selbst nun hernieder auf diese deine Heerde und befreie sie von aller Unwissenheit und Bosheit, und verleihe, daß sie dich mit rechter Furcht fürchte und mit wahrer Liebe liebe und vor dem Antlitze deiner Herrlichkeit lebe. Sei ihnen gütig und erhöre gnädig ihr Flehen; bewahre sie untadelig, unbescholten, in wandelloser Gerechtigkeit, daß sie heilig an Leib und Seele und keine Makel an ihnen zu finden sey. Heilige sie in deiner Wahrheit; denn dein Wort ist Wahrheit. Der du nach Gerechtigkeit waltest und nicht betrogen werden kannst, befreie sie von aller Krankheit, von aller Schwäche, von aller Sünde, von aller Unbill und Betrug, von der Furcht des Feindes, von dem Pfeile, der am Tage daherfliegt, von der Nachstellung, die im Finstern schleichet, und würdige sie des ewigen Lebens, welches in Christus ist, deinem eingebornen Sohne, unserem Herrn und Erlöser, durch welchen du in dem heiligen Geiste Verherrlichung und Anbetung hast, jetzt und zu aller Zeit und in Ewigkeit.

Das Volk: Amen!

Der Bischof: Gottes Friede sey mit euch!

Das Volk: Und mit deinem Geiste; worauf die Christen sich den Friedenskuß gaben, die Geistlichen küßten den Bischof, die Männer sich unter einander; und es begann nun die Darbringung der Opfergaben von den Christgläubigen. Darauf brachten die Diakonen die zum heil. Opfer bestimmten Opfergaben dem Bischofe auf den Altar (Offertorium).

Der Bischof aber, am Altare stehend, bezeichnete sich mit dem Siegeszeichen des Kreuzes und begann die Danksagungen (Präfation) in folgender Weise: „Die Gnade des allmächtigen Gottes, die Liebe unseres Herrn Jesu Christi und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit euch Allen!“ Das Volk: „und mit deinem Geist.“ B.: „Erhebet eure Herzen!“ V.: Wir haben sie zum Herrn erhoben.“ B.: „Lasset uns dem Herrn Dank sagen!“ V.: „Wie es recht und würdig ist.“ B.: „Wahrhaftig, es ist recht und billig, dich über alles zu preisen, dich den allein wahren Gott, der vor aller Schöpfung war u. s. w. . . . Dich beten an die zahllosen Schaaren der Engel, der Erzengel, der Throne, der Herrschaften, der Fürstenthümer, der Gewalten, der Kräfte, dich die Cherubim und Seraphim auch, welche ohne Unterlaß rufen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth, Himmel und Erde sind voll von seiner Herrlichkeit, gebenedeiet bist Du in Ewigkeit! Amen.

Es folgten jetzt noch mehrere Dankgebete. An das Dankgebet für die Menschwerdung des eingebornen Sohnes schloß sich unmittelbar die Segnung des hochheiligen Opfers, welches also lautete:

„Eingedenk also Seiner Leiden für uns danken wir Dir, allmächtiger Gott, nicht wie wir sollten, sondern wie wir es vermögen, und erfüllen damit Seine Anordnung. Denn in der Nacht, da Er verrathen ward, nahm Er Brod in Seine heiligen und unbefleckten Hände, erhob Seine Augen zu Dir, Seinem Gott und Vater, brach es und gab es Seinen Jüngern und sprach: „Dieß ist das Geheimniß des neuen Bundes, nehmet und esset: „Das ist Mein Leib, der gebrochen wird für Viele zur Vergebung der Sünden." Auf gleiche Weise mischte Er im Kelche Wein und Wasser, segnete ihn und gab ihn Seinen Jüngern, und sprach: „Trinket Alle daraus, das ist Mein Blut, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden. Dieß thut zu Meinem Gedächtniß." Eingedenk also Seines Leidens, Seines Todes, Seiner Auferstehung und Seines Hingangs in den Himmel, so wie Seiner zweiten Wiederkunft, da Er kommen wird mit Macht und Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und Todten, und einem Jeden zu vergelten nach seinen Werken — opfern wir Dir, unserm Gott und König, nach Seinem Befehle, dieses Brod und diesen Kelch, und sagen Dir Dank durch Ihn, daß Du uns gewürdigt hast, vor Dir zu stehen und Dir als Deine Priester zu dienen. Wir bitten Dich, sieh gnädig herab auf diese Gaben, die wir vor Dir ausgebreitet haben, und laß sie Dir, o Gott, der Du keines Dinges bedarfst, zur Ehre Deines Gesalbten wohlgefallen, und sende über dieses Opfer Deinen heiligen Geist, den Zeugen der Leid:n Jesu, daß Er mache dieses Brod zum Leibe Deines Christus, und diesen Kelch zum Blute Deines Christus, damit Alle, welche daran Theil nehmen, mit Dir versöhnt, Vergebung der Sünden erlangen, aus Satans Herrschaft und Verirrung gerettet, zur Gottseligkeit gestärkt, mit dem heil. Geiste erfüllt, Deines Christus würdig werden, und zum ewigen Leben gelangen."

Nach der Consecration (Wandlung) folgten abermals Fürbitten mit Aufopferungen, und die Gläubigen wurden sodann auf den Empfang der heil. Communion vorbereitet. Der Bischof sprach nun zum Volke: „Das Heilige den Heiligen!" Und das Volk fiel mit ein und sprach: „Einer ist heilig, Einer der Herr, Ein Jesus Christus, in der Herrlichkeit des Vaters, hochgelobt in Ewigkeit. Amen. Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Hosanna dem Sohne Davids! Hochgelobt sey der da kommt im Namen des Herrn, unser Gott und Herr, der uns erschienen ist. Hosanna in der Höhe!"

Hierauf communicirten zuerst der Bischof, dann die Priester und sämmtliche Geistliche; hierauf die Diakonissinnen, Jungfrauen und Wittwen; alsdann die Kinder und zuletzt das ganze Volk, nach der Ordnung der Geschlechter, mit Ehrerbietigkeit und in Stille. Der Bischof reichte die heil. Hostie dar mit den

Worten: „Das ist der Leib Christi!" Der Diakon den Kelch mit den Worten: „Das ist das Blut Christi, der Kelch des Lebens!" Der Empfangende antwortete mit Amen. Während der Austheilung wurde von den Sängern der 33ste Psalm gesungen.

Auf die Communion folgten Dankgebete; zuerst eines vom Diakon, ein zweites vom Bischof gesprochen. Der Diakon sprach: „Nachdem wir nun den kostbaren Leib und das kostbare Blut Christi empfangen haben, so wollen wir Demjenigen unsern Dank darbringen, der uns würdig machte an Seinen heil. Geheimnissen Theil zu nehmen. Wir wollen Ihn bitten, dieses uns nicht zum Gericht und zur Verdammniß gereichen zu lassen, sondern zum Heile der Seele und des Leibes, zur Bewahrung der Gottseligkeit, zur Vergebung der Sünden, zum ewigen Leben."

Dann sprach der Bischof eine Danksagung, befahl Geistlichkeit und Volk, Könige und Fürsten, und alle Stände der ganzen Christenheit dem Schutze und Segen Gottes, und segnete das sich verneigende Volk; und der Diakon rief zum Schlusse: „Nun gehet in Frieden!"

b. Das Gebet und die Gebetzeiten.

Mit mütterlicher Sorgfalt war die Kirche bemühet, den Geist des gottseligen Gebetes unter den Christgläubigen zu erwecken und stets lebendig zu erhalten.

Nach der Ermahnung des Apostels: „Betet ohne Unterlaß," waren die Gläubigen angewiesen, ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet zu theilen. Das fromme Gebet war ihnen gleichsam die Seele des christlichen Lebens, womit jedes Werk begonnen und der Ehre Gottes geweihet wurde. Wenn gleich ihr Fuß noch die Erde berührte, so war doch ihr Gemüth stets zu Gott erhoben und auf die göttlichen Dinge gerichtet. Das Gebet galt ihnen als die Mauer des Glaubens, als die vollständige Waffenrüstung gegen den Feind. —

Sie beteten aber, soviel als thunlich, gemeinschaftlich in der Ueberzeugung, daß das vereinigte Gebet eine vorzügliche Kraft besitze, die gewünschte Gnadengabe zu erhalten, nach dem

Ausspruche des Herrn: „Wenn zwei unter euch sich vereinigen auf Erden, zu bitten, um was es sey, so wird es ihnen zu Theil werden von meinem Vater, der im Himmel ist. Denn wo zwei oder drei auf meinen Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Es wurden deßhalb gemeinschaftliche Gebetszeiten nothwendig, wo die Gläubigen sich unter der Leitung des Bischofs oder der Priester zum Gebete versammelten. Die Christen pflegten sich bei dieser Einrichtung im Ganzen an die schon unter den Juden üblichen, bestimmten Gebetszeiten anzuschließen. Als öffentliche und gemeinschaftliche Gebetszeiten waren die Morgen- und Abendandacht bestimmt, welche wir die „Laudes“ und „Vesper“ zu nennen gewohnt sind. Ihre Haupttheile waren: Gesang und Gebet und Lesung der heil. Schrift. Die Kirche wollte dadurch die Gläubigen anhalten, den Anfang und das Ende des Tages zu heiligen. Außer diesen Gebetszeiten gab es deren auch noch andere für die Privatandacht der Einzelnen. Und unter diesen Stunden waren ausgezeichnet: die erste, die dritte, die sechste und die neunte Stunde; oder nach unserer Tageseintheilung: sechs, neun, zwölf Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags, jedoch nicht so als ob man das Gebet an gewisse Zeiten hätte binden wollen, sondern als eine Mahnung zum Gebete für diejenigen, welche durch irdische Geschäfte davon abgezogen werden könnten. Uebrigens pflegten die Christen alle wichtigeren Abschnitte des Tages, alle ihre Arbeiten, wie z. B. die Aussaat, die Ernte, die Einsammlung der Früchte u. s. w., unter Gebet zu beginnen und unter Gebet zu vollenden.

Außer diesen Tageszeiten beobachteten die Christen auch noch nächtliche Gebetszeiten, indem sie sich gegen Mitternacht zum Gebete erhoben, folgend dem Beispiele des heil. Paulus, der mit Silas im Carcer zu Philippi betete und Loblieder sang. Die Väter der Kirche empfahlen die Sitte, einen Theil der Nacht dem Gebete zu widmen, als sehr heilsam, um den Leib abzutödten und den Geist desto inniger zu Gott zu erheben.

Allgemein üblich und mit großem Eifer beobachtet waren die gemeinschaftlichen Nachtwachen (Vigilien) vor den hohen Festen, vorzüglich vor dem hohen Feste der Auferstehung des

Herrn. Sie wurden mit Gebet, Psalmengesang, Vorlesung und Erklärung der heiligen Schrift zugebracht, und der feierliche Gottesdienst des Festtages schloß sich an sie an.

Geschichtliche Personen aus verschiedenen Zeiten.

1) Bonifacius, Apostel der Deutschen.

Zur Zeit, da unser Heiland in Judäa auftrat, um durch seinen Tod der Welt das Leben zu bringen, waren unsere Vorfahren in Deutschland noch wilde Heiden, die in dichten Wäldern lebten und sich an Krieg und Jagd ergötzten. Die Alles besiegenden Römer wagten es selten und dann nie ungestraft, in unser Vaterland einzudringen, und gestehen selbst, daß die Deutschen ein biederes Volk gewesen, unter dem gute Gewohnheiten und Sitten mehr galten als anderswo gute Gesetze. Doch auch sie gehörten zu den Heiden und beteten anstatt des Schöpfers das Geschöpf an, indem sie der Sonne, der Erde und allerlei anderen Dingen göttliche Ehre erwiesen. Aber für unser Vaterland schlug nun die Stunde der Erlösung, es sollten auch hier Boten des Herrn auftreten und rufen: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe! Von England und Irland kamen nämlich Friedensboten herüber nach Deutschland. Um 600 nach Chr. kam Columban zu den Bayern und Franken, Gallus zu den Schweizern, Kilian um 650 nach Chr. zu den Ostfranken, Willibrod um 700 nach Chr. zu den Friesen. Am meisten aber that für unser Vaterland der Engländer Winfried, der daher den Beinamen Bonifacius, d. h. Wohlthäter erhielt. Er wurde zu Kirton, einem Städtchen in der Grafschaft Devonshire, um das Jahr 680 nach Chr. geboren und stammte aus einer vornehmen adeligen Familie. Schon in seinem sechsten Jahre brachte ihn sein Vater nach Excester, um die Schule des dortigen Klosters zu besuchen. Hier gewann er durch seine Wißbegierde, durch beharrlichen Fleiß und durch ein vorzüglich sitt-

liches Betragen die Liebe aller seiner Lehrer; besonders aber schenkte ihm der Abt des Klosters, Wolfrad mit Namen, wegen seiner kindlichen Frömmigkeit seine Zuneigung. Die Geistlichen und Mönche zeichneten sich damals in England durch Tugend und Gelehrsamkeit aus, und wurden daher mit Recht hoch geehrt. Dem jungen Winfried wurde dieser Stand durch seinen ehrwürdigen Lehrer lieb, und da er früh die Erzählungen aus dem Leben solcher frommen Männer, welche ihr Vaterland verlassen hatten um den Heiden das Evangelium zu predigen, hörte, regte sich auch schon frühzeitig in ihm der Wunsch, ein Geistlicher zu werden und dann auch als ein Bote des Friedens zu den armen Heiden zu gehen. Als er diesen Wunsch seinem Vater, der den Sohn zu einem weltlichen Amte bestimmt hatte, mittheilte, suchte dieser anfangs durch liebevolle Vorstellungen und Ermahnungen, dann aber auch durch ernste Drohungen seinen Sohn von solchen Gesinnungen abzubringen; als er jedoch sah, mit welcher Liebe und Festigkeit dieser daran hing, willigte er endlich ein, und schickte ihn nun auf eine höhere Schule, in das Kloster Nuscella.

Auch hier gewinnt sich Winfried die Liebe des Abtes Winbert, und studirt so eifrig die heilige Schrift, daß bald Mönche aus anderen Klöstern herbeikamen, um sich dieselbe von ihm erklären zu lassen. Mit frommer Demuth verdeutlicht Winfried diesen den Inhalt des heiligen Buches, dessen Geist in seinem Herzen eine Heimath gefunden hatte. So ausgerüstet, verläßt er unter frommen Wünschen seine Ordensbrüder und mit dem Segen seines Abtes Winbert im Jahre 715 sein Vaterland, und gelangt glücklich nach Friesland. Aber leider war, als er hier ankam, ein verheerender Krieg ausgebrochen, und er mußte in sein Kloster zurückgehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Doch Gott wollte nur dadurch prüfen, ob seine Liebe fest und treu sey. Winfried wurde nach Winberts Tode zum Abt des Klosters erwählt; aber schon 718 ging er auf einem Umwege über Rom, um sich vom Papste zu seinem Werke bevollmächtigen zu lassen, abermals nach Deutschland. Nun lehrte er in Thüringen, Bayern, Friesland, Hessen und Sachsen, oft mit großer Lebens-

gefahr. Einst, auf seinem Zuge durch Hessen, trifft er bei Geismar eine Eiche von ungewöhnlicher Größe, unter der die Heiden ihrem Donnergotte zu opfern pflegten. Um den Heiden zu zeigen, wie ohnmächtig ihre Götter seyen, beschließt Winfried die Eiche umzuhauen. Nachdem er zu den versammelten Heiden von dem ewigen allmächtigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, und von seinem Sohne, Jesus Christus geprediget hat, hebt er schwingend seine Axt empor, um die Donnereiche zu fällen. Da erwarteten die Heiden, der Gott des Donners werde einen seiner Blitze herabsenden und den Mann verderben; aber es geschieht nicht. Mit kräftiger Hand haut Bonifacius auf den Baum ein, und krachend stürzt er vor den Augen des erschrockenen Volks nieder; da fällt auch das Ansehen der heidnischen Götter, der Gott der Christen hat gesiegt, und große Schaaren des Volks bekehren sich zum Christenglauben. Auf der Stelle des umgehauenen Baumes pflanzte er das Kreuz auf, und aus dem Holz der Eiche erbaute er zu Ehren des Apostels Petrus eine Capelle. — Am Spätabend seines Lebens, als siebenzigjähriger Greis, wollte er noch einmal als Friedensbote zu den Friesen gehen. Der Herr segnete seine Arbeit: viele bekehrten sich zu Christus. Einst nun sollten die Neubekehrten in der Gegend von Dokkum das h. Sacrament der Firmung empfangen. Der festliche Tag erschien; das Frühroth sandte seine leuchtenden Strahlen auf die Erde, und die Gläubigen erwarteten die heilige Stunde. Es hatte sich aber ein großer Haufe heidnischer Friesen unter den Christenhaufen gemischt, und dieser stürzte gerade in dem Augenblicke, wo der Heilige die feierliche Handlung beginnen wollte, auf ihn und seine Gehülfen wüthend los. Erschreckt, doch nicht entmuthigt, griffen sogleich die jüngeren und dienenden Begleiter des heiligen Bonifacius zu den Waffen, um sich und ihren geliebten Erzbischof gegen die feindliche Uebermacht zu vertheidigen; dieser aber trat in dem Augenblicke, unerschrocken und hoher Würde voll, aus seinem Zelte hervor, versammelte alle Geistlichen und Aeltesten seines Gefolges um sich, und rief dann seinen rüstigen Vertheidigern zu: „Laßt ab vom Streite! legt die Waffen nieder! denn die

Schrift sagt: vergeltet nicht Böses mit Bösem. Der Tag unserer Auflösung ist da. Seyd stark in dem Herrn! Hoffet auf ihn, er wird eure Seelen erretten!" Dann wandte er sich, einige Reliquien, die er bei sich zu führen pflegte, emporhebend, an seine geistlichen Gefährten. „Seyd getrost, meine Brüder!" rief er aus. „Zittert nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die ewig bleibende Seele nicht zu tödten vermögen. Freuet euch in dem Herrn; auf Ihn werfet die Anker eurer Hoffnung: Er wird euch als den Lohn eurer Treue einen Sitz anweisen unter den seligen Engeln. Lasse keiner von euch sich täuschen von diesen Heiden durch etwa verheißene Verschonung. Sterbet den plötzlichen Tod, auf daß ihr ewig mit Christus regieret." Kaum hatte er diese ermuthigenden Worte vollendet, da stürzten die bewaffneten Barbaren über die Heiligen los und befleckten sich mit ihrem Blute. Sie plünderten das Lager, traten die gefundenen heiligen Bücher in den Staub und theilten die Beute. So endete der heilige Bonifacius im Jahre 755, am fünften Tage des Brachmonats.

Die Christen der Umgegend und die zur heiligen Handlung Herbeiwallenden hörten mit Entsetzen den schmählichen Tod des großen Mannes, vereinigten sich zu einem Heere, überfielen die Mörder, schlugen sie, und was von denselben dem Tode entrann, ließ sich taufen.

Bonifacius' Leiche wurde nach Utrecht gebracht und feierlich beigesetzt. Nicht ohne Schwierigkeit überließ der dasige Bischof die theuern Ueberreste dem Nachfolger des Ermordeten, dem Erzbischofe Lullus in Mainz, welcher sie wie einen Schatz aufbewahrte, bis sie endlich der von Bonifacius selbst zur letzten Ruhestatt auserkornen Abtei zu Fulda ausgehändigt wurden.

---

2) Gregorius, Abt in Utrecht.

Bonifacius hatte sich der Jugend besonders angenommen und hier den Samen ausgestreut, der nach seinem Tode noch

reiche Früchte brachte. So konnte er Männer zurücklassen, die, durch ihn erzogen und gebildet, in verschiedenen Wirkungskreisen in demselben Geiste fortarbeiteten. Unter diesen Schülern zeichnete sich der Abt Gregorius aus. Die Art wie Bonifacius zuerst mit ihm verbunden wurde, zeigt auf eine merkwürdige Weise, mit welcher Kraft der Apostel der Deutschen auf die jugendlichen Gemüther einzuwirken verstand.

Als Bonifacius seinen ersten Wirkungskreis in Friesland verließ und nach Hessen reiste (722), kam er in der Gegend von Trier nach einem an der Mosel gelegenen Nonnenkloster, dessen Aebtissin Addula ihn sehr gastfreundlich aufnahm. Bei Tische sollte nach dem Gebrauche der Zeit etwas aus der heiligen Schrift vorgelesen werden. Dazu wählte die Aebtissin ihren soeben von der Schule zurückgekommenen Enkel Gregor. Nachdem ihm Bonifacius seinen Segen ertheilt, las er aus der lateinischen Bibel vor. Da Bonifacius in dem Knaben einen lebhaften Geist zu bemerken glaubte, sagte er zu ihm, nachdem er aufgehört hatte zu lesen: „Du liesest schön, mein Sohn, wenn du nur verstehst, was du liesest." Der Knabe, welcher diese Worte nicht recht verstand, sagte: „allerdings wisse er wohl, was er gelesen habe." „Nun," erwiederte Bonifacius, „so sage mir denn, wie du es verstehst." Der Knabe wollte das Vorgelesene noch einmal lesen. Bonifacius sagte darauf: „Nein mein Sohn, so meine ich es nicht; ich weiß wohl, daß du lesen kannst, aber du sollst mir das Vorgelesene in deiner Landessprache wiedergeben." Da gestand der Knabe, daß er es nicht könne. „Soll ich dir es denn sagen, was es heißt?" fragte der Apostel. Und da der Knabe ihn bat, dieses zu thun, ließ ihn Bonifacius noch einmal das Ganze deutlich vorlesen, und dann übersetzte er selbst das Vorgelesene ins Deutsche und predigte darüber vor der ganzen Tischgesellschaft. Und, wie der Erzähler dieser Begebenheit, der Schüler des Abtes Gregor, Liudger, sagt: „Es zeigte sich, aus welcher Quelle diese Worte geflossen waren, denn sie drangen mit solcher Kraft und Schnelligkeit in das Gemüth Gregors, daß er auf die eine Ermahnung des ihm bisher unbekannten Lehrers Eltern und Vaterland vergaß, sogleich zu seiner Großmutter hinging und zu

ihr sagte: mit diesem Manne wolle er gehen und von ihm die heilige Schrift kennen lernen. Die Aebtissin suchte ihn zurückzuhalten, indem sie ihm vorstellte, er kenne ja den Namen des Mannes noch gar nicht, und wisse nicht wohin derselbe gehe. Aber auch viele Wasser mögen die Liebe nicht auslöschen. Gregor blieb bei seinem Vorsatze und sprach zu seiner Großmutter: „wenn du mir kein Pferd geben willst, mit ihm zu reiten, so werde ich zu Fuß mit ihm gehen." Da sah die Großmutter ein, daß etwas Höheres das Herz des Jünglings bewege; sie gab ihm Pferd und Knecht, und ließ ihn mit Bonifacius wegziehen. Liudger sagt darüber: „Es scheint mir damals in diesem Jünglinge derselbe Geist gewirkt zu haben, welcher die Apostel entflammte, daß sie auf ein Wort des Herrn die Netze und ihren Vater verließen und dem Erlöser nachfolgten. Das wirkte der höchste Künstler, dasselbe jener Gottesgeist, der Alles in Allem wirkt, jedem austheilend wie er will."

Gregor folgte dem Bonifacius von nun an auf allen Wegen, unter allen Gefahren und Mühseligkeiten, als der treueste Schüler; er reiste späterhin (723) mit ihm nach Rom und brachte von dort Bibeln mit zurück, die er zum Unterricht der Jugend gebrauchte; er begleitete ihn eben so auf der letzten Reise nach Friesland und war als Abt eines Klosters in Utrecht nach dem Märtyrertode seines großen Lehrers am meisten für die Verbreitung des Christenthums und christlicher Bildung in Friesland thätig. Er wirkte besonders dadurch, daß er Missionäre und Kirchenlehrer bildete. Jünglinge aus Frankreich, England, Friesland, Sachsen, Schwaben und Bayern wurden hier, durch das Band heiliger Liebe verbunden, zu einer Pflanzschule für das Reich Gottes vereinigt, und Verkündiger des Evangeliums gingen von hier nach verschiedenen Richtungen hinaus unter die noch heidnischen und unter die neubekehrten Völkerschaften. Früh morgens saß er da mit väterlicher Sorgfalt in seiner Zelle und wartete darauf, daß jeder einzelne seiner Schüler zu ihm kam, dem er dann aus dem Worte Gottes vortrug, was gerade für die Bedürfnisse und Gemüthsbeschaffenheit jedes Einzelnen besonders geeignet war. Häufig legte er es seinen Schülern in seinen Predigten ans Herz, daß der neue

Mensch keinen Raum gewinnen könne, wenn nicht der alte Mensch immer mehr abgestorben sey, und in diesem Sinne pflegte er oft die Worte des Propheten Jeremias anzuführen: „Ich setze dich, daß du ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben sollst, und bauen und pflanzen;" und damit verband er als Ermunterung zum Kampfe häufig die Verheißung: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben."

In seinem siebzigsten Jahr, drei Jahre vor seinem Tode, wurde Gregor an der linken Seite gelähmt. Doch blieb er freudig: er ging mit und unter seinen Schülern umher, oder ließ sich von ihnen führen, er fuhr fort ihnen die heilige Schrift zu erklären und ihnen zu predigen, Schriften zu ihrem eigenen Studium unter ihnen auszutheilen. In seinem letzten Lebensjahre hatte die Lähmung so zugenommen, daß er, wie einst Johannes der Apostel, als Greis, wohin er wollte, sich von seinen Schülern tragen lassen mußte. Zuletzt mußte er immer auf seinem Lager bleiben, wo er sich die heilige Schrift vorlesen oder Psalmen vorsingen ließ. Er erlebte im vollen Bewußtseyn seinen letzten Tag. Seine Schüler hatten sein Lager umringt und trösteten einander mit den Worten: „Heute wird er noch nicht sterben." Er nahm seine letzten Kräfte zusamen und sprach: „Heute müßt ihr mir Urlaub geben!" Er ließ sich darauf von seinen Schülern in die Kirche vor den Altar hintragen, betete dort, nahm darauf das heilige Abendmahl und sehnsuchtsvoll zum Altar hinaufblickend, ging er dahin über, wohin er sich sehnte.

3) Rudolph von Habsburg.

(Geb. 1218. gest. 1291).

In dem Schweizercantone Aargau sieht man noch heutzutage die Ruinen des alten Schlosses Habsburg liegen. Dieses Schloß war das Stammhaus des berühmten Grafen Rudolph

von Habsburg der im Jahre 1273 zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Er besaß noch mehrere andere Güter dort und im Elsaß, und stand deßhalb als ein mächtiger Herr in großem Ansehen, zumal da er sich auch schon unter des Kaisers Heinrich II. Heer durch Muth und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet hatte, und allgemein als ein frommer und gerechtigkeitsliebender Held bekannt war. Er schützte in jenen unruhigen Zeiten mit seinen Rittern und Knechten die friedlichen Bürger und Landbewohner. War einer von einem raubgierigen Edelmanne ausgeplündert oder mißhandelt worden, so wendete er sich an den Grafen von Habsburg, der ihm, wenn irgend möglich, Genugthuung verschaffte und an dem Räuber das Vergeltungsrecht ausübte. So wurde Rudolph in eine Menge Fehden verwickelt, aber er machte sich auch bei ordentlichen Leuten beliebt, und konnte, wenn es noth that, auf den Beistand vieler Freunde rechnen.

Es gefiel auch jedermann seine Achtung vor der Religion und ihren Dienern. Einmal, da er auf die Jagd reiten wollte, begegnete ihm ein Priester, der einem Kranken das heil. Abendmahl brachte. Die Wege waren so bodenlos, daß kaum darauf fortzukommen war. Rudolph konnte nicht zusehen, daß der Geistliche im Schmutze watete; er sprang vom Pferde herab, ließ den Priester aufsteigen, nahm den Zügel in die Hand und führte das Thier bis vor das Haus des Kranken. Hier wartete er bis die Feierlichkeit vorbei war, und führte dann auf gleiche Weise den Diener der Religion zurück. Eine solche Handlung der Menschenliebe verdient alle Achtung.

Ein anderma geschah es, daß die Baseler Bürger bei einem Volksfeste Rudolphs Leute unbarmherzig mißhandelten, und sogar einen von seinen Rittern todtschlugen. Dieß sollten sie ihm nicht umsonst gethan haben. Er nahm sich vor, ihre Stadt zu befehden, und sie für diesen Frevel strenge zu bestrafen. Vorher aber wollte er sich den Rücken frei machen; denn er hatte noch eine andere Fehde mit dem wehrhaften Abte von St. Gallen. Einst, da der Abt zu Wyl, wo er sich aufhielt, unbesorgt an der Tafel saß, trat unvermuthet Graf Rudolph herein. Der Abt glaubte vor Schrecken zusammenzu-

sinken; denn er meinte, der Habsburger komme als Feind und er sey von ihm überrumpelt worden. Aber Rudolph bot ihm freundlich die Hand. „Herr Abt," sprach er, „ihr wisset, wir haben eine Fehde mit einander; ich dächte aber, wir könnten uns in Güte vergleichen, und darum komme ich hierher. Hier ist meine Hand, schlaget ein, und laßt uns Freunde seyn." Der Abt war gleich dazu bereit; er schlug ein und sie waren Freunde. O! wie viele Streitigkeiten könnten auf eine so edle Art in Güte beigelegt werden!

Einige Zeit nachher reiste der Erzbischof Werner von Mainz durch die Schweiz nach Rom, um sich von dem Papste das Pallium *) zu holen. Er bat den Grafen von Habsburg um sicheres Geleit durch sein Gebiet, und Rudolph gewährte es ihm nicht nur mit ritterlicher Höflichkeit, sondern begleitete ihn auch noch viel weiter, als es verlangt worden war, und unterhielt ihn unterwegs mit so viel Verstand, sprach von allen Dingen mit so viel Geist und Einsicht, daß Werner eine hohe Meinung von ihm bekam. Beim Abschiede drückte er dem Grafen bieder die Hand, und versicherte ihn, daß er seiner stets mit Achtung und Liebe gedenken würde.

Bald zeigte sich dazu eine erwünschte Gelegenheit. Es starb der Kaiser, damals ein englischer Prinz, Richard von Cornwallis; das Reich war ohne Oberhaupt, und die Fürsten wußten nicht wen sie wählen sollten. Da trat Erzbischof Werner unter ihnen auf, empfahl ihnen mit allem Feuer seiner Beredsamkeit den wackern und verständigen Grafen von Habsburg, und brachte es, von andern Fürsten unterstützt, dahin daß Rudolph gewählt wurde.

Dieser hatte nicht im mindesten von dem Ahnung, was in Betreff seiner in so weiter Ferne vorging. Er war eben damals beschäftigt, die Baseler für seine gemißhandelten Knechte und den getödteten Ritter zu züchtigen, und lag mit seinem ganzen Trosse vor ihrer Stadt. Hier fanden ihn auch die Abgeordneten der Reichsfürsten, die ihn mit der höchst un-

*) Pallium — eine weiße wollene, mit Kreuzen bezeichnete Binde, die zur erzbischöflichen Amtstracht gehört.

erwarteten Nachricht überraschten: er sey zum deutschen Kaiser gewählt. Denkt euch sein freudiges Erstaunen und das Jubelgeschrei seines kleinen Heeres! Rudolph fühlte sich. Die Kraft die in ihm lebte sagte ihm, daß er würdiger als mancher seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne sitzen würde. Er stellte daher schnell seine Fehde mit den Baselern ein, verzieh ihnen als Kaiser die Verunglimpfungen, welche er als Graf von ihnen erlitten hatte, und zog eiligst nach Aachen, woselbst er am 31 October 1273 zum Kaiser gekrönt ward.

Nach der Feierlichkeit traten die deutschen Fürsten zu ihm, um sich in dem Besitze ihrer Lande nach hergebrachter Sitte bestätigen und neu belehnen zu lassen. Dieß mußte mit dem Scepter geschehen; aber siehe da! es war kein Scepter zur Hand. Rudolph, ohne irgend in Verlegenheit zu gerathen, war schnell gefaßt. Er nahm ein vor ihm stehendes Crucifix mit den Worten: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können.“ Allen gefiel diese Rede, und die Fürsten, die schon im Begriffe gewesen waren sich ohne Huldigung wieder zu entfernen, blieben stehen und wurden vermittelst des Kreuzes belehnt.

Unter die deutschen Reichsvasallen, d. h. unter die Fürsten die dem Kaiser und dem Reiche unterthänig waren, gehörte auch der König Ottokar von Böhmen. Er hatte sich vor dem Regierungsantritte Heinrichs widersetzlicher Weise des Erzherzogthums Oestreich bemächtigt. Rudolph ließ ihn dreimal auffordern, vor ihm zu erscheinen und die gesetzliche Belehnung mit Oestreich nachzusuchen; allein der stolze Mann wollte nicht kommen, denn er hatte sich Hoffnung gemacht selbst Kaiser zu werden, und glaubte, er stehe zu hoch, um sich vor einem Rudolph von Habsburg zu demüthigen, der, wie er sich erinnerte, ehemals eine Zeit lang unter seinem Heere gedient hatte. Rudolph faßte jedoch bei Ottokar's Widersetzlichkeit bald seinen Entschluß; er bot seine Reichsvasallen auf, stellte sich an ihre Spitze und brach schnell, wie ein Ungewitter, in Böhmen ein. Ottokar wurde nach einem blutigen Kampfe überwunden, verlor sein Herzogthum Oestreich, und mußte knieend in Rudolph's Zelt die Huldigung für Böh-

men und Mähren leisten. Ottokar war froh, daß es doch wenigstens nicht öffentlich geschah; während er aber so auf den Knieen vor seinem ehemaligen Diener lag, fielen die Umhänge des Gezeltes herab, und das ganze Heer war Zeuge seiner Erniedrigung.

Höchst aufgebracht über diesen Schimpf, fing Ottokar den Krieg von neuem an, blieb aber in einer mörderischen, unentschiedenen Schlacht. Rudolph nahm außer Oestreich auch noch Steiermark und Krain in Besitz; denn auch diese Herzogthümer hatte Ottokar neben seinem Königreiche Böhmen besessen. Von jener Zeit an blieben Rudolphs Nachkommen in dem ruhigen Besitze von Oestreich, Steiermark und Krain.

Zu jenen Zeiten wurde aber in Deutschland ein wildes ungebundenes Leben geführt, zumal von den Edelleuten, die sich an Gesetze nicht kehrten, Krieg unter einander führten, die reisenden Kaufleute räuberisch anfielen und das flache Land umher nach Herzenslust plünderten. Jeder suchte sich mit eigener Faust Recht zu verschaffen; deßwegen nennt man noch heutzutage jene rohen Zeiten die Zeiten des Faustrechts. Rudolph aber wollte diesen höchst schädlichen Unfug nicht länger dulden, und verbot ihn aufs strengste. Damit aber niemand sich über Mangel an Gerechtigkeitspflege beklagen könnte, reiste er in ganz Deutschland umher, hielt selbst Gericht und schlichtete die Streitigkeiten der Edelleute; die großen Fürsten aber mußten ihm schwören den Landfrieden zu halten und sich einander nicht zu bekriegen. Mit den ungehorsamen Raubrittern machte er zuletzt wenig Umstände; er ließ sie aufknüpfen und ihre Burgen niederreißen. Ueber hundert und achtzig solcher Raubnester wurden auf seinen Befehl nur allein in Thüringen, Franken und Schwaben zerstört. Dafür segneten ihn aber auch alle Bürger als den Wiederhersteller der öffentlichen Ruhe.

Rudolph war ein strenger Richter, zugleich aber auch ein äußerst gutmüthiger und nachsichtsvoller Fürst. Beleidigungen, die ihn selbst betrafen, achtete er gar nicht, und wenn ihm die Hofschranzen seine zu große Güte zum Vorwurfe machten, sprach er zu ihnen: „Ach meine Freunde, es hat mich

schon oft gereut, daß ich zu strenge war; nie aber soll es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin!"

Einst da er, ich weiß nicht wohin, fuhr, begegnete ihm ein Landmann mit seinem Wagen. Der Kutscher verlangte, der Bauer solle ausweichen. „Wo soll ich hinfahren?" sagte der drollige Mensch, halb im Scherz und halb im Ernst; „des Kaisers große Nase nimmt ja den ganzen Weg ein." — „Was sagt der Mann von meiner Nase?" fragte Rudolph. Der Kutscher sagte es ihm. Alle die es mit anhörten, waren begierig, was nun mit dem unverschämten Bauer geschehen würde. Rudolph nahm aber seine wirklich nicht kleine Nase mit den beiden Fingern, und drückte sie auf die Seite. „Hast du nun Platz?" fragte er den Bauer. „Platz mehr als genug!" rief der erschrockene Mann, dem nicht mehr recht wohl zu Muthe war, und jagte eiligst davon.

Ein andermal, da er sein Feldlager in der Gegend von Mainz hatte, ging er in unansehnlicher Bekleidung unerkannt durch die Straßen, und weil eben eine empfindliche Kälte eingetreten war, wärmte er seine erstarrten Hände an einem Haufen Kohlen, die man aus einem Backofen genommen hatte. Die Bäckerin aber, eine erzböse Frau, wollte dieß nicht zugeben. Sie hielt ihn für einen gemeinen kaiserlichen Soldaten, und war auf den Kaiser selbst sehr übel zu sprechen. „Marsch!" sagte sie zu ihm „troll dich fort zu deinem Bettelkönige, der mit seinen Knechten das ganze Land auffrißt, oder ich gieße dir wahrhaftig, wenn du nicht gleich gehst, diesen ganzen Kübel über den Kopf!" Dabei war sie unerschöpflich in den niedrigsten Schimpfworten, und da Rudolph ihr Vorstellungen zu machen suchte, goß sie ihm wirklich in der Wuth das eiskalte Wasser über das Gesicht und den ganzen Körper. Der Kaiser entfernte sich nun auf das schnellste, und ging in das Lager zurück, wo er sich umkleidete. Ueber Tisch erzählte er was ihm begegnet war. Anstatt aber das böse Weib zu strafen, schickte er ihr eine Schüssel voll Speisen nebst einer Flasche Wein, und ließ ihr sagen, es sende ihr das der alte Landsknecht, dem sie diesen Morgen den Kübel Wasser über den Kopf gegossen habe, und lasse sich recht schön bedanken. —

Als die Bäckerin hörte, daß der alte Mann der Kaiser selbst gewesen sey, wollte sie vor Schrecken in den Boden sinken. Sie lief zu ihm hinaus in das Lager, und warf sich ihm zu Füßen. Rudolph aber stellte sie seiner Tischgesellschaft vor, und forderte keine andere Genugthuung von ihr, als daß sie vor den anwesenden Herren alle Schimpfworte, die sie gebraucht hatte, treulich wiederholen sollte. Sie durfte kein einziges vergessen; wo sie sich nicht mehr erinnerte, da half ihr Rudolph nach, und so entstand eine Scene, bei welcher sich alle anwesenden Gäste vor Lachen den Bauch halten mußten.

Kaiser Rudolph, ein tapferer, gütiger, durchaus zu achtender, in Wort und That zuverlässiger Fürst, von einfacher Sitte und dem edelsten Herzen, verdient noch jetzt allen Fürsten zum Muster aufgestellt zu werden, als ein Regent, der nicht sein Bestes und das seines Hauses, nein! das des Volkes, dessen Oberhaupt er war, unabänderlich und allein im Auge hatte. Durch die kräftige Wiederherstellung eines friedlichen Zustandes in Deutschland ward er in diesem Lande der Schöpfer eines neuen, höhern, geistigen Lebens, der Begründer der spätern Cultur desselben. Hochgeehrt starb er zu Germersheim auf einer Reise nach Speyer, in seinem dreiundsiebenzigsten Jahre (1291).

---

4) Die Vermählung Herzog Wilhelms V. von Bayern mit Renata von Lothringen.

Wenn mit Recht die Herrlichkeiten des neuen Münchens gepriesen werden, so wollen wir darüber das alte München, wie es war zur Zeit der bayerischen Herzoge, nicht gering achten. In das alte herzogliche München mit seinen Wällen, Gräben und Thürmen, seinem Hofe, seinem Adel, seinen Prälaten, seinen Bürgern versetzt dich nachstehende Vermählungsfeier, die dem Jahre 1568 angehört; sie gewährt zugleich ein Bild des alten Deutschlands, des alten Reiches, Deutschlands wie es gewesen, ehe es durch den dreißigjährigen Krieg ver-

heert und in den Abgrund der Zwietracht, der Entkräftung, der Armuth, der Schmach und des Elendes gesunken war.

Festgeläute, Trompeten und Pauken, und Hörnerschall und der Donner des Geschützes erfüllte die Straßen der Stadt. Aus Deutschland, aus Frankreich, aus Italien, aus Spanien strömten die Fürsten oder ihre Stellvertreter herbei; der Kaiser schickte den Großmeister von Deutschland, der Papst den Cardinal-Bischof von Augsburg; mit den österreichischen Erzherzogen Ferdinand und Karl und dem Erzbischof von Salzburg und vielen anderen Fürsten und Fürstinnen erschien die Blüthe des gesammten Adels süddeutscher Lande, die Abgeordneten der freien Städte Nürnberg und Augsburg „die unter des Reiches Schirm Schutz und Frieden genießen.“ Prachtvoll geschmückt halten die Fürsten und Prälaten, viele ausgezeichnete Staatsmänner und sieggekrönte Feldherren, Tag für Tag, in langen Zügen ihren Eintritt in die hochzeitliche Herzogsstadt.

Da ist endlich der Tag der Ankunft der lotharingischen Braut gekommen. Am 21 Februar in frühester Frühe, während ein rauher Nordwind die altbayerische Hochebene und die Berge allum mit Schnee bedeckt, ist die ganze Stadt sammt allen ihren Gästen auf. Alles sitzt zu Pferde. Der Nahenden entgegen bewegt sich mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele der unabsehbare hochzeitliche Festzug, gegen 3500 Pferde, Roß und Reiter prachtvoll geschmückt, Alles glänzend in Sammt und Seide und strahlend in Gold und Edelsteinen. Von allen Helmen der Ritter und Edelknechte, von allen Hüten und Baretten wehen die Farben der Braut, gelbe, weiße und rothe Federn, hier in reichen Büschen und dort in stolzem Schwunge bis zum Rücken des Pferdes herniederwogend. Dem Zuge voraus reiten die Schützen mit ihren Trompeten, Fahnen und Pauken, hinter ihnen die Gefolgschaften der Fürsten und Herren; dann die Barone, die Grafen, die Herren des bayerischen Adels, und die Beamten und Hofleute des Herzogs, endlich die Gesandten und fürstlichen Gäste; zuletzt der Bräutigam selbst, von seinem Vater und dem Gesandten des Kaisers, dem Großmeister von Deutschland, geführt, ein blühender Jüngling in scharlachrothem Mantel, carmoisinrothem Kragen, verbrämt mit Gold, die

Beinkleider und Wamms so reich mit Gold gestickt, daß die Farbe des Stoffes kaum kennbar; auf dem Haupte den kostbaren Hut, eingefaßt mit Gold und Diamanten, und aus seinen wehenden Federn eine glänzende Medaille hervorschimmernd; hinter dem Bräutigam, den Schluß des Zuges bildend, endlich viele Diener, viele Knechte zu Fuß und hundert Trabanten.

Zwei Stunden später ziehen auch die Bürger und Handwerker der Stadt aus, sechs Fähnlein Knechte in schönen Rüstungen und Schlachtordnung ausrückend, mit rothen, gelben und weißen Schärpen quer über der Brust, den Hauptmann voraus zu Pferd, mit Trommelschlägern und Pfeifern.

Unweit Neuhausen an der Dachauerstraße sind zwei Zelte aufgeschlagen, dort stellt sich der Zug zum festlichen Empfange auf; in dem ersten, der Stadt zugekehrten Zelte erwartet der Bräutigam mit seinen Gästen die Braut.

Jetzt wird ihr nahendes Reitergefolge sichtbar und sie selbst, in prächtiger Sänfte von zwei schönen muthigen Maulthieren getragen. Unfern der beiden Zelte besteigt sie den glänzend weißen Zelter, der mit rothem Sammt und goldner Stickerei und Franzen in hochzeitlichem Staate sie erwartet.

So naht sie, begleitet von dem Herzog von Vaudemont, dem Grafen von Schwarzenberg, ihrer Schwester Dorothea und zwölf Damen, auch sie zu Pferde, in Kleidern von weißem Sammt, mit breiter goldner Einfassung, darüber Mäntel von schwarzem Sammt mit Gold gestickt, die Hüte mit Perlen, Juwelen und dichten Federn geziert; hinter den Damen folgen die Hofherren in schwarzem Sammt, mit goldenen Halsketten, ein Zug von ungefähr vierhundert Pferden. Die Braut selbst trägt ein spanisches Kleid von carmoisinrother Seide, lang, vom Gürtel an offen, mit eingewebten Figuren von Gold und Silber, und einem vier Finger breiten Saum von großen Perlen und herrlichen Rubinen, auf dem Haupte trägt sie den Hut, reich mit Perlen geschmückt, und darunter die feinsten Blonden, gleichfalls mit Perlen und Rubinen geziert; um die Stirne Perlenschnüre, in Form einer Krone geschlungen, um den Hals eine Kette von Diamanten, Rubinen und Perlen, worunter ein vor andern ausgezeichneter Rubin von unschätzbarem Werthe auf die Brust herabhängt.

Sie geht in das zweite Zelt, und als sie nach einer Weile jenseits zur entgegengesetzten Thüre herausritt, kömmt ihr im gleichen Augenblick der Bräutigam aus dem ersten Zelte entgegen. Beide reichen einander zum Willkomm die Hand, die feierlichen Begrüßungen und Umarmungen folgen. Die Braut besteigt hierauf den glänzenden Gallawagen, während neunzig Donnerbüchsen der Stadt und allen Umwohnern die Freude des Tages zweimal verkünden. Der ganze Zug bewegt sich unterdessen der Stadt zu; allein er ist so groß, daß die Ersten schon in das Thor einreiten, während die Braut noch an dem Zelte bei Neuhausen hält. Man zählte im Ganzen 5640 Reiter. Den Trompeten, den Hörnern, den Pauken, Trommeln und Pfeifen, und den Büchsen der Schützen antworteten von den Basteien und Mauern der Stadt und den nahen Anhöhen das große Geschütz, die Cartaunen, die Feldschlangen, die Falkonette und Doppelhaken, während von den hohen Thürmen das festliche Geläute der Glocken herniedertönt, unterbrochen von dem Jubelrufe des dichtgedrängten Volkes, das tausendstimmig ruft: „Es lebe Wilhelm und die schöne Renata!"

Langsam nähert der wogende Zug sich der Kirche unserer Lieben Frauen, um an den Stufen seines Altares Gott zuerst den Dank für die glückliche Ankunft darzubringen und seinen Segen zu erflehen. Hier, in der Kirche, harrt der Cardinal und die Bischöfe mit der Geistlichkeit, und die Mutter und die jungen Schwestern des Bräutigams mit den zu Gast geladenen fremden Fürstinnen und hohen Damen. Jetzt treten Braut und Bräutigam mit ihrem ehrenvollen Geleite durch die Hauptpforte in die heiligen Hallen. Der Cardinal Bischof von Augsburg empfängt sie mit seinem Segen, die Braut reicht den Bischöfen die Hand und wird von den fürstlichen Frauen umarmt. Dann bietet der Cardinal ihnen beiden ein goldenes Kreuz zum Kusse dar, besprengt sie mit Weihwasser und segnet sie unter dem Gesange der in Procession einherziehenden Priester. Vor dem Hochaltar sinken Braut und Bräutigam auf ihre Kniee nieder, und nehmen alsdann ihren Platz in einer geschmückten Bühne beim Grabe Ludwigs des Bayern. Der Cardinal singt mit tiefer Stimme die erhabenen Gebete der Kirche, mit ihm wechselt

die weltberühmte Capelle des Herzogs unter ihrem Meister Orlando di Lasso ab. Jetzt stimmt der Bischof in hohem Tone das Te Deum an, mit hellerer, fröhlicher Stimme fahren die Sänger fort nach der Composition ihres Meisters. Mit dem bischöflichen Segen endet der Dankgottesdienst, und der hochzeitliche Zug begibt sich in die herzogliche Burg.

Der folgende Tag, es war Sonntag, der 22ste Februar, ist zur kirchlichen Trauung unter dem Vespergottesdienst bestimmt. Es ist zwei Uhr Nachmittag; von dem wolkenlosen blauen Himmel scheint die winterliche Sonne hellsten Glanzes auf die Stadt hernieder; wieder ertönen die Glocken von allen Kirchen, wieder jubeln die Trompeten, Hörner, Querpfeifen und Pauken: da begibt sich der hochzeitliche Zug, die Frauen in prunkenden Festwagen, die Herren auf reichgeschmückten Rossen, durch die wimmelnden Straßen zu den Pforten unserer Lieben Frauen, wo die Bürger in glänzendem Waffenschmuck die Ehrenwache halten. Auf der ersten Stufe des Altares außerhalb des Chores steht der Bischof; die Trauung vollziehend nimmt er von der Hand des Bräutigam den Trauring, aus der Hand der Braut aber nach damaliger Sitte einen Kranz, dessen Blumen und Blätter aus Edelsteinen und Seide künstlich gebildet sind; beide legt er auf einen goldenen Teller und segnet sie. Jetzt richtet er an den Bräutigam die Frage: „ob er als rechtmäßige Braut Renata von Lothringen heimführen wolle?" — Herzog Wilhelm gibt alsbald die einem Christen und getreuen Fürsten geziemende Antwort. Als er hierauf auch an die Braut die Frage richtet: ob sie Herzog Wilhelm als ihren innigstgeliebten einzigen Bräutigam wolle, erröthet ihr jungfräuliches Angesicht, sie wendet sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu ihrer Mutter Christine, und bittet sie, sich verbeugend, um die Erlaubniß, die geziemende Antwort geben zu dürfen. Die hohe Frau erhebt sich freudenvoll von ihrem Sitze; von zwei der vornehmsten Herren des Hofes unterstützt, nimmt sie die gehorsame Tochter bei der Hand und spricht ihre Einwilligung zu der glücklichen Vermählung. Sofort nimmt der Cardinal des Bräutigams und der Braut rechte Hand, spricht in tiefem Tone ein Gebet, steckt an den Finger der Braut den Ring des

Bräutigams und setzt auf das Haupt des Bräutigams den Kranz der Braut. Unter den Lobgesängen der Vesper endet die kirchliche Feier mit dem Segen, und die Neuvermählten kehren von dem Jubelrufe des Volkes begleitet, unter klingendem Spiele, in festlichem Zuge zur herzoglichen Burg zurück.

Dort angelangt, wird kurze Zeit darauf zum prachtvollen Hochzeitsmahle aufgeblasen, der Bräutigam, die junge Gemahlin führend, trägt auf dem Haupte den Kranz, alle hohen Gäste tragen ähnliche Kränze mit Perlen, Smaragden, Rubinen und Diamanten verziert auf dem Barette, welche dem Gebrauche gemäß die Braut ihnen zur Erinnerung an dem Hochzeitsmorgen geschenkt. Den Hauptschmuck des Mahles bildeten nach damaliger Sitte die Schaueßen oder Tafelaufsätze, welche mit den verschiedenen Abtheilungen der Gerichte, während die Capelle die herrlichsten Musik- und Gesangstücke aufführte, zur Tafel getragen wurden. Seltsam wechselten in argloser Gutmüthigkeit und Heiterkeit die ernstesten Vorstellungen aus dem alten und neuen Testament mit Bildern aus der heidnischen Götterlehre, aus den Sagenkreisen des ritterlichen Mittelalters, und Zügen aus dem wirklichen Leben. Drei Schiffe, in deren Mastbäumen die zehn Lebensalter des Menschen abgebildet waren, eröffneten diese Wunder der Schaulust; es folgten: das cananäische Weib am Brunnen — Holofernes — die Gerechtigkeit — das Urtheil des Paris — die keusche Susanna — Christus in den Fluthen des Jordans — die büßende Magdalena — Adam und Eva unter dem Baume des Paradieses — die römische Lucretia — Simson mit dem Löwen — die schöne Meerfee Melusina — turnierende Ritter — Adler und Pelikane — Labyrinthe — brennende Oefen — drei von selbst fahrende ungarische Kutschen, jede mit vier Pferden — drei Wägen mit Wein beladen — Castelle — Josua — ein vornehmer Signore und der Arleguino — drei Blumengärten mit Pomona, Ceres und Diana — Christus mit den Jüngern am Oelberge, und endlich der Baum des menschlichen Lebens, eine große Vorstellung, welche Judenthum und Christenthum, Eva und Maria, dort Mosis Schlange und das goldene Kalb der Wüste,

und hier das Kreuz Christi und das Lamm und die Auferstehung umfaßte.

Das Bankett, bei welchem nur Grafen und Barone die hochzeitliche Tafel bedienten, endet mit einem Balle. Die Neuvermählten werden alsdann in das Brautgemach geleitet, wo die Eltern ihren Kindern den Segen ertheilen.

Am folgenden Morgen, Montag den 23sten Februar, und die darauf folgenden Tage, bis in den März hinein, folgen eine Reihe prunkvoller, fröhlicher Hoffeste, wobei alle schönen Künste und Witz und Laune mit dem Glanze fürstlichen Reichthumes wetteifern die Freude dieser Tage zu erhöhen. Bei dem Bankett des zweiten Tages wird eine Pastete aufgetragen, in welcher sich ein kleiner Zwerg des Erzherzogs Karl von Oesterreich in glänzend weißer Rüstung befindet. Die Pastete steht einige Zeit auf der Tafel, als der Marschall sie öffnet, und Allen unvermuthet der Zwerg, ein nicht volle zwei Spannen langes Kind von sechs Jahren, sich erhebt, die Rennfahne in der Hand, behende auf der Tafel umhergeht und die Fahne viermal schwingend, den Bräutigam und die Braut und „die Fürstenpersonen mit sittsamer Reverenz" begrüßt und ihnen die Hand reicht. Die Feier jeden Tages beginnt gewöhnlich mit einem großen musikalischen Hochamt der herzoglichen Capelle unter der Leitung des Orlando di Lasso, der übrige Tag wird den Festlichkeiten gewidmet, die sich gar mannichfaltig in ununterbrochener Reihe folgen. Da wechseln mit einander ab: Tanz auf dem Rathhaus; Ringrennen auf dem festlich mit Fahnen und Triumphbögen geschmückten und zum Turnierplan umgewandelten Schrannenplatz, wobei die Ritter theils abenteuerlich prachtvoll, theils komisch und scherzhaft maskirt erscheinen und lustige Scenen als Zwischenspiele aufführen; feierliche Ueberreichung der köstlichen Brautgeschenke von Seite der Gäste, als da sind: Schmuck und kostbares Geräth, Halsketten, Gürtel, Ringe, Juwelen, Medaillen, Becher, Credenztische u. s. w.; Fußturnier auf dem Schrannenplatz, die jungen Prinzessinnen und andere schöne Hände vertheilen am Abend beim Tanz den Kampfrittern die goldenen Kränze des Sieges; Turnier über die Planken; große Tragödie von Simson und den Philistern, auf einer Bühne

in der herzoglichen Burg mit symbolischen Zwischenspielen, von den Jesuiten aufgeführt; Feuerwerk, ein Castell mit Kunstfeuer angefüllt geht prasselnd in Flammen auf und steigt krachend in die Lüfte; Kübelstechen, ein scherzhaftes Turnier, wobei die Ritter statt des Helmes einen hölzernen, mit allerhand fratzenhaften Darstellungen bemalten Kübel tragen müssen; Tanz und Mummenschanz, Freiturnier zu Pferd; Scharfrennen und KrönDelstechen, Hirschjagden und Hasenjagden, und endlich eine italienische Comödie, die Orlando di Lasso, ein Mann von dem muthwilligsten Humor, nicht nur selbst gedichtet hatte, sondern worin er auch zur allgemeinen Belustigung mit andere" seiner Capelle eine Hauptrolle spielte. Wie denn überhaupt, neben den ritterlichen Uebungen, den Turnieren jeder Art und Gattung, die der Gebrauch des Pulvers noch nicht verdrängt hatte, der Gesang und die Musik jener berühmten Hofcapelle das Meiste zur Verherrlichung dieser festlichen Tage thaten und alle Lustbarkeiten begleiteten und veredelten, so daß, wie uns Augenzeugen melden, die Gäste bei ihren Banketten Speise und Trank vergaßen und den bezaubernden Tönen und den Weisen großer Meister lauschten.

Allein wie alle Dinge in diesem irdischen Leben, so gingen auch diese Festlichkeiten zu Ende; das Klirren der Waffen der turnierenden Ritter und der Schall der Trompeten und Pauken verstummte allgemach, die hohen Gäste verabschiedeten sich einer nach dem andern, und die alte Ruhe und der gewohnte Gang des alltäglichen Lebens kehrten in die Hallen der herzoglichen Burg und die Straßen Münchens zurück.

Die Ehe, welche jene Feier geknüpft, war durch ihre Eintracht eine glückliche und mit zehn Kindern, sechs Söhnen und vier Töchtern, gesegnet. Unter den Töchtern war eine Kaiserin, Maria Anna, die Gemahlin Ferdinands II., unter den Söhnen starb Philipp als Bischof von Regensburg und Cardinal 1598, Ferdinand als Kurfürst und Erzbischof von Köln, dessen Kurwürde seit dieser Zeit ununterbrochen dem bayerischen Hause verblieb; der größte seiner Söhne aber war unstreitig Maximilian I., jener wahrhaft deutsche Fürst und gottbegeisterte Schirmer des alten Glaubens, der in den Be-

drängnissen des dreißigjährigen Krieges, die Treue dem Reiche wahrend, das deutsche Wort sprach: „Lieber das Aug' im Sarge schließen, als Fremdherrschaft in Deutschland," und der, die ewigen Güter über alle zeitlichen Schätze und Ehren achtend, am Ende seiner wechselvollen Laufbahn sich und sein Volk mit dem Bewußtseyn tröstete: „Wir haben aus dem furchtbaren Kampfe das Höchste gerettet, den alten angestammten Glauben."

Denken wir nun an jene glänzenden Hochzeitstage Wilhelms V., des Vaters dieses Maximilians I., zurück, an diese stolzen Aufzüge, wo Alles, Reiter und Roß und Wagen von Gold und Edelsteinen, von Sammt und Seide starrte; an diese rauschenden Bankette mit ihren reich geschmückten Tafeln, von Grafen und Baronen bedient; an diese festlichen Turniere mit ihren stolzen Rittern adelichen Blutes und ihren preisvertheilenden Fräulein; an diese muthwillig heitere Tanz- und Maskenlust und das burleske Comödienspiel und die stets wechselnden Genüsse der höchsten musikalischen Kunst, aufgeführt von den Sängern und Musikern der verschiedensten Länder, kurz an diese Tage von 1568, wo Alles im höchsten Glanz und Prunk, unter Trompeten und Paukenschall, nur Freude und Genuß athmete; wo wir überall in den Festsälen und Prunkgemächern nur erlauchten Namen, nur Fürsten und Fürstinnen und Baronen, mit hohen Federn und langen Schleppen, begegnen; wo der Bürger und der Gewerbsmann, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdient, und der Bettler, der seinen siechen Leib in elende Lumpen hüllt, so ganz in den Hintergrund zurücktreten — erinnern wir uns hieran: werden wir dann nicht glauben, das Herz des bräutlichen Paares müsse, berauscht und betäubt von all dieser Weltlust, sich mit kaltem hochmüthigen Stolze erfüllt haben, der seine eigene Nichtigkeit und die Ehre Gottes und die Noth des Nebenmenschen vergaß! — Allein dem ist nicht also. Im Herzen Wilhelms und seiner jungen Gemahlin lebte der Geist des alten Glaubens, der mit wehmüthiger Trauer das Vergängliche all dieser Herrlichkeit durchschaute, und wohl wußte, daß sie ein kurzer Traum ist, dem ein ernstes Erwachen in der Ewigkeit folgt.

Macht und Ehre, Glanz und Prunk konnten daher auch so wenig Gewalt über Herzog Wilhelm gewinnen, daß er dreißig Jahre nach dieser Hochzeit, am 4 Febr. 1598, da er erst das fünfzigste Jahr seines Lebens zählte, die Regierung freiwillig in die jugendlich kräftigen Hände seines vierundzwanzigjährigen Sohnes Maximilians niederlegte, um sich aus dem Getümmel der Welt und dem Drange der Geschäfte mit seiner Gemahlin in eine klösterliche Abgeschiedenheit zurückzuziehen und von hier aus den jungen Fürsten mit dem Rathe des gereifteren Alters zu unterstützen, sein eigenes Leben aber einzig dem Dienste Gottes und werkthätiger Nächstenliebe zu widmen. Und ein seltenes Beispiel in der Geschichte, die achtundzwanzig Jahre, welche er seit dieser Entsagung verlebte, flossen in ungetrübter Eintracht dahin; nie vergaß der Sohn die Ehrerbietung und Dankbarkeit, welche er dem Vater schuldete, noch auch ließ der Vater von einem wiedererwachten Ehrgeize sich bethören, auf's neue die Hand nach den Zeichen der Würde auszustrecken, die er freiwillig niedergelegt hatte; nur durch diese entsagende Seelengröße wurde es möglich, daß dieselben festen Hände Bayerns Steuerruder länger als ein halbes Jahrhundert in sturmerfüllten Zeiten unverrückt nach demselben Ziele lenken konnten — ein Beispiel der Entsagung und wechselseitiger Eintracht, das selbst im bürgerlichen Leben und in der Hütte des Bauern leider nur allzu selten ist. Dasselbe München aber, welches die glänzenden Feste der Vermählung seines jungen Fürsten gesehen, wurde nun Zeuge einer ganz anderen Reihe von Bildern, die an die ersten Zeiten des Christenthums erinnerten, indem der edle Fürst, den früher die Vornehmsten des Landes bedient, nun selbst den Aermsten der Stadt diente und seine größte Lust darin fand, die Kranken in ihren schmerzlichsten Leiden zu pflegen und den Unheilbaren und Sterbenden milden Herzens Trost zuzusprechen.

Bemüht, die kirchliche Zucht und Sittlichkeit zu heben, und einen religiösen, wissenschaftlichen Sinn unter der Jugend zu verbreiten, hatte er für die Studirenden zu Ingolstadt ein Convict erbaut, zu München ein Seminarium und ein prächtiges Gymnasium, ferner ein Collegium zu Regensburg und Altenötting; die Abtei Ebersberg, dann Biburg

und Münchsmünster hatte er gleichfalls den Jesuiten übergeben. Der prächtigste Bau jedoch, den er errichtete, und der noch gegenwärtig eine Zierde Münchens bildet, war die Kirche zum heil. Michael mit ihrem kühnen Gewölbe und das Collegium mit seinen unermeßlichen Räumen, welches er als einen Sitz der Frömmigkeit, der Wissenschaft und Kunst mit jenem Gotteshause verband. Er selbst bezog eine Wohnung dicht an diesem Collegium, dort seine Tage zu beschließen. Nur schwarz trugen sich seine Hofherren, nur irdene Gefäße kamen auf seine Tafel, die einst von Gold und Silber geglänzt. Was wir von seinen Liebeswerken und den Stiftungen wissen, zeigt wie seine Barmherzigkeit keinen vergaß und überall selbst Hand anlegte.

In München baute er den Pilgern ein gastliches Haus, wo er den Ankömmlingen die Füße wusch und sie mit dem Willkommkuß begrüßte, ihnen unter freundlichen heitere nReden die Speisen auftrug und sie nach drei Tagen reich beschenkt entließ. Hiefür spendete er alljährlich viele tausend Gulden. Auch eine Capelle baute er ihnen zum heil. Rochus mit einem Leichenacker. Ein anderes Häuslein, an seine eigene Wohnung anstoßend, widmete er dreien Kranken, die er allein verpflegte. Drei oder viermal des Tages ging er zu ihren Krankenbetten hin, und während er ihnen geistlichen Trost zusprach und von göttlichen Dingen redete, richtete er sie im Bette auf und reichte ihnen, jeden Ekel überwindend, die Speisen dar. Zwei oder dreimal in der Woche, wenn er sich eine besondere Freude machen wollte, lud er sich die elendesten Bettler zu Gast, ließ sie oben an der Tafel sitzen, diente ihnen als Truchseß und Mundschenk und reichte ihnen das Beste dar, und entließ sie endlich mit einem Goldstücklein beschenkt. Eingedenk der Zahl der ersten Schüler Christi, kleidete er alljährlich zweiundsiebenzig Greise, die von Alter gebrochen in Noth und Elend darbten, beschenkte sie überdieß wie seine Freunde oder Pathen viermal im Jahre mit Almosen und Weihnachtsgeschenken und anderen üblichen Gaben in unverbrüchlicher Weise. Renata that dasselbe an eben so vielen alten Frauen. Zwölf andere Arme bediente er täglich als seine Gäste beim Mittagmahl, und dabei ließ er ihnen während des Essens zur Erbauung aus einem geistlichen Buche vor-

lesen; statt des Dankes aber hielt er sie an, monatlich zur heiligen Communion zu gehen und bewirthete sie an diesem Tage der Gnade ganz besonders festlich. Nicht minder besuchte er auch die Spitäler von St. Elisabeth, von dem hl. Geist und St. Peter wöchentlich; an keinem Bette ging er vorüber, ohne den Kranken freundlich anzureden, zu trösten und seine Bedürftigkeit zu lindern. Ja auch selbst in den Vorstädten suchte er die Elendesten und Verlassensten in ihren armseligen Hütten und Betten auf. Oft wenn seine Hofleute sich die Nasen zuhielten und sich mit Wohlgerüchen stärkten, verzog er allein keine Miene und blieb freundlich und heiter, als wandle er unter Rosenbeeten. Selbst die Aussätzigen, die mit der Elephantiasis Behafteten, die fern von aller menschlichen Gesellschaft lebten, suchte er als ein tröstender Engel heim. Ein brennendes Licht in der Hand unterstützte er die Sterbenden in ihrem letzten Kampfe, geleitete sie zum Grabe und wohnte ihrem Seelengottesdienste bei. Kranken Priestern ließ er dieselbe Ehre und Milde angedeihen, seine Küche, sein Keller und seine Apotheke stand ihnen offen. Bei St. Elisabeth richtete er eigens vier Wohnungen für Kranke ein. Ebenso war er es, der den Waisen Vaterstelle vertrat, und vorzüglich nach seinem Rath und mit seiner Hülfe kam ein Waisenhaus zu Stande, um Knaben und Mädchen dort zu erziehen, welche die Grausamkeit ihrer Eltern nach der Geburt ausgesetzt hatte, oder die durch die äußerste Noth zu Grunde gingen. Für sich selbst baute er sich bei seiner Wohnung unter Bäumen versteckt eine Einsiedelei, wohin er sich besonders zur Fastenzeit aus der Welt zurückzog, um dort, nach Weise der Altväter in der Wüste, im rauhen Büßerkleide der strengsten Abtödtung, der Gewissenserforschung, dem Gebete und der Betrachtung zu leben und allwöchentlich sich durch das hl. Abendmahl zu stärken. Auch auf der Hofmark Neudeck in der Vorstadt Au bei St. Karl und auf seiner Villa zu Schleißheim hatte er eine ähnliche Einsiedelei eingerichtet und mit sechs Capellen umgeben, zu Gunsten solcher, die sich dem einsiedlerischen Leben widmen wollten. Den Weg zu ihnen ließ er von Strecke zu Strecke mit Säulen bezeichnen, die dem Pilger andächtige Sinnbilder vorhielten. Auch den Bau der Pfarrkirche in der Au zum heil. Carolus und die Stiftung einer

eigenen Pfarrei setzte er nicht ohne Mühe durch, eine große Wohlthat für die Handwerker und den ärmsten Theil des Volkes, der hier in großer Anzahl wohnte und früher in das ferne Bogenhausen zur Kirche gehen mußte.

Seine Gemahlin Renata, die ihm als treue Gefährtin zur Seite stand, die wie er als eine Mutter und Pflegerin der Armen und Kranken ihr Leben und ihr Einkommen dem gleichen Dienste widmete, und zur Stiftung des Spitales von St. Elisabeth allein ein Geschenk von zwanzigtausend Ducaten spendete, starb am 23sten Mai 1602. Herzog Wilhelm sagte von ihr: „Wenn Jemand die Liebe abmalen wolle, so müsse er die milde Frau darstellen; denn er würde an ihr alle Merkmale finden, welche der Apostel St. Paulus der reinen Liebe zugeeignet." Vierundzwanzig Jahre überlebte er sie. Ruhig und gefaßt ging er seinem Ende entgegen, und nachdem er noch einmal sein ganzes Leben überdacht und ein reumüthiges Bekenntniß aller Sünden abgelegt und sich mit Gott vereinigt, schied er, in Gegenwart seiner Kinder, von den Gebeten der Priester geleitet, dahin, wohin seine ernste Seele immer sehnsuchtsvoll verlangte.

Seine Demuth aber erstreckte sich noch über seinen Tod hinaus. Streng untersagte er in seinem letzten Willen jeden Leichenpomp, kein Wort des Lobes dürfe an seinem Grabe gesprochen werden, höchstens sollen die Gegenwärtigen an die menschliche Sterblichkeit erinnert werden, deren er zum Beispiel dienen könne. Auch den Dichtern gebot er Schweigen, damit keine rühmende Grabschrift seinem Andenken mit Tugenden, die er nicht besessen, unverdienter Weise schmeichle.

Sein Wille wurde erfüllt, der Jammer und die Thränen der verlassenen Armen waren das ehrendste Loblied, welches die Leiche des frommen Fürsten geleitete, der in seiner Michaelskirche in die selbst erwählte Gruft unter dem Hochaltar beigesetzt wurde. Wie bei seiner Hochzeit die ganze Stadt in Freude und Jubel geglänzt, so wohnte sie jetzt in tiefster Trauer dem letzten Todesdienst ihres väterlichen Wohlthäters bei. Ueber dem Sarge waren bei seinem Leichenbegängniß in lateini-

scher Sprache folgende Worte zu lesen, die einen kurzen Rückblick auf sein Leben enthalten:

„Wilhelm V., ein Sohn Alberts V., Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Niederbayern, dieses Collegiums und Gotteshauses Stifter, geboren im Jahre 1548 am 29sten September, regierte das Land nach des Vaters Tode 17 Jahre, übergab dasselbe alsdann an Maximilian seinen Sohn, lebte mit seiner Gemahlin Renata von Lothringen in Zurückgezogenheit und frommer Ruhe sieben Jahre, als Wittwer vierundzwanzig Jahre, stirbt 1626 am 7 Februar, Vormittags gegen die zweite Stunde. Gelebt hat er also 72 Jahre 4 Monate, 3 Tage, und in Zweifel gelassen, ob seine Frömmigkeit oder sein Glück größer gewesen; denn von seinen Söhnen sah er Philipp mit dem Purpur der römischen Kirche geschmückt, Ferdinand und Maximilian zu kaiserlichen Wahlfürsten erhöht, jenen durch die Wahl Kurkölns, diesen durch kriegerische Tapferkeit; er sah seinen Sohn Albert von Nachkommen umgeben; er sah zwei Schwiegersöhne, wovon der eine Kaiser, der andere, ein Lutheraner, zum großen Frommen des Glaubens zur katholischen Kirche sich bekehrte. Er ruhe in Ewigkeit als Theilhaber einer besseren Welt.“

Noch heute ruht Herzog Wilhelm dort in der Gruft zu St. Michael neben seiner geliebten Gemahlin Renata und seinem Sohne Maximilian; die Inschrift aber, die nach seinem Willen auf das Grab gesetzt wurde, ist ein treuer Abdruck seines Lebens und eine ernste Mahnung der Demuth an jeden Besucher. Von Gustav Adolph einst bewundert, lautet sie:

Commissa mea pavesco	Mich schrecken Herr! die Sünden mein,
Et ante te erubesco;	Erröthend, Gott! gedenk ich dein!
Dum veneris judicare,	Wenn einst du nahest zum Gericht,
Noli me condemnare!	Erbarme Dich, verdamm mich nicht!

Christliche Lebensregeln.

1. Handle niemals gegen das Gewissen.

Der Mensch vernimmt in seinem Innern eine Stimme, die ihn unmittelbar über sich selbst hinausweist auf Gott, den Urheber und Schöpfer seines Lebens, und die ihm dessen Willen als Gesetz für sein Thun und Lassen zu erkennen gibt. Das Gewissen ist demnach zu bezeichnen als das innerste Bewußtseyn unser selbst und unserer sittlichen Verpflichtung vor Gott; und als solches findet es sich überall wirksam und anerkannt sowohl bei rohen als bei gebildeten Völkern, und wird von der alt- und neutestamentlichen Offenbarung theils schlechthin vorausgesetzt, theils ausdrücklich allen Menschen zugeschrieben. Röm. 2, 14. 15.

Der Ausspruch des Gewissens bildet die nächste Regel der menschlichen Handlungen. Wer irgend eine Handlung unternimmt, hat zuvor einen bestimmten Ausspruch des Gewissens über deren Erlaubtheit einzuholen; dann aber, wenn er solchen erlangt hat, handle er getrost ihm gemäß, ohne Rücksicht auf Menschengunst oder Ungunst, auf Nutzen oder Schaden. Es ist niemals erlaubt, gegen das Gewissen zu handeln, selbst nicht gegen das irrige, solange der Irrthum als solcher nicht erkannt und abgelegt ist. Hiebei versteht es sich aber auch von selbst, daß es Sünde wäre, dem irrigen Gewissen gemäß zu handeln, wenn der Irrthum ein überwindlicher und selbstverschuldeter ist, der abgelegt werden sollte und könnte.

2. Achte dich selbst als ein nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenes, vom Sohne Gottes erlöstes und zur ewigen Seligkeit bestimmtes Wesen.

Indem der Christ im Lichte des Glaubens sich selbst und die Würde erkennt, die er in Folge seiner Erschaffung zum Ebenbilde Gottes, insbesondere aber kraft der Erlösung und Heiligung besitzt, fühlt er sich angetrieben, sich in ihr festzusetzen und zu behaupten. Die Anerkennung, Behauptung und Bewahrung

derselben ist die christliche Selbstachtung. Sie ist also eine nothwendige und unmittelbare Folge der sittlich religiösen Erkenntniß, und kann nur da fehlen, wo ein strafbarer Mangel der Erkenntniß der dem Menschen von Gott verliehenen Würde stattfindet, oder wo der Mensch gefühllos für alle höhere Würde und Bestimmung und in Folge sittlicher Rohheit und Versunkenheit sich selbst wegzuwerfen bereit ist.

Und wie die Selbstachtung einerseits eine nothwendige Folge der sittlichen Selbsterkenntniß ist, so ist sie andererseits die nothwendige Bedingung alles sittlichen Strebens und aller sittlichen Wirksamkeit. Der Mensch ist gerade so lange vor der Sünde geschützt, als er von dem Gefühle seiner Würde lebendig durchdrungen ist; und er kann seinen sittlichen Wirkungskreis nur dann wirklich und segensreich erfüllen, wenn er sich und seinen Beruf wahrhaft achtet und Achtung von anderen genießt. Es kann uns also weder in Rücksicht auf uns selbst noch in Rücksicht auf den Nebenmenschen gleichgültig seyn, ob wir geachtet werden oder nicht, und es bleibt in jedem Betracht eine unerläßliche Pflicht, durch wahre Selbstachtung sich die Achtung anderer zu verschaffen und zu erhalten, insofern dieß Streben mit den höheren Pflichten vereinbar ist und entfernt bleibt von Stolz und Ehrgeiz.

Die christliche Selbstachtung ist immer gepaart mit Demuth. So sehr der Christ die Erhabenheit seiner Würde und Bestimmung, die ihm durch die Gnade Gottes in Christo zu Theil geworden, kennt, und so sehr er im Bewußtseyn derselben voll heiligen Hochgefühles sich freut, ebenso sehr erkennt und fühlt er seine Unvollkommenheit und seinen Abstand von dem ihm gesetzten erhabenen Ziele. Und in dieser aus tiefer Ueberzeugung von unsrer Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit hervorgehenden Anerkennung der freien Gnade Gottes, die uns eine so erhabene Würde und Bestimmung gegeben hat, besteht im Wesentlichen die christliche Demuth.

3. Achte gleicherweise deine Mitmenschen und Mitchristen.

Die Würde und Bestimmung, die der Christ in sich selbst fühlt und erkennt, erblickt er auch in allen seinen Mitmenschen

und Mitchristen. Jeder von ihnen ist nicht minder denn er selbst nach Gottes Ebenbild erschaffen, durch Christus erlöst und zum Erben des Himmelreichs bestimmt. Die Anerkennung nun und Heilighaltung dieser gleichen Würde und Bestimmung auch an ihm ist die christliche Achtung gegen andere.

Die Pflicht der Achtung des Nebenmenschen enthält eine Beschränkung in Ansehung der Unwürdigen, d. i. derer, die ihre Menschen= und Christenwürde freiwillig mißbrauchen und schänden, und die von Gott ihnen verliehenen Gaben und Gnaden nur zum Bösen mißbrauchen. Gegen die Sünden solcher muß unser Herz mit heiligem Widerwillen erfüllt werden, ohne daß wir jedoch aufhören ihre Wiederherstellung durch die Gnade für möglich zu halten, und für sie um Gnade zu bitten. Diese nothgedrungene und gewissenhafte Verachtung der Sünde, verbunden mit dem Mitleid gegen den Sünder, verletzt nicht im mindesten die Pflicht der wahren Achtung des Nebenmenschen; sie ist vielmehr nur ein kräftiger Erweis derselben. Damit sie aber wahrhaft christlich sey, muß sie aus reiner Liebe Gottes und Hochachtung der von ihm verliehenen Würde entspringen, dem Grade der Selbstentwürdigung angemessen, von ungemeiner Vorsicht geleitet und mit großer Demuth verbunden seyn.

4. Achte dich und den Mitmenschen nicht bloß, liebe dich und ihn im Sinne des Christenthums.

Das menschliche Herz kennt ein noch innigeres und tieferes Gefühl als das der Achtung, und fühlt sich durch einen noch stärkeren Zug zum eigenen Ich hingezogen. Diesem von Natur angebornen Zuge folgend hängt der Mensch sich selber an, er will sich selber leben, und seines Daseyns sich freuend, sucht er sich dessen Besitz zu sichern und es zu genießen. Dieses von dem Schöpfer in unser Herz gelegte Streben ist die natürliche Selbstliebe. Das Christenthum nun will dieselbe keineswegs aufheben, es erkennt sie vielmehr als die Grundlage für die höhere oder christliche Selbstliebe an, will sie nur vor der Ausartung in Selbstsucht bewahren, ihr die rechte Richtung geben und den rechten Inhalt sichern, sie läutern, vergeistigen und verklären, um

sie in Uebereinstimmung zu bringen mit der wahren und ewigen Bestimmung des Menschen.

Die Selbstliebe erscheint aber dadurch als eine vernünftige und christliche, daß sie dem eigenen Selbst nicht einseitig als solchem, oder im Widerspruche mit der, Gott und dem Nebenmenschen schuldigen Liebe anhängt, sondern mit beiden in wesentlicher Verbindung und Uebereinstimmung besteht. Die christliche Selbstliebe ist nämlich ihrer Natur nach religiös und wohlgeordnet; der Christ liebt sich in Gott oder liebt an sich die Gnade und Liebe Gottes; er betrachtet diese Liebe selbst als eine gottgegebene und bezieht all' ihre Freude und ihren Genuß stets auf Gott. Und wie an sich selbst, so liebt er auch an anderen die Gnade und Liebe Gottes, oder er liebt den Nächsten wie sich selbst wegen Gott. Und durch diese wesentliche Beziehung auf Gott und den Mitmenschen unterscheidet sich die christliche Selbstliebe geradezu von der Selbstsucht, in welcher der Mensch nur das eigene Ich zum Anfangs-, Mittel- und Endpunkt seines Wohlgefallens und Strebens macht.

Die Nächstenliebe hat wie die Selbstliebe schon eine natürliche Begründung im Herzen des Menschen, und sie erweiset sich nicht bloß wirksam in lauteren und unverdorbenen Gemüthern, sondern sie reget sich in gewisser Beziehung auch noch in solchen, deren Herz auf mannichfaltige Weise durch das Böse verdorben ist. Als wahrhaft vernünftige, geistige und reine Liebe kann sie aber erst erscheinen im Lichte des Christenthums und kraft der Wirksamkeit des heiligen Geistes in uns, nachdem wir Gott als unsern liebenden Vater, und unseren Nebenmenschen als Ebenbild Gottes, als Miterlösten und Miterben des Himmelreiches kennen gelernt, und angefangen haben, Gott und uns selbst wahrhaft zu lieben. Die Nächstenliebe hat nämlich ihre tiefe Begründung und ihr eigentliches Motiv darin, daß Gott die Liebe ist, die sich in Christo vollkommen geoffenbaret hat und uns ohne Unterlaß zur Nächstenliebe treibt. Ebendeßwegen wird die Nächstenliebe durchgängig als in unzertrennlicher Verbindung mit der Liebe Gottes stehend von der heiligen Schrift aufgefaßt, nicht minder denn diese als eine wesentliche Bedingung des christlichen Lebens erklärt, von dem Herrn zur unbedingten Pflicht gemacht und als

ein Beweis der Liebe gegen Gott selbst dargestellt. „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet; daß, so wie ich euch geliebt habe, auch ihr einander liebet." Joh. 15, 17. „Wahrlich ich sage euch: Was ihr einem dieser geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr Mir gethan." Matth. 25, 40.

Was den Umfang und die Ausdehnung der christlichen Nächstenliebe betrifft, so bezieht sie sich auf jeden Menschen ohne Ausnahme und auf jeden ganz und ungetheilt, d. h. auf alles was Gott an Würde, Gaben und Gnaden unserem Mitmenschen geschenkt hat. Sie will, daß ihm dieß alles gesichert sey, daß er es mit Freude besitze und genieße, und seine Bestimmung glücklich erreiche. Sie bezieht sich darum insbesondere auf die geistigen Bedürfnisse und Anliegen desselben (geistliche Werke der Barmherzigkeit); übersieht aber auch nicht die leibliche Noth und die sinnlichen Bedürfnisse des Mitmenschen, sondern berücksichtigt sie in ihrem Zusammenhange mit ersteren, und erweiset sich kräftig und thätig in jeder Beziehung (leibliche Werke der Barmherzigkeit).

5. Sorge vor allem für deine eigene Seele; gebrauche keine deiner Seelenkräfte anders als im Dienste deiner Seele und deines Seelenheils; verhüte jede Schwächung und Verkümmerung derselben, und arbeite ohne Unterlaß an ihrer Ausbildung und Vervollkommnung, damit sie immer tüchtiger werden, zur Erfüllung des irdischen und himmlischen Berufes der Seele mitzuwirken.

Die Seele ist des Menschen erster und wesentlichster Bestandtheil; durch sie lebt er ein selbstbewußtes und freies geistiges Daseyn und Leben; ein Leben, das bestehen bleibt, wenn auch der Leib dem Staube und der Verwesung anheimfällt. Die Seele ist es daher auch, durch die der Mensch den ersten und wesentlichsten Antheil an der Erlösung hat; sie ist es, die durch das Bad der Wiedergeburt zunächst zum ewigen Leben wiedergeboren und mit den übernatürlichen Gütern, Gnaden und Gaben des heiligen Geistes ausgerüstet wird. In ihr gewinnt und hat das Reich Gottes auf Erden seine erste und wesentlichste

Gestalt, so daß alles andere, was in der weiteren Lebensentfaltung auf Erden zu Tage kommt, nur ein Bestreben ist die Fülle zu entwickeln, die das Herz des Wiedergebornen beschließt. Eben deßwegen aber, weil das Reich Gottes auf Erden für den Einzelnen nur in dem Innern des „neuen Menschen" da ist, und in der Gnadengemeinschaft der Seele mit dem Erlöser besteht, muß dem Christen die Sorge für seine Seele die erste und heiligste Sorge seyn.

Das Gnadenleben der Seele ist vorerst bedingt und vermittelt durch die Erkenntniß. Denn Gott selber, der das Leben ist, erscheint der Seele zunächst als die Wahrheit und als der höchste Gegenstand der Erkenntniß; und seine Offenbarung in Christus begreift in sich eine Reihe von Thatsachen und Wahrheiten, die von uns unmittelbar erfaßt, gläubig angenommen, in unserem Bekenntnisse festgehalten und zur Erkenntniß gebracht werden müssen, wofern wir der durch sie bewirkten Gnadengemeinschaft mit Gott wirklich theilhaftig werden wollen. In dem Maße nun als das Wesen und die Eigenschaften Gottes, so wie die Thatsachen und Wahrheiten seiner Offenbarung geheimnißvoll sind, unser Erkenntnißvermögen dagegen beschränkt und zerrüttet sich erweist, erscheint auch die Ausbildung und Vervollkommnung desselben als Pflicht und als unerläßliche Bedingung des Heils.

Unter den Erkenntnissen aber, die wir uns vor allen erringen sollen, stehen die religiösen oben an; sie bilden die Wissenschaft des Heils und sind das Eine, was unter allen Umständen dem Menschen zu wissen noth thut; auf ihren Erwerb muß daher unser Streben vor allem gerichtet seyn. An sie schließen sich an die zur Erfüllung unserer Lebensaufgabe hienieden unentbehrlichen oder die zur Erreichung unserer ewigen Bestimmung beziehungsweise nothwendigen Erkenntnisse. Dahin gehören insbesondere eine gründliche Selbst- und hinlängliche Menschenkenntniß, so wie die durch Stand und Beruf von uns geforderten Kenntnisse. Die Mittel, sich alle diese Kenntnisse zu verschaffen, sind verschieden, als: Anhörung des Wortes Gottes, fromme Lesung und Betrachtung, fleißiges Studium und zweckmäßiger Unterricht, Umgang mit gottesfürchtigen und erleuchteten Männern.

Die zum Heil unmittelbar oder mittelbar nothwendigen

Erkenntnisse können aber vollkommen nicht erworben werden, wenn nicht auch die dem Erkenntnißvermögen zugehörigen besondern Kräfte, Vernunft, Verstand u. s. w. eine angemessene Ausbildung und Vervollkommnung erhalten. Daher die Forderung: daß auf alle einzelnen Kräfte und Organe des erkennenden Geistes zumal, und auf jede im besondern geeignete Rücksicht genommen, und keine einseitig und auf Kosten der andern ausgebildet, — daß die niederen stets im Dienste der höheren erhalten und geübt, alle aber zur Erreichung unserer Bestimmung, zur Ehre Gottes und zum Nutzen unseres Mitmenschen in Thätigkeit gesetzt und angewendet werden sollen.

Die soeben in Ansehung des Erkenntnißvermögens ausgesprochene Pflicht muß natürlich ebensosehr und noch mehr auch in Ansehung des Willensvermögens geltend gemacht werden. Die Mittel betreffend, welche anzuwenden sind, um dem Willensvermögen die gehörige Ausbildung und Vervollkommnung zu verschaffen, so stellen sich als solche im allgemeinen dar: die sorgfältige Benützung der Gnade Gottes und die gewissenhafte Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche; insbesondere aber unausgesetzte sittliche Wachsamkeit und stete Uebung in der christlichen Selbstverläugnung.

6. Trage gleicherweise Sorge für die Seele des Nächsten. Trübe deinem Nächsten nicht die Quelle des Heils; beleidige nicht den Geist, der durch Christus in ihm ist; gefährde und raube ihm nicht den Stand der Gnade, sondern hilf ihm, diesen zu bewahren, und, wo er ihn verloren hat, denselben wieder zu gewinnen; hemme ihn nicht in seinem Streben nach sittlicher Vervollkommnung, sondern unterstütze ihn auf alle Weise in demselben.

Die Seele des Mitmenschen ist um denselben theuren Preis erkauft wie die unsere, und kraft der Wiedergeburt steht auch sie in der Gnadengemeinschaft mit Gott durch Christus im heiligen Geiste. Und diese Gemeinschaft zu bewahren und zu befestigen, bildet die höchste Aufgabe und den eigentlichen Endzweck seines Lebens; denn auch ihm hälfe es nichts, wenn er

die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden nähme. Matth. 16, 25. Und darum ergeht an jeden aus uns das oben ausgesprochene Gebot. Das somit bezeichnete Verhalten in Ansehung der Seele und des Seelenheils unseres Nebenmenschen ist uns aber nicht bloß durch die Nächstenliebe geboten, sondern erscheint zugleich als Pflicht gegen Gott, der dem Nebenmenschen eine solche Würde und Bestimmung gegeben, der von Anbeginn zum Heil aller Menschen gewirkt hat, alle zur Erreichung ihrer Bestimmung bringen und dadurch verherrlicht werden will. Diejenigen also versündigen sich schwer, welche sich unbekümmert zeigen um das Seelenheil der Mitmenschen; die Gelegenheiten unbeachtet lassen, in denen sie dem Nebenmenschen in Absicht auf sein Seelenheil ersprießliche Dienste leisten, ihn von Gefahren der Seele befreien und vor dem Falle in die Sünde bewahren könnten. Diese allgemeine Pflicht der Seelsorge erhält aber noch eine besondere Wichtigkeit und Kraft für diejenigen, denen sie durch Stand und Beruf nahe gelegt ist und obliegt.

7. **Mit der pflichtmäßigen Sorge für deine Seele verbinde strenge Erfüllung der Pflichten, welche uns bezüglich des leiblichen Daseyns und Lebens obliegen. Würdige wohl die Bedeutung des leiblichen Lebens. Meide, was der Gesundheit zu schaden und das Leben zu verkürzen oder zu zerstören geeignet wäre, und wende alles an, was zum Schutze und zur Fristung des Lebens nothwendig ist und zur Verlängerung desselben, zur Ausbildung und Vervollkommnung der körperlichen Kräfte mitwirkt.**

Nicht bloß die Seele, sondern auch das leibliche und zeitliche Daseyn und Leben des Menschen ist von unendlicher Bedeutung und Wichtigkeit. Dieß beweist vorerst schon dessen **Ursprung**, so wie die von Gott ihm zugedachte **Bestimmung**. Ursprünglich nämlich durch den Hauch Gottes mit der unsterblichen Seele zugleich erweckt (I. Mos. 2, 7.), sollte auch das leibliche Leben in der Einheit mit dem Leben der Seele an der Unsterblichkeit und ewigen Beseligung dieser unmittelbar Theil nehmen. Und diese ursprüngliche Bestimmung des leiblichen Lebens ist trotzdem, daß

in Folge der Sünde der Tod die Herrschaft über dasselbe erhalten hat, nicht aufgehoben worden. Denn Gott hat es sich vorbehalten durch seine Allmacht das im Tode aufgelöste leibliche Leben wieder zu erwecken, und den in Staub zerfallenen Leib mit der unsterblichen Seele dereinst für immer wieder zu verbinden. Groß und erhaben ist also die Würde und Bedeutung des leiblichen Lebens an und für sich schon.

Noch einleuchtender wird aber die Bedeutung und Wichtigkeit des leiblichen Lebens in der Betrachtung des entscheidenden Einflusses, den das zeitliche Leben und seine Dauer für das ewige Leben des Menschen hat. Nur so lange nämlich als die Verbindung der Seele mit dem Leibe oder das zeitliche Leben dauert, währet die Zeit des Verdienstes. Von der guten oder schlechten Verwendung dieser kurzen Lebenszeit hängt das Loos des Menschen für die ganze Ewigkeit ab. Sie ist die Zeit der Aussaat für die große Erndte (Matth. 13, 24); der Tag, den wir im Weinberge des Herrn zu arbeiten haben (Matth. 20, 1 ff.); die Frist, in welcher wir mit den anvertrauten Talenten wuchern sollen (Matth. 25, 14. ff.). Je länger aber die Zeit des Lebens währt, desto mehr kann der Mensch für die Ewigkeit thun. Und je gefügiger und williger der Leib im Dienste der Seele ist, zu einer desto größeren Tugend und Gottähnlichkeit kann die Seele sich erschwingen.

Daraus nun, daß dem leiblichen Leben an und für sich eine so hohe Würde und Bedeutung zukommt, so wie daraus, daß die Dauer und Beschaffenheit desselben einen so entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung unseres zukünftigen Looses hat, folgt von selbst die Pflicht, es in jeder Beziehung heilig zu halten und gewissenhaft dazu zu benützen, wozu es Gott uns verliehen hat.

Diese Pflicht wird in ihrem ganzen Umfange verletzt durch den Selbstmord. Der Selbstmörder setzt sich freventlich hinweg über die von Gott ihm gesetzten Bedingungen des Daseyns; er will die sittliche Aufgabe, die ihm hienieden geworden, nicht lösen, und die gnädige Absicht Gottes mißkennend, kündigt er ihm thatsächlich den Gehorsam auf; vor der Zeit und im Zustande des geistigen Todes überliefert er sich dem fürchterlichen Gerichte

Gottes. Der leibliche Selbstmord ist demnach die schneidendste Verletzung der christlichen Pflicht der Selbstliebe und eine Handlung des schnödesten Undanks und Ungehorsams gegen Gott, den Herrn des Lebens. — Der Selbstmord ist außerdem ein Verbrechen an der bürgerlichen Gesellschaft, die mit Recht auf ehrenhafte Thätigkeit ihrer Glieder Anspruch macht, und deren Wohl eben davon abhängt, daß die Einzelnen sich dem Ganzen verpflichtet erachten. Ueberdieß begeht der Selbstmörder nicht selten eine schreiende Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die einen natürlichen und rechtlichen Anspruch auf sein Leben und seine Berufserfüllung hienieden hatten.

Der Selbstmord als unmittelbarer, gewaltsamer Angriff auf das leibliche Leben stellt sich leicht als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen dar. Es gibt aber auch eine allmähliche Erschöpfung der leiblichen Kräfte und unbewußte Zerstörung des Lebens, der viele, namentlich in der Jugend, hingegeben sind, als wäre sie minder sündhaft, weil kein Selbstmord dabei beabsichtigt ist. Die Thörichten! ihr Leichtsinn, ihre Zügellosigkeit bringt ihnen früher oder später die bittersten Früchte. Zu den sogenannten indirecten Angriffen auf das Leben gehören alle Arten von Ausschweifungen und Leidenschaften, welche die Gesundheit untergraben und den Menschen vor der Zeit ins Grab bringen, z. B. Unzucht, Unmäßigkeit, Zorn, Neid.

Die Pflicht der Selbsterhaltung ist mit der Vermeidung dessen was der Gesundheit zu schaden und das Leben zu verkürzen oder zu zerstören geeignet wäre, noch nicht erschöpft. Eine vollkommene Erfüllung derselben ist nur dann vorhanden, wenn auch alles angewendet wird, was zum Schutze und zur Fristung des Lebens nothwendig ist und zur Verlängerung desselben, zur Ausbildung und Vervollkommnung der körperlichen Kräfte mitwirkt. Hiezu dient die leibliche Pflege und Uebung.

Daß dem Christen angemessene Pflege seines Leibes und seiner Gesundheit nicht bloß erlaubt, sondern für ihn Pflicht sey, geht aus der rechten Würdigung der Bedeutung des Leibes und seines Verhältnisses zu der Seele hervor. Der Leib soll der rüstige Diener des Geistes seyn, bereit seine Entwürfe auszuführen, seine Absichten äußerlich zu verwirklichen. Von sei-

ner Kraft und Rüstigkeit hängt in vielfacher Beziehung die Wirksamkeit und gedeihliche Berufserfüllung des Menschen ab, und sein Zustand und Befinden hat nicht selten entscheidenden Einfluß auf den Zustand und das Befinden der Seele. Der Mensch ist nur dann, wenn er leiblicher und geistiger Gesundheit zugleich sich erfreut, einer vollkommenen Pflichterfüllung gewachsen, von welcher die Lösung seiner Lebensaufgabe bedingt ist. Daß übrigens die Sorgfalt für den Leib und das leibliche Leben der Sorge für die geistigen Güter und das Seelenheil untergeordnet seyn soll, erhellt aus dem eben Gesagten gleichfalls von selbst.

8. Sey mäßig im Genusse von Speise und Trank.

Als ein leiblich sinnliches Wesen bedarf der Mensch zu seiner Erhaltung und zu seinem Wachsthum der Nahrung. Dieses Bedürfniß spricht sich unmittelbar aus in dem Gefühle von Hunger und Durst, und dessen Befriedigung ist uns im allgemeinen nicht bloß erlaubt, sondern durch die Pflicht der Selbsterhaltung geradezu geboten. Deßwegen hat Gott selbst dem Menschen ursprünglich seine Nahrung angewiesen (I. Mos. 1, 28. 29,) und indem er ihm die Herrschaft über die Natur einräumte, erlaubt: alles was er zur Ernährung seines Leibes dienliches in ihr vorfindet und durch Cultur ihr abgewinnen kann, zu benützen und sich anzueignen.

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses unserer sinnlichen Natur muß aber durchgehends unter der Leitung der Vernunft stehen und auf die höheren Zwecke des Lebens bezogen werden. Denn der Mensch lebt nicht um zu essen, sondern soll essen um zu leben. Insbesondere aber wird erfordert: a) daß jede unnatürliche und ungesunde Nahrung gänzlich vemieden; b) daß im Gebrauche der Nahrung die gehörige Mäßigung beobachtet und die rechte Ordnung in Ansehung der Zeit eingehalten; c) daß die mit dem Genusse verbundene sinnliche Annehmlichkeit nicht als solche oder als Zweck, sondern nur in gehöriger Unterordnung unter den Hauptzweck der Speise, der die Ernährung ist, gesucht; d) daß Speise und Trank im Aufblicke zu Gott und mit Danksagung genossen werde.

Dem vernünftigen und christlichen Verhalten in Bezug auf

den Gebrauch der Nahrungsmittel widerspricht a) die Unmäßigkeit im Genusse von Speise und Trank, oder die Hingegebenheit an die Gaumenlust und die unordentliche Befriedigung dieser Lust. Sie erscheint als Gefräßigkeit und Trunksucht. Die tiefe Entwürdigung, die in diesen beiden Lastern liegt, drückt der Apostel mit einem Worte aus, wenn er sagt: Ihr (der Unmäßigen) Gott ist der Bauch. Philipp. 3, 18. 19., und Jacobus, wenn er schreibt: Ihr schwelget und mästet euere Herzen wie zum Schlachttage (5, 5.). Nicht minder erhellt sie aus dem Gefolge von Lastern und Uebeln, die durch Fraß und Völlerei herbeigeführt werden, als da sind: Abspannung und Trägheit, Heftigkeit und Zornwuth, Beschimpfung, Streithändel, Verwundung und Todtschlag, fleischliche Ausschweifungen aller Arten, Zerrüttung und Zerstörung der Gesundheit und die besonders bei der Trunkenheit sich häufig ergebende Unfähigkeit sich zu bessern; Vernachlässigung der Berufspflichten, des Haushaltes, Verschleuderung des Vermögens, Gefühllosigkeit für menschliches Elend (der reiche Prasser und der arme Lazarus Luk. 16, 19. ff.). Deßwegen wird auch Fraß und Völlerei in der heiligen Schrift durchgängig als ein heidnisches Laster bezeichnet und zu den Werken der Finsterniß gezählt, die vom Reiche Gottes ausschließen (Röm. 13, 12 — 14. Gal. 5, 19 — 21.).

Dem vernünftigen und christlichen Verhalten in Bezug auf den Gebrauch der Nahrungsmittel widerspricht b) die Leckerhaftigkeit und Feinschmeckerei, oder der Hang nach Speisen und Getränken, die besonders den Gaumen reizen und ein sinnliches Lustgefühl hervorrufen. Sie ist grobe Sinnlichkeit, wie die Unmäßigkeit; auch ihr Gott ist der Gaumen und der Bauch, und auch in ihrem Geleite sind Laster und Uebel aller Art, namentlich Wollust und Weichlichkeit, Krankheit und Verarmung. — Wo Unmäßigkeit mit Leckerhaftigkeit sich paart, erscheinen die verabscheuungswürdigen Laster der Prasserei, Schwelgerei und Schlemmerei.

9. Bewahre die christliche Keuschheit; fliehe die Unzucht.

Die christliche Keuschheit ist die durch die göttlichen Anordnungen und die Vorschriften des Christenthums geforderte sorg-

fältige und treue Beherrschung und Heiligung der Geschlechtsneigung in und außer der Ehe. — Die Hüterin und Wächterin dieser edelsten und zartesten Tugend ist die Schamhaftigkeit, welche Gott in die menschliche Natur gelegt hat, und die eine mächtige Schutzwehr bildet gegen alles was das kostbare Gut der Keuschheit verletzen und gefährden könnte. Die Schamhaftigkeit ist es, die uns auf die unmittelbarste und sicherste Weise darüber belehrt, was mit der Tugend der Keuschheit sich verträgt und was ihr zuwider ist und widerspricht. Das Gefühl der Schamhaftigkeit mit gewissenhafter Treue und Sorgfalt zu bewahren und es nie weder äußerlich noch durch eine innerliche Regung zu verletzen, ist daher vor allem Pflicht des Christen.

Die christliche Keuschheit vor und außer der Ehe (im ledigen Stande) besteht nicht bloß im Aeußerlichen, d. h. sie fordert nicht bloß die unbedingte Enthaltung von jeder Befriedigung des Geschlechtstriebes, von allen unreinen Werken und Handlungen, die den Leib, der ein Tempel Gottes und heilig ist, entheiligen und verderben würden, so wie von allen Worten und Geberden, die etwas unlauteres und zur Wollust verleitendes enthalten, sondern sie ist auch innerlich, d. h. sie fordert völlige und gänzliche Unterdrückung auch der leisesten unlauteren Neigung und Begierde eines jeden Gefühles und Gedankens, welcher der Schamhaftigkeit zuwider wäre. Doch auch dieses alles ist die christliche Keuschheit nur von der einen Seite; sie besitzt außerdem noch den Charakter bestimmter Weihe und Heiligung. Gott aus ganzem Herzen, über alles und aus allen Kräften liebend, will der Christ auch leiblich nur Gott und Christo angehören. Ihm, der ihn mit seinem Blute erlöset, und dem heil. Geiste, der ihn geheiliget und zu seinem Tempel geweiht hat, weiht er seine edelsten Gefühle, sein Herz und alle seine Kräfte; und mit Abscheu erfüllt ihn der bloße Gedanke an eine Sünde der Unreinigkeit, weil er weiß, daß nichts die Liebe Gottes mehr stören und den h. Geist, der in uns wohnt, mehr betrüben könnte. Dieses auch den Leib in seiner geschlechtlichen Beziehung beherrschende Heiligungsstreben, diese vollkommenste Gottesweihe des Christen tritt auch in seinem äußern Benehmen, in all seinem Umgang sichtbar hervor. Der Christ hat nicht bloß mit seinen

Augen einen Bund geschlossen wie der fromme Job, um alles fern zu halten was die Tugend der Keuschheit gefährden könnte; sondern mit unverwandtem Blicke schaut er hin auf das alles übertreffende und uns zur Nachahmung vorgestellte Musterbild und Ideal der Reinigkeit, die seligste Jungfrau Maria; ihr bringt er die zarteste Huldigung, ihr weihet er die edelste Liebe, die unsinnliche Liebe des Geistes, der keine unlautere Begierde aufkommen läßt.

Die sittliche Würde und Bedeutung der standesmäßigen Keuschheit bedarf nicht erst der Nachweisung; sie geht aus dem Begriff und Wesen derselben von selbst hervor. Jeder, dessen Herz und Gemüth nicht schmählich verwüstet, dessen Gefühle nicht verthieret sind, ist gedrungen ihren hohen Werth anzuerkennen, ihr seine Achtung und, wenn sie sich ihrem Ideale nähert, seine Bewunderung zu zollen. Selbst das Heidenthum, wie tief es auch gesunken und in die Laster der Unkeuschheit verschlungen war, hatte die dieser Tugend gebührende Achtung nicht verloren und zollte ihr, wo sie noch erschien, seine Bewunderung (Vestalinnen). Ja selbst der verworfenste Wüstling kann ihr eine geheime Achtung nicht versagen. — Die h. Schrift ist unerschöpflich in der Lobpreisung der Tugend der Keuschheit, und gibt uns die Erhabenheit derselben nach allen Seiten hin auf's vollkommenste zu erkennen, indem sie uns Ideal und Beweggrund, Wesen und Bestand dieser Tugend, so wie deren für dieses und das jenseitige Leben entscheidende Wichtigkeit und Bedeutung umständlich darstellt, und uns zur Keuschheit in Gedanken, Worten und Werken unbedingt verpflichtet. Weish. 4, 1. 2.; I. Cor. 6, 15 — 18; I. Theß. 4, 3 — 7. u. a.

Die Sünde wider die Keuschheit hat ihren Sitz vor allem in einer verkehrten Geistes- und Herzensrichtung, welche den Menschen von dem erhabenen Ziele, das ihm Gott gesteckt, ablenkt, und dem natürlichen Triebe die Zügel schießen läßt und die Herrschaft einräumt. In Folge hievon erscheinen zunächst die **inneren** Versündigungen gegen die Keuschheit. Dahin gehören a) die **unreinen Gedanken**, sey es auch daß sie unwillkürlich entstanden sind, wenn sie freiwillig gehegt und festgehalten werden, oder sey es, was noch schlimmer ist, daß sie freiwillig

hervorgerufen und mit Lust unterhalten werden; b) die unreinen Begierden; sie erscheinen da, wo die Unlauterkeit nicht mehr bloß mit Lust gedacht und vorgestellt wird, sondern bereits auch den Willen ergriffen, oder wo, wie die Schrift sagt, die Begierlichkeit bereits empfangen hat und im Begriffe steht die Sünde zu gebären. Jac. 1, 14. 15.

Auch schon der erste unlautere Gedanke, wenn er freiwillig und mit Lust gehegt wird, ist eine schwere Versündigung wider die Keuschheit. Denn diese ist ein untheilbares, eben so wesentlich inneres als äußeres Gut, und besteht in der völligen Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit und Fleischeslust. Wo aber unreine Gedanken die Seele erfüllen, da ist der Geist bereits seiner Herrschaft entsetzt. Wer sich an unreinen Vorstellungen erlustigt und von derlei Begierden ergriffen ist, zeigt eben dadurch thatsächlich seine Hingegebenheit an die Wollust; sein Herz ist befleckt, und um so befleckter je schändlicher der Gegenstand der Belustigung, und je lebhafter und heftiger, je beharrlicher und wirksamer die unreine Begierde ist. — Aus den Gedanken des Herzens entspringen, wie unser Heiland selbst versichert (Matth. 15, 19), die bösen Thaten des Lebens, insbesondere die wollüstigen Werke, und darum dringt das Christenthum so sehr auf Lauterkeit des Herzens.

Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über (Matth. 12, 34); die innerlich empfangene Sünde tritt äußerlich vorerst in unverschämten Worten und Reden hervor, und von da ist nur noch ein kurzer Weg bis zur schamlosen That. Unkeusche Reden, sie mögen in einzelnen unkeuschen Aeußerungen oder länger andauernden Gesprächen bestehen, verrathen unlautere Gesinnung und ein unreines Herz, und sind als solche schwere Versündigungen wider die Keuschheit. Denn sie ertödten immer mehr das Schamgefühl und geben den unkeuschen Gedanken und Begierden neuen Stoff und Nahrung. Was aber ihre Schuld noch vermehrt, ist das Aergerniß, welches dadurch überhaupt gestiftet wird, und insbesondere dann, wenn sie vor unschuldigen Ohren geführt werden, und somit solche, welchen glücklicher Weise das Laster der Unkeuschheit bisher noch unbekannt gewesen, zu vergiften geeignet sind. Und wenn von unkeuschen Liedern

und Gesängen dasselbe noch im erhöhten Maße gelten muß, was soll man erst sagen von unsittlichen Schriften, die das Laster der Unzucht mit den verführerischsten Reizen überkleiden und ihr Gift überallhin verbreiten? Auch in Blicken und Geberden, Entblößung und schamloser Kleidung zeigt sich die das Innere des Menschen beherrschende Unzüchtigkeit äußerlich zur Verführung der Unvorsichtigen und zum Aergerniß der Unschuldigen.

Ihre Vollendung erhält die Sünde der Unkeuschheit in den Werken der Unzucht. Da diese aber der Art sind, daß schon ihr bloßer Name keusche Ohren beleidigt, so wollen wir mit einigen allgemeinen Bemerkungen zum Schluß eilen.

Die Sünden der Unkeuschheit sind die abscheulichsten von allen und im höchsten Grade verdammlich. Denn abgesehen von den unmittelbaren und höchst verderblichen zeitlichen Folgen, zeigt sich in ihnen die höchste Entwürdigung, zu der es der Mensch bringen kann. Durch sie wird das göttliche Ebenbild im Menschen auf das schändlichste verunehrt und seine hohe Bestimmung am meisten mit Füßen getreten. Sie sind die gefährlichsten und fürchterlichsten Sünden, denn sie vergiften Leib und Seele zumal, und nicht nur diesen sichtbaren irdischen Leib, der eine Speise der Würmer seyn wird, sondern auch den unsichtbaren Keim des künftigen Auferstehungsleibes. Denn, sagt der Apostel (1. Cor. 6, 18): „jede Sünde, die der Mensch begeht, ist außer dem Leibe; wer aber Unzucht treibt, der sündigt an seinem eigenen Leibe.“ Darum drohet auch Gott den Unkeuschen ein besonders schweres Gericht, und verkündigt ihnen, daß sie keinen Theil am Reiche Gottes haben werden. 1. Cor. 3, 17. Hebr. 13, 4. 1. Cor. 6, 9. 10. Gal. 5, 19—21.

10. Sorge für die äußere Ehre und Erhaltung eines guten Namens.

Die Ehre oder der gute Name ist der äußere Erweis der von anderen gegen uns gehegten Achtung und Anerkennung. Der gute Name ist ein köstliches Gut, köstlicher als Reichthum, und eben so köstlich als das Leben selbst; denn von ihm ist nicht bloß unser eigenes Fortkommen in der Welt abhängig, sondern insbe-

sondere auch unser Einfluß auf andere und unsere gesammte sittliche Wirksamkeit wesentlich bedingt. Und hieraus folgt von selbst, daß wir die Pflicht haben, unsere Ehre heilig zu halten und für die Bewahrung unseres guten Namens nach Kräften zu sorgen.

Diese Sorge muß sich vornehmlich dadurch bethätigen, daß wir uns eines Gott wohlgefälligen Wandels befleißen, und unser Gewissen rein und unbefleckt bewahren. Denn der rechte gute Name ist nur der, der auch vor Gott gilt; nicht aber wenn uns alle Welt wohlredet, weil wir ihr in Allem zu Gefallen leben. „Das ist unser Ruhm, das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir mit Herzenseinfalt und Lauterkeit vor Gott, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes in der Welt gewandelt haben." 2. Cor. 1, 12. —

In der Pflicht der Heilighaltung der Ehre und des guten Namens ist auch eingeschlossen das Recht, die uns gebührende äußere Ehre zu fordern und ungerechte Angriffe auf dieselbe abzuwehren. Damit jedoch das Streben nach äußerer Anerkennung und Ehre eines Christen würdig sey, muß es nicht allein auf wirkliche Vorzüge und Ehrenansprüche sich gründen, sondern auch mit Bescheidenheit, Nüchternheit und Demuth gepaart seyn, und überall die Ehre Gottes und das eigene Seelenheil im Auge haben. Was die Vertheidigung der angegriffenen Ehre betrifft, so versteht es sich von selbst, daß sie nur durch sittlich erlaubte und zweckdienliche Mittel unternommen und geführt werden darf.

Der pflichtmäßigen Sorge für die Ehre und den guten Namen widerspricht einerseits der Mangel an rühmlichem Streben und Ehrgefühl, sowie die Gleichgültigkeit gegen Verunehrungen unserer Person und unseres Standes, — und sicher ist beides das Zeichen tiefer sittlicher Versunkenheit; andrerseits das unordentliche Streben, Haschen und Geizen nach äußerer Ehre und Menschenlob, die Eitelkeit und der Ehrgeiz.

11. Halte auch die Ehre und den guten Namen des Nächsten heilig.

Ein so hohes und köstliches Gut die Ehre für uns selbst ist, ist sie auch für einen jeden aus unsern Mitmenschen; und wenn

uns daher die christliche Selbstliebe verbindet, unsere eigene Ehre heilig zu halten und für unsern guten Namen zu sorgen: so sind wir durch die christliche Nächstenliebe zu gleichem auch in Ansehung der Ehre und des guten Namens unseres Mitmenschen verpflichtet.

Verboten und sündhaft ist demnach jede unmittelbare oder mittelbare Schmälerung der Ehre und des guten Namens des Nebenmenschen. Als besonders schwere Versündigungen stellen sich in dieser Hinsicht dar:

a) Der Argwohn. Er beginnt mit dem Zweifel an der Ehrenhaftigkeit des Nächsten, wo entweder gar keine, oder nicht hinreichende Gründe dazu vorhanden sind. Der Zweifel steigert sich bald zum ungegründeten Verdacht. Dieser findet statt, wo dem Nächsten ohne hinreichende Gründe böse Absichten und Handlungen zugedacht werden. Der Argwohn in seiner höchsten Steigerung spricht sich aus im freventlichen Urtheil, wodurch das was bloße Vermuthung ist, als wirklich und gewiß vorausgesetzt, angenommen und behauptet wird. Diese Beeinträchtigungen der Ehre des Nächsten sind um so verdammlicher, je schwerer das Böse ist, das dem Nebenmenschen zugemuthet wird; und je größer die Lust und Hartnäckigkeit ist, mit welcher der Zweifel und Verdacht gepflegt und gesteigert, und das ehrenkränkende Urtheil ausgesprochen und festgehalten wird.

b) Die Ehrabschneidung. Sie wird begangen durch Verkleinerung der Ehre des Nebenmenschen einerseits, und durch Aufdeckung fremder Fehler andererseits. Erstere besteht darin, daß man der Ehre des Nächsten dadurch Abbruch thut, daß man entweder sein Gutes zu verdecken, seine trefflichen Eigenschaften zu verkleinern sucht, oder seine guten Absichten nicht anerkennt; letztere darin, daß man seine Fehler und sein Böses unnöthiger und unbefugter Weise an das Tageslicht zieht und ausbreitet. Durch erstere verletzt man eben so sehr die Gerechtigkeit, wie durch letztere die Liebe gegen den Nächsten.

c) Die Verleumdung. Sie wird begangen, wenn man von seinem Nächsten lügnerischer Weise Böses aussagt, indem man entweder überhaupt auf seinen Charakter ein trübes Licht

wirft und ihn verdächtigt, oder indem man ihn irgend einer bestimmten Schlechtigkeit zeiht. Die Verleumdung ist ein schändliches Laster, vor Gott und Menschen ein Gräuel. Darum warnt die h. Schrift auch so nachdrücklich vor demselben. Jac. 4, 11. 1. Petr. 2, 1. u. a.

d) Die Beschimpfung. Sie wird begangen dadurch, daß man die dem Nächsten gebührende Achtung geradezu und offen verletzt, sey es durch schmähliche Reden, oder Handlungen oder Schriften (Pasquil). Sie wird Verhöhnung genannt, wenn sie insbesondere darauf abzielt, den Nächsten dem Gelächter und Gespötte anderer preiszugeben. Die Beschimpfung verräth einen durchaus rohen und leidenschaftlichen Geist, und ist an sich sowohl als in ihren Wirkungen höchst verdammlich.

Wer immer den guten Ruf eines Menschen ungerechter Weise geschmälert hat, ist schuldig denselben wieder herzustellen, und für den dadurch dem Nächsten zugefügten Schaden einzustehen. Die Wiederherstellung kann aber geschehen durch Widerruf, Abbitte und angemessene Ehrenerklärung, im Falle wirkliche Verleumdung stattgefunden hat; durch Ehrenrettung, wenn zwar wahre, aber geheime Fehler ohne Grund bekannt gemacht worden sind. Der Ersatz für den durch Ehrenkränkung erlittenen Schaden ist zwar von der Gerechtigkeit strenge gefordert, allein er ist häufig so unersetzbar, als unberechenbar; und darin liegt, abgesehen von der schweren Verantwortlichkeit der Ehrenkränkungen an und für sich, noch ein weiteres und kräftigeres Motiv (Beweggrund) zur Schonung der Ehre des Mitmenschen.

12. Sorge für einen gesegneten Wirkungskreis und eine angemessene Berufsthätigkeit innerhalb der menschlichen Gesellschaft.

Der einzelne Mensch (das Individuum) ist Glied eines großen Ganzen, der menschlichen Gesellschaft. Je nach den besonderen Kräften und Fähigkeiten, die der Einzelne empfangen hat, erhält er auch in der Gesellschaft eine besondere Stellung und gehört dadurch einem bestimmten Stande an. Die Verschiedenheit der Stände ist schon in der Natur der menschlichen Gesellschaft begründet; das Christenthum aber hat die natürlich be-

gründeten Unterschiede der Stände nicht bloß fortbestehen lassen, sondern auch durch ausdrückliche (positive) Anordnung solche eingeführt (Stand der Geistlichen und der Laien). Vrgl. 1. Cor. 12, 28—30.

Der einzelne Mensch ist verpflichtet, die ihm verliehene Kraft zum Besten des Ganzen anzuwenden. Da nun das Maß der dem Einzelnen verliehenen Kraft stets ein beschränktes und nicht jeder zu allem befähigt ist, so ist es unumgänglich nothwendig, daß er seine Kraft zusammennehme, um sie ganz und ungetheilt auf einen Gegenstand zu richten, d. h. er ist verpflichtet einen besondern Stand und Beruf zu wählen und für denselben insbesondere sich vorzubereiten.

Um zu einer glücklichen Wahl seines Standes und Berufes zu gelangen, ist vor allem nothwendig, daß wir die Standeswahl als eine hohe Angelegenheit und als einen entscheidenden Schritt unsers Lebens betrachten. Ist dieß bei dir der Fall, so wirst du folgenden nähern Rath beherzigen: Bitte vor allem Gott um Erleuchtung und glückliche Lenkung deiner Wahl. Erforsche die von Gott dir verliehenen Gaben und Kräfte, sowie deine natürliche Neigung, damit du erkennest, in welchem Stande und Berufe du dein Seelenheil am sichersten erreichen, zum allgemeinen Besten und zur Verherrlichung Gottes am meisten wirken könnest. Lerne im voraus die Anforderungen, die durch den Stand und Beruf, welchen du zu wählen geneigt bist, an dich gestellt werden, genau kennen; vergleiche damit deine Kraft und Neigung; ziehe alle Umstände sorgfältig in Erwägung und benütze den Rath verständiger, dir wohlwollender Menschen. Und fühlst du eine wirkliche, nachhaltige Neigung und Begeisterung für einen Stand, so laß dir dieß ein Kennzeichen wirklichen Berufes für denselben seyn, und zaudere nicht, sondern entscheide dich dafür im Namen Gottes und bleibe der getroffenen Wahl getreu, trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten, mit denen du dabei zu kämpfen hast.

Dieses Treubleiben führt von selbst zum Berufseifer. Der Berufseifer ist das gewissenhafte und beharrliche Streben nach genauer Erfüllung alles dessen, was unser Stand und Beruf von uns erheischt. Ihn fordert nicht bloß der Gehorsam

und die Liebe gegen Gott, der uns unsere Talente gegeben hat um damit zu wuchern, sowie die wahre Selbst- und Nächstenliebe, sondern schon die Gerechtigkeit gegen diejenigen, denen wir durch den Antritt unseres Standes und Berufes uns verpflichtet haben, und die wir durch mangelhafte Erfüllung unserer Berufspflichten beeinträchtigen und beschädigen würden.

Zu einer gewissenhaften und eifrigen Berufserfüllung wird aber insbesondere erfordert: a) daß man für dieselbe seine ganze Kraft verwende und sie nicht zersplittere oder durch fremdartige, ungeeignete und unnütze Beschäftigungen vergeude; b) daß man planmäßig und nach einer zweckmäßigen Ordnung verfahre; c) daß man seine Kräfte nicht so anstrenge, daß sie vor der Zeit gebrochen und wir dadurch zur ferneren Pflichterfüllung untauglich werden; d) daß wir trotz der Hindernisse und Beschwerden unserer Standes- und Berufserfüllung im Hinblick auf Gott und seinen Beistand unsere Begeisterung und Liebe für denselben ungeschwächt zu erhalten suchen, und mit beharrlichem Muthe fortfahren die Aufgabe unseres Lebens zu lösen, eingedenk der den treuen Knecht jenseits erwartenden Belohnung.

Das beruflose Leben kann nur für solche, die geistiger und leiblicher Trägheit ergeben sind, einen Reiz haben und widerspricht eben so sehr der göttlichen Anordnung, als der Pflicht gegen sich selbst und gegen den Nebenmenschen; es straft sich allzeit auch selbst, denn die Beruflosigkeit überantwortet den Menschen dem Müßiggange; dieser aber verzehrt die beste Kraft des Menschen, wird allmählich zur unerträglichen Last und ist aller Laster Anfang.

13. Liebe das Vaterland; ehre die Obrigkeit; sey gehorsam den Gesetzen und insbesondere von Herzen ergeben und unterthan dem Oberhaupte des Staates.

Das Land, wo du geboren bist, die goldenen Tage der Kindheit gelebt und unter verständiger Leitung für das Leben dich gebildet hast, ist dein Vaterland. Ein Vaterlandsfreund zu seyn, ist eine unerläßliche Anforderung an jeden, der kein todtes Glied in der gesellschaftlichen Lebensordnung seyn will. Von je-

her haben nämlich die stammverwandten Theile des Menschengeschlechts zusammengehalten und zur Förderung ihrer gemeinsamen Interessen, sowie zur Bewahrung und Sicherung der zeitlichen Rechte der Familien und der Einzelnen in ihr sich enger verbunden. So ist das Gemeinwesen entstanden, welches wir Staat nennen. Der Staat als wohlgeordnetes, zu gesetzlicher Machtübung verbundenes Gemeinwesen kann im Leben in verschiedenen Formen bestehen. Das Christenthum erkennt jede zu Recht bestehende Staatsform als göttliche Fügung und als eine Erscheinung göttlicher Ordnung auf Erden an; denn, sagt der Apostel (Röm. 13, 1.): „Es ist keine Gewalt, als von Gott; jede Obrigkeit, welche da ist, ist von Gott geordnet!" Und damit erstickt er im Keime jene Schwärmerei (Fanatismus), die den Bestand einer Ordnung, z. B. die monarchische Regierungsform oder das Königthum, darum für unzulässig erklärt und umzustürzen sich bemüht, weil man der Meinung ist, daß sie der besten Regierungsform, wie man sich eben solche denkt, nicht entspreche.

Der Christ ist der rechtmäßigen Obrigkeit des Staates, dem er angehört, unterthan, und zwar nicht aus Zwang, sondern um des Gewissens willen; denn er weiß, daß die Obrigkeit, wie der Apostel (Röm. 13, 4.) sagt: „Gottes Dienerin ist, ihm zum Besten, von Gott verordnet." Er ist gehorsam den Gesetzen und den Verordnungen des Regenten, und sein Gehorsam ist kein bloß äußerer, sondern ein Gehorsam aus innerer Hochachtung. Gewissenhaft entrichtet er den gesetzlichen Beitrag an Steuern und Abgaben, und ist bereit in Zeiten der Noth und Gefahr mit Gut und Blut für das Wohl des Vaterlandes einzustehen (Militärpflicht).

Insbesondere von Herzen ergeben und unterthan ist der Christ dem Oberhaupte des Staates, dem Landesfürsten. Er erkennt ihn an als von Gott gesetzt und mit Majestät ausgerüstet, und darum zollt er ihm auch nicht bloß den schuldigen Gehorsam, sondern er ist ihm anhänglich mit ungeheuchelter Ehrfurcht, unbegränzter Liebe und unwandelbarer Treue. Und für ihn bringt er unablässig Gebete, Fürbitten und Danksagungen dar.

1. Timoth. 2, 1. 2. St. Petrus schreibt: Fürchtet Gott; ehret den König.

14. Lebe als Christ in der Kirche und für die Kirche, damit der Wille Gottes an dir geschehe und sein Reich zu dir komme.

Außer der gesellschaftlichen Ordnung, welche zur Bewahrung und Förderung der irdischen Interessen der Völker von der Vorsehung bestimmt ist, gibt es eine andere, welche ihnen die Güter und Mittel des Gnadenheiles bewahrt und alle einzelnen Völker zu einem Reiche vereinigt, das nicht von dieser Welt ist. Diese andere Ordnung ist die Kirche. Sie, die Kirche, ist die unmittelbare Offenbarung der göttlichen Liebe, Gnade und Wahrheit; die Heilsanstalt, um das sündhafte Menschengeschlecht zu heiligen und seiner ewigen Bestimmung entgegenzuführen; das Reich Gottes auf Erden, durch dessen Erweiterung und Ausbreitung alle Völker und Nationen beglückt, alle Staaten und Reiche in Frieden und Eintracht verbunden werden sollen. Vom Sohne Gottes selbst gestiftet, besteht sie aus unmittelbar göttlichem Rechte. Und da christlicher Glaube, christliches Leben und gesicherter Anspruch auf die ewige Seligkeit nur durch sie und in ihr vorhanden ist, so kann jeder, der Christ seyn will, nur in der Kirche und für die Kirche leben wollen. Jeder soll daher die Kirche als seine geistige Mutter (Gal. 4, 26.) ehren, ihren Anordnungen und ihrer Zucht sich willig unterwerfen, für sie beten und zu ihrer Ausbreitung und Verherrlichung nach Kräften beitragen.

Das Reich Gottes ist in uns, sagt der göttliche Heiland; es ist die Gemeinschaft mit Gott im Glauben und in der Liebe, zu welcher der Mensch ursprünglich erschaffen, welche durch Christi Menschwerdung wieder hergestellt worden, und welche durch den heiligen Geist mittelst der Gnade und Sacramente vollzogen wird. Diese Gemeinschaft ist hienieden eine werdende und im Wachsthum begriffene: das ist die streitende Kirche. Den Preis, um welchen wir streiten, bezeichnet der Apostel (1. Joh. 3, 2.) mit den Worten: Zwar sind wir jetzt schon Kinder Gottes, aber es ist noch nicht erschienen was

wir seyn werden, unser Leben ist mit Christus noch in Gott verborgen, und wir sollen erst dereinst, wenn Christus, unser Leben, offenbar wird, mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit (Col. 3, 3. 4). Diesem unseren Ziele gehen wir als Glieder der streitenden Kirche hienieden entgegen, und kämpfen und ringen nach demselben, um es jenseits, nachdem wir durch Tod und Gericht glücklich hindurchgegangen, zu erreichen. In die triumphirende Kirche Gottes aufgenommen und der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden, das ist die unschätzbare Hoffnung der Streiter Christi, der Getreuen, die hienieden wahrhaft in der Kirche und für die Kirche leben.

wir seyn werden; unser Leben ist mit Christus noch in Gott verborgen, und wir sollen erst dereinst, wenn Christus, unser Leben, offenbar wird, mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit (Col. 3, 3. 4). Diesem unseren Ziele gehen wir als Glieder der streitenden Kirche hienieden entgegen, und kämpfen und ringen nach demselben, um es jenseits, nachdem wir durch Tod und Gericht glücklich hindurchgegangen, zu erreichen. In die triumphirende Kirche Gottes aufgenommen und der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden, das ist die unschätzbare Hoffnung der Streiter Christi, der Getreuen, die hienieden wahrhaft in der Kirche und für die Kirche leben.

Herbst, Ferdinand Ignaz, 1798-1863

Lesebuch für Schule und Haus zunächst für die katholische Jugend

München 1850